CARL, MARCHESE de GROSSE.

Liebe fc.

Die

SCHWEIZ.

Von

Carl Marchese von Grosse.

Erſten Bandes Erſter Theil.

Halle, 1791.
in I. C. Hendels Verlage.

RBR
Tantz
#1396

An

meine schœne Cousine,

Julie Bella,

Marquise von Guéménez.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/dieschweiz1121gros

Vorrede.

Schon der Ueberblick dieſes Werkes wird es lehren, was man von ihm zu erwarten habe; nemlich eine eigene Ueberſicht eines hæufig beſuchten Landes, vielleicht brauchbar für den Gelehrten, nützlicher für den Reiſenden, aber gewiſs am nützlichſten für den Menſchen. Nur ihm habe ich beſonders gearbeitet; für die erſteren iſt kaum mehr als beylæufig geſorgt. Eine bis in ihre Nüancen verfolgte Darſtellung der ſchweizeriſchen Anlagen und ihrer Bildung, die Zergliederung der Regierungsformen und Sitten, der daraus erwachſenden Verhæltniſſe des Ganzen und der Theile zu einander, des wechſelſeitigen Einfluſſes der natürlichen Beſchaffenheit auf die Erziehung der Kunſt und der Kultur, auf

einen freyen Menſchenhaufen; – dies ſind die Hauptgegenſtände meines Gemäldes. Wo ich ſelbſt ſehen konnte und ſah, – da habe ich mich einem offenen Unterſuchungsgeiſte übergeben; niemals ſchien mich ein Geiſt, geſchaffen für die Empfindung ſeines menſchlichen Werthes, gewohnt es zu fühlen was Freyheit iſt und was ſie vermag, ganz verlaſſen zu wollen, und die ſanfte Schwärmerey eines weichen Herzens tauchte die ſchönen Bilder des Verſtandes in die helle Farbengluht, welche die Empfänglichkeit für Einfalt der Sitten und für die erhabene Dürftigkeit in der Lebensweiſe ſeinen Gemälden anbietet.

Man urtheile zuerſt über das *Ganze*. Denn um allgemeine Schlüſſe ziehen zu kœnnen, muſste ich vorher oft einzelne Data angeben. Man wird nicht in einem jeden Kapitel alles finden, was wohl zu ſeiner Bezeichnung gehœrte; wenn man aber das Zerſtreuete am Ende zuſam-

zuſammengeſpart hat, ſo wird man, wie ich hoffe, kein weſentliches Glied zu einer Kette vermiſſen.

Dies Buch iſt das Werk von mehr als fünf Iahren; aber man wird es fühlen, daſs es ſchwierig iſt, über ein ſo oft betretenes Land viel neue Beobachtungen machen zu kœnnen. Wo dieſe mir daher fehlten, habe ich hin und wieder doch wenigſtens etwas Neues in die Reſultate zu bringen geſucht. Da ich etwas Ganzes zur Abſicht hatte, wenn ich mich der Vollſtændigkeit nicht allenthalben næhern konnte, ſo habe ich dankbar alle meine Vorgænger benutzt, ſelbſt da, wo der Ausdruck ihrer Gefühle mehr Vermœgen und eine reichere Lebhaftigkeit æuſserte, als ich mir dem meinigen zu geben getrauete. Wo mir aber eine Stelle des Ufers noch unbetreten erſchien, da habe ich auch Wellen und Brandung nicht geſcheuet, und wenn mich dieſe wieder zurückwarfen, ſo hat nicht der Wille, ſondern nur

menſch-

menſchliche Schwachheit ſich ein Denkmahl geſetzt.

Man wird es endlich auch empfinden, daſs von mehr als einer Seite, ſelbſt von entgegengeſetzten mir Schwierigkeiten erwuchſen, daſs ich ſowohl mit Mangel als mit Ueberfluſs zu kæmpfen hatte, daſs auch oft der Reichthum mich drückte. Wenn man eine Lieblingswiſſenſchaft hat, ſo ſcheinen gleichſam alle Augen der Seele auf dieſen einzigen Faden gerichtet zu ſeyn; in die fremdartigſten Gegenſtænde, die man bearbeitet, findet er oft am Ende ſich leiſe verwebt, und jede Welle der Wahrnehmung, wenn ſie mit dieſem allgemeinen Strome der Aufmerkſamkeit in einigem Grade verwandt iſt, reiſst um ſo lebhafter hin. Einen groſsen Theil meiner Lebenszeit habe ich der Naturwiſſenſchaft geweihet; wo hätte ich mehr Nahrung für ſie gefunden, als hier? Und an mehreren Orten habe ich auch die Spuren von den Kæmpfen

pfen nicht verwiſchen kœnnen, welche ich mit mir ſelbſt hatte; nur mühſam bin ich, beſonders bey der Naturgeſchichte der Alpen dem Plane gefolgt, welchen mir meine Beſtimmung angab, und den ich ſelbſt ſchon bey der Beobachtung, mit Herrn Storrs vortreflichen Alpenreiſe in der Hand, genau mir berechnen muſste, um ihn nachher nicht ganz zu verlaſſen.

Auch habe ich es abſichtlich vermieden, was manche Schriftſteller zur Darſtellung der Denkungsart fremder Vœlker für unentbehrlich erachten: Anekdoten, und ſogenannte kleine Charakterzüge; und nur einiger wenigen, in der Geſchichte hinlænglich begründeten, habe ich mich bedient, einen Geiſt noch lebhafter darzuſtellen, der ſich ſchon in ſeiner Quelle: der Beſchaffenheit des Landes, und in ſeinen Wirkungen dem Weſen der Herrſchaft, deutlich genug darſtellt. Nur eines unabhængigen Gei-

ſtes

ſtes bedarf es, um Beobachtungen mit Leichtigkeit machen zu können; aber freylich die Gelehrſamkeit und alle Talente eines einzelnen Mannes reichen kaum zu, ſeinem Gegenſtande bis in die heimlichſten Falten mit nie geſtörtem frohen Bewuſstſeyn und einer ſich immer gleichen Genauigkeit, unablæſſig zu folgen.

Habe ich endlich um Schœnheit der Sprache und um das Leben im Ausdrucke etwas von dem Verdienſte, welches man an mir zu finden geglaubt hat, ſo hat ſich dies gewiſs hier am deutlichſten zeigen müſſen, da eine warme Schwærmerey meine Bilder auflas und meine Beobachtungen faſste, und Enthuſiasmus für Grazie und Wahrheit in einer zarten Vermiſchung ſie an einander zu knüpfen verſuchte.

Die Schweiz.

Ersten Bandes, erster Theil.

Erſtes Kapitel.

Von dem Allgemeinen der Schweiz.

Alle Eindrücke, welche ein Land dem Reiſenden bey ſeinem erſten Eintritte darbietet, ſind eben ſo gut von den unmerklichen Vorurtheilen abhängig, die er in der Maſſe ſeiner Erkenntniſſe mit ſich umherträgt, als von dem Geiſte des Klimas ſelbſt, welcher die Produkte belebt. Aber in dem Zuſammenhange dieſer Gegend mit ihren Nachbaren

liegt oft etwas, das die vorhergefaſsten Ideen entweder ganz wieder aufloͤſst, oder ſie in ihrem Wirkungskreiſe doch nicht wenig beſchraͤnkt. Wo der erſte Empfang dem Beobachter gleichſam ſchon in der Entfernung wollüſtige Arme entgegenbreitet, da ſchlieſst er ihn nicht allein den reinſten Einfluͤſſen des Landes und der Sitten vollkommener auf, ſondern giebt ihm auch noch ein ſanftes Kolorit zu ihrer Verſchoͤnerung mit.

Die Schweiz iſt ein ſolches Land. Nichts entbehrend, was jede naͤhere Betrachtung an ſich ziehn und fortreiſſen kann, ſtimmt ſie die Sinne auch zu einer ſo reizbaren Empfaͤnglichkeit, für ſo guͤnſtige Wahrnehmungen, daſs dieſe ſich ſchon in geraumer Entfernung von merkbaren Wellen jenes Stromes von Gefuͤhlen beruͤhrt glauben, welche ſie doch in ihrem Bezirke ſelbſt erſt erwarten. Gleichſam nicht groſs genug, um den Geiſt, den ſie athmet, in ſeiner ganzen Fuͤlle faſſen und verarbeiten zu koͤnnen, ſcheint ſie ihn in die benachbarten Gegenden ausgieſsen zu muͤſſen, welche nun dieſen ar-

men

armen Reſten ihr ganzes Leben verdanken. Die Länder, die an allen Seiten, beſonders aber an der deutſchen, von der ſie am meiſten beſucht wird, neben ihr liegen, ſind eine Vorbereitungsſchule zu ihrem Genuſſe, und man verläſst nur die ſchœnen Gefilde Schwabens, um ſie in der entzückenden Eidgenoſſenſchaft wiederzufinden; man ſteigt von kleinen Hügeln auf furchtbare Gletſcher, man tritt aus heitern Thælern in lachende Fluren; die kleinen Kaskaden breiten ſich allgemach in Rheinfælle und Staubbæche aus; der Wechſel des Lichts und der Schatten geht bis zu den Gletſchein ſeinen Stufengang fort; die Fruchtbarkeit nimmt allmæhlich den ſchweizeriſchen Charakter, die Lebensart eine lændliche Miene, die Sitte Einfalt und Groeſſe, und jede Art der Induſtrie die auffallende Zeichnung an, womit das Land unter allen Nachbaren merklich hervorſticht.

Und doch ſchwæcht dieſe Vorbereitung den erſten Eindruck nur wenig. Sobald man ſelbſt in ſie eintritt, wird man doch ſogleich den Einfluſs gewahr, den die Verſchiedenheit des rauhern Himmelsſtriches auf den Einge-

bohrnen einer ſanfteren Erdgegend æuſſert. Denn auch die Objekte einer Gattung, die man ſchon kennt, ſcheinen hier ein anderes Licht gewonnen zu haben, und dies Licht ſcheint wieder ſich in einer andern Farbenmiſchung zu brechen. Alle Gegenſtænde der Schœnheit, jedes Gepræge erhabener Natur und Kunſt, jeder Abdruck einfacher Lebensweiſe und Sitte wirken weit lebhafter auf die gereizten Organe, und der Reiſende muſs einen groſſen Theil kalter Vernunft und deutlicher Empfindung mit ſich bringen, um das raſche Gedrænge fremdartiger Erſcheinungen ſelbſt nach wiederholten Verſuchen, in ſeine Theile zu ſcheiden. Nur in allmæhligen Abſtufungen ſenkt ſich das Aufbrauſende im erſten Gefühle, und der überraſchende Taumel zerſchmilzt nur allgemach in jenen entzückenden Rauſch, der alle Dinge mit einem reizenden Nebel verſchœnert. Dann tritt zuerſt der wahre Genuſs ein. Die geſpannten Organe haben ſich zu einer froheren Empfænglichkeit aufgeheitert und man fühlt dann erſt: für welche Empfindung man lebt; man fühlt ſich dann aufgeſchloſſen für den reinen Stempel der Natur in dem Schœnen der Gegend, in

dem Reize der Kunſt, in der groſsen Uebereinſtimmung der Sitten, der ungekünſtelten Hoheit des Karakters, in der ſüſsen Schwärmerey für Vaterland und Freyheit, in dem Leben und Weben für Gemeinnützigkeit, und in allen den Bezeichnungen einer ächten Schweizerphyſiognomie.

Gleich an der Grenze, wo die deutſche Regierungsverfaſſung ſanft in der ſchweizeriſchen erliſcht, entwickelt ſich der mit ihr, als Urſach verbundene, Geiſt des Klimas auch mit jedem Schritt mehr, zu den Zügen gerader Ungebundenheit. Alle Schœpfungen der Natur verlaſſen nachgerade gewohnte Schranken, und treten in jene Kraft der phyſiſchen Szenen hinüber, mit welcher der Ausdruck des ſie bewohnenden Zœglings ſich immer aufs engſte verknüpft. Auf einer einſamen Felsſpitze ſchwebt der ruhige Schweizer, groſs in ſich ſelbſt, freyer als ein Monarch, ſicherer als ein Despot; durch ſich ſelbſt befriedigt, ohne Geſetze und nur mit denen der Natur; von ſeinem Schatten wie von ſeiner Quelle erfriſcht, ohne Gefahr ei-

nen Tropfen von seiner Milch, eine Frucht von seinem Baume zu missen. Um ihn herum erschœpft die Natur sich in schauderhaften Gestalten. In allem übertrieben, bauet und zerstœrt sie gewaltsam. Verschlossen in sich selbst, birgt sie ein gefæhrliches Innere unter einer gehaltenen heimlichen Stille, aber durch alles gereizt, was sie in ihren Revolutionen einschrænken mœchte, braust sie zu Zeiten um so gewaltsamer auf. Ihr Bewohner nimmt Theil an ihrem Karakter. Die Nationalstimmung hængt mit der Natur in wechselseiten Einflüssen zusammen. Das Ganze wird ein Gegenstück zu jener schœnen brittischen Insel, welche in hœchster Verfeinerung alle Reize eines ausgebildeten Geistes, eines reichen und willigen Bodens, einer kunstvollen Verfassung, den Zaubern dieses Landes im reinsten Lebensgenuss, und einem beynahe gænzlichen Mangel an positiven Gesetzen, die wenigstens

der

der Aelpler nicht kennt oder verachtet, zur Seite ſtellt.

Wenn man dasjenige, was man vor einem Iahrhunderte ohngefähr von der Schweiz wuſste, mit unſerer jetzigen Kunde des Landes und ſeiner Gewohnheiten vergleicht, ſo findet man eine Kluft von unbegreiflicher Weite. Vor nicht ſehr langer Zeit machte ein Schweizer mit einem Bären nur einen Begrif aus. Ihre Armuth, die ſie mit ihrer Habſucht in die Dienſte auslændiſcher Fürſten nœthigte und zu tauſend Erniedrigungen zwang, oder die Eingeſchrænktheit ihrer Bedürfniſſe, die ſie auf der kleinen Erdſcholle, welche ſie bebaueten, feſthielt; ihre Religionsſtreitigkeiten, der Druck aller Kultur, die Deſpotie des rathsfæhigen Adels; læcherliche übertriebene Gemælde ihrer Sitten; Halten auf alte Gewohnheiten, das ſich immer im Verkehr mit den Nachbaren am feſteſten und auffallendſten æuſſerte; — alles traf zuſammen, ihr Vaterland herabzuſetzen, Reiſende von ihren Grænzen abzuhalten, und den Vorurtheilen jedes dahin verirrten Flüchtlinges neue Vergræſſerungen aufzudringen. Aber

wie hat sich dies alles verändert! Die Mode, der auch dies verschlossene Land der Freyheit nicht unzugänglich blieb, drängt Schaaren neugieriger Reisenden hinein; und alle Stimmungen zu ihrer Befriedigung. Der Schwärmer findet hier seinen Bildern reine Felder offen, der Philosoph einen reichen und weiten Naturgang, schöne Anlagen der Sitten und Formen der Herrschaft, ungekünstelte und muntere Gebräuche, und den Menschen in der ganzen Ausdehnung seiner natürlichen Moral, in seiner ganzen Nakthеit der Empfindungen. Bald stärken sich die weichen Ideen in der schaurigen Einsamkeit einer Eisklippe, bald erwärmen sie sich wieder, wenn sie aus der Hütte des kalten Aelpers, in die Wohnungen ausgebreiteter Thäler hinabsinken, an dem frohen Lächeln des Zöglings fruchtbarer Fluren. Jeder Pulsschlag wechselt Gefühle. Bewunderung und Staunen lösen sich in die Empfindungen der Schönheit auf, und der süsse Rausch einsamer Selbstvergessenheit, der sich immer unserer bey dem Anblicke des heiteren und schönen Genusses bemächtigt, wird wieder von dem erhabenen Bewusstseyn verdrängt, das man aus der Betrachtung des

Grossen

Grossen schœpft. Jeder unbefangene Schritt in die Tiefe des Landes verwandelt seine muthmaslichen Oeden in liebliche Felder, die rohen Schweizer in wahre Menschen und frœhliche Hirten, den groben Miethling stolzer Fürsten in einen freyen und unbestechbaren Bürger, und jede ländliche Wohnung schaut den Reisenden mit einem Lande aus, wo Dürftigkeit nur den Edelmuth nährt. In ihren Sitten, und im Genusse einer reinen Milch kommen der Natur ungeschwächte Ideale, und mit ihnen der Glaube an die Menschheit, am sichersten fort.

Selbst in dem Baue des Landes dringen sich dem Naturliebhaber ganze Theorien der Erdschœpfung auf, dem Menschenbeobachter neue Gründe für die klimatische Entstehung der Wissenschaften und Künste, der Religionen und Regierungsformen, und überhaupt der Lebensart und Aufklærung. Und neben jenen Idealen, neben den rauhen Wohnungen der Unschuld findet er von fruchtbaren Thælern, ihrem Ueberflusse und ihren vermehrten Bedürfnissen verzogene Stædte, alle Gebrechen der Kultur, jedes Unglück verschro-

schrobener Regierungsformen, Despotie in den Meinungen, Aberglauben im Glauben, und von dem Flitterstaate gereizter Empfindeley alle geheimen Wallungen hoher und schöner Gefühle verdrängt. Aber alles dies nährt doch nur die Bildung in den gelæuterten Kœpfen; aus der übertriebenen Kultur entstehen feine Staatsmænner, aus den vermehrten Bedürfnissen spekulierende Kaufleute und arbeitsame Handwerker, und aus dem Getümmel der Welt sondert sich um so leichter ein gründlicher Gelehrter zu einem verschlossenen Nachdenken, wie mancher edele Mann zu stiller Hæuslichkeit, einem schœnen Gedankenumtausche und zu den Glückseligkeiten ab, die jedes in sich allein beschrænkte Leben besonders erheiteren.

Diese in der Schweiz so auffallende Verschiedenheit in den Sitten und in der Regierungsform, in der Dürftigkeit und dem Luxus, hat in der Lage der Lænder sowol, in ihrem Verhæltniss zu den Nachbaren und zum allgemeinen Handel, als auch in der Geschichte ihrer Bildung einen augenscheinlichen Grund. Um sie aus diesen Prinzipien

zu

zu entwickeln, oder vielmehr, sie sich ganz von selbst daraus entfalten zu lassen, wird daher eine genauere Darstellung beyder Gründe des Ganzen erfoderlich seyn.

Zweites Kapitel.

Lage, natürliche Beschaffenheit, Klima, Witterung, Boden, Produkte der Eidgenossenschaft.

Helvetien liegt bekanntlich zwischen dem 45—48° der Breite und 24—28° der Länge; zwischen Italien, Frankreich und Deutschland; grænzt gegen Mittag an Savoyen, Mayland und die Staaten von Venedig, gegen Abend an Bresse, Burgund und dem Sundgau, gegen Morgen und Mitternacht vorzüglich an Tyrol und am schwæbischen Kreis. Sie wird zwar durch die Alpen, worüber nur vier Uebergænge sind, vor Italien geschützt; so trennen sie auch æhnliche Gebirge von Frankreich und Deutschland; aber doch bestimmt diese Lage, wie sich unten

ten ergeben wird, den grœsten Theil ihrer politischen Verhältnisse, die Wendungen ihrer Aufklärung, der Bildung und Misbildung ihres Nationalcharakters; und nur der Theil ihrer Einwohner ist von diesen Einflüssen verschont geblieben, welchen eine hœhere Lage oder günstigere Umstænde von den Grænzen hinwegrückten.

Ihre grœste Breite, vom æusserstén Ende des Kantons Schafhausen an bis Novizano, betrægt ohngefæhr 34—35 geographische Meilen; ihre grœste Længe von Genf bis Rheinegg 46—47; und ihr Flæchenbegriff ohngefæhr 1110 geographische Quadratmeilen; ein Umfang, der sie allein zu keinem grossen Einflusse auf das politische Verhæltniss der europæischen Staaten bestimmt. Und diese Beschrænktheit ihres Landes, so wie die Beschaffenheit des Bodens und der Grænzen, zieht auch den Geist der Schweizer mehr von dem allgemeinen Staatensysteme, und dem Verhæltnisse der europæischen Lænder unter einander zu ihren einzelnen inneren Verfassungen zurück. Ohne Ansprüche auf irgend eine politische Wichtigkeit, werden sie

von

von ihrer Lage in sich selbst verschlossen. Denn nach Italien zu schneidet in dieser Hinsicht ein an beyden Enden zusammenlaufendes Land junger Alpenketten, sie von diesen mildem Erdtheile ab; von Frankreich trennt sie der Iura, der bey Ochelle einen Arm in das französische ausstreckt; von Oestreich die Gebirge von Appenzell und Graubündten und ein Theil der julischen und chætischen Gletscher.

Die Eidgenossenschaft ist ohnstreitig das hœchste Land von Europa. Sie gleicht einer an eine Wand gelegten Tafel, wovon der untere Theil die an Deutschland, der obere die an Italien grænzenden Landschaften ausmacht. Denn der nordliche Theil, welcher Thurgau, Zürich, Baden, Basel, Schaafhausen, zum Theil Bern, Luzern und Freyburg begreift, scheint von einer ganz andern Beschaffenheit zu seyn; ihre oft 2—3000 Schuh hohen Gebirge verliehren sich zu einem Nichts gegen die Hœhe der mittægigen Alpen gehalten, sind in keine grosse Ketten zusammen verbunden, werden mit Schnee und Eis seltener und nicht so lange bedeckt,

und

und ihre Rücken schleichen sich; leiser, und ununterbrochener von Gletscherklüften, durch die sanfteren Thäler hin. In den mittägigen Alpen stehen aber Berge auf Berge; ein nach halben Tagereisen, mit unendlicher Arbeit, mit wiederhohlter Todesgefahr, erstiegener Gipfel ist oft nichts als ein Felsthal, und der Fuss eines neuen noch einmal so hohen Gebirges. Und hat der Reisende auch dies endlich erreicht, so findet er sich durch eben so erhabene Nachbarn um die ganze schöne Aussicht betrogen, die er etwa erwartete; eine Menge von Felsspitzen scheinen nackte Hälse emporzurecken, um ihn gar nichts sehen zu lassen; unermessliche, glatte Wände schneiden ihn von der ganzen übrigen Schöpfung ab.

Viele dieser Schweizergebirge stehen 9—10000 Fuss über das mittländische Meer erhaben. Micheli du Crest giebt die Spitze des Gotthards 16500 franz. Fuss höher, als die Meeresfläche an, und der Mont blanc, als der höchste Gipfel der schweizerischen Grænzkette, hat nach den neueren Berechnungen des Herrn de Lüc 15303 und nach denen

denen des G. Shuckborough sogar 15,662 engl. Fuss. Die Messungen des Hrn. Pfiffers, die den Schreckhorn, 2,400 Toisen angeben, sind um nichts übertrieben. Und kein Berg Asiens und Afrikas überragt diese Grœfse. In keinem Erdstriche findet man auch vermittelst der Berge die dazwischen liegenden Thæler zu der Erhabenheit über die Meeresflæche angewachsen, als die Gletscherbusen der Schweiz. Diese hohen Alpen, denen ich weiter unten noch ein eigenes Kapitel widmen muss, beschatten gleichsam das Land mit ihrem ewigen Eise; die niedrigern geben ihm durch die Menge von Gewæssern, die aus dem Schooffe der Eisthæler entspringen, Fruchtbarkeit und Leben, Wærme in ihren Waldungen, eine reine Nahrung in der frischen Milch ihrer balsamischen Kræuter, und in ihrer alles belebenden Luft einen immer reichen Quell grœsser Leibeskræfte und eines unbiegsamen Muthes.

Iene Menge der Flüsse vom ersten und zweiten Range, welche aus den Alpen hervorgehen, die Schweiz bewæssern, und sich dann über andere Lænder verbreiten, bezeich-

net ebenfalls die hohe Lage des Landes. Mehrere benachbarte Provinzen empfangen Flüſſe aus den Brunnen der Schweiz; Frankreich die Rhone, Italien den Teſſin, Deutſchland den Rhein. Die groſſen Thäler, welche zwiſchen den Eisbergen liegen und von dieſen in ihrem unauflœsbaren Winter erhalten werden, die zahlloſen Schlunde, welche die Lauwinen aufnehmen und einſchmelzen, ſcheinen einen unausſchœpfbaren Waſſerbehælter zu bilden, der zu der Fruchtbarkeit und Schœnheit faſt aller angrænzenden Staaten, ſo wie zu den erhabenſten und lachendſten Schauſpielen des Vaterlandes ſelbſt, einen ſich immer verjüngenden Vorrath hergiebt. Der Gotthard beſonders ſcheint in ſich alle Quellen zu ſammeln. Aus der Furka, einem ſeiner Aeſte, entſpringt die Rhone; der Rhein, einer der grœſsten und gewiſs der fruchtbarſte aller Flüſſe Europens an dem Criſpalt und dem Lukmanier, zweyen Nebengebirgen des Gotthards. Aus ſeiner Spitze quillt endlich die Reuſs und der Teſſin. Der Inn, der in dem Gotthansbunde ohnweit Sils entſpringt, und dann durch Graubündten ſich fortziehet, verſtærkt die Donau um mehr als die Hælfte.

Von

Von den oberſten Firſten der Grimſel, eines der hœchſten Schweizergebirges, ſtürzt ſich aus dreyen Quellen die Aar mit einer reiſſenden Schnelligkeit herab, und im groſſen Thale des Canton Glarus kommt die Limat aus der Limmern - Alp hervor. Alle dieſe Strœme wachſen in einem kleinen Raume zu einer betrœchtlichen Grœſſe heran, und theilen ſich dann der ganzen Nachbarſchaft mit. Solche Gebirgsketten mit ſo unerſchœpflichen Vorrathskammern von Waſſern ſind gewœhnlich denen Erdgegenden eingemiſcht, deren ſandigter oder ſteinigter Boden nicht in ſich ſelbſt eine hinreichende Befeuchtung verſchlieſst. Keine vom Meere ſo entfernte Provinz hat daher eine ſolche Menge kleiner Flüſſe, und es giebt wenige Stellen derſelben und kaum eine bebauete Strecke des Landes, die nicht einen ſo groſſen inneren Waſſerüberfluſs, eine ſolche Menge von Quellen und Bœchen hætte, daſs man ſie nicht mit geringer Mühe unter Waſſer zu ſetzen im Stande wære.

Aus jener Beſchaffenheit des Bodens, aus den nakten oder mit Schnee bedeckten Erhebungen, und aus dem daraus entſprin-

genden Mangel an Holzungen fliefst denn auch die Beschaffenheit des Climas und der Witterung. Beide sind in den eigentlichen Alpengegenden und der ihnen angränzenden Nachbarschaft die meiste Zeit des Jahres hindurch rauh und unfreundlich. Der Aufenthalt der Aelpler darauf ist meistens auf einen Zeitraum von vier Wochen beschränkt. Eine beständige entweder von keinem, oder von den schneidendsten Winden unterbrochene Kälte, und sehr nasse Schneenebel haben fast das ganze Jahr hindurch diese Strecken in Besitz. Der Grad der Kälte und Wärme ist deswegen nach Maasgabe der an den Eisbergen näheren oder von ihnen entfernteren Lage der Gegenden äusserst verschieden. So ernährt das Waatland Marona, Mandeln, Citronen, Lorbeer und Rosmarienhecken, die selbst in freyer Luft den Winter ertragen; in jenen kalten Gegenden aber kommen kaum die unedleren Früchte fort.

Aber die Erhœhung des Bodens, und eben diese Alpen, welche im Ganzen die Luft immer reinigen, weil sie ihre Bewegung durch Winde und Gewitter befœrdern, geben

der

der schweizerischen Luft einen hohen Grad der Verfeinerung und Gesundheit. Alle Schweizer sind von dem hœchsten Feuer des Lebens erfüllt, und die Mædchen scheinen ihr Blühtenalter nie verlassen zu dürfen. Wenig Krankheiten herrschen epidemisch; die Bewohner erreichen ein hohes Alter und erfreuen sich in ihm noch der hœchsten Fülle mœglicher Kraft. Diese Reinheit und Munterkeit der Bergluft, welche den Kœrper so wenig drückt, vielleicht nebst der Schœnheit und Erhabenheit schweizerischer Gegenden und der Verschiedenheit der Lebensart, stimmen den Schweizer wahrscheinlich auch zu der Sehnsucht nach seinen vaterlændischen Fluren, zu dem bekannten Heimweh, das ihn, und besonders den Bergbewohner oftmals mitten unter den Glückseligkeiten fremder Himmelsstriche befällt, bis zur tiefsten Schwermuth beængstigt und selbst seinem Leben Gefahr drohet. Ehedem spielten die Musikanten der französischen Schweizerregimenter den berühmten *Kuhreihen.* Aber man fand sich genœthigt ihn, bis auf das Pfeiffen desselben zu verbieten, da er oftmals die Soldaten in Melancholie versezte, und gelegent-

lich Desertionen veranlaßte. Aus den einfachsten Tœnen eines friedfertigen Lebens zusammengesetzt, scheint er in fremden Lændern, alle Erinnerungen an das stille, in sich verschlossene Glück hæuslicher Unschuld, an alle Schwærmereyen der Iugendblüthe des Lebens, an die Træumereyen der Iahre des ersten Erwachens wieder aufzuregen, die vielleicht neue Gegenstænde einschlæferten, die Pracht der Residenzen, und die gute Aufnahme in der Fremde. So hatte der Lord Marschall in Potsdamm einen alten schottischen Hochlænder in seinen Diensten, den die Tœne einer Sackpfeife selbst im Schlafe bis zu Trænen rührten.

Die Schweiz hat das Eigenthümliche schneller Abspränge in ihren Szenen. Alle Grænzen derselben sind nahe aneinander gerückt. Oft finden sich in einen kleinen Raum alle vier Iahrszeiten gezwængt. Mit einer Hand pflückt man gleichsam die Kinder des Frühlings, indeß die andere die Früchte des Herbstes berührt. Ein Fuß steht in einem Felde reifer Saaten, und der andere ist in einer Schneescholle begraben. So haben jene

 kalten,

kalten, rauhen Gebirge oft das mildeſte Clima in den freundlichſten Thälern zum Nachbar; Felder im Schatten dicker Waldungen, überblämt von fruchtbaren Wieſen von den Silberſtreifen kleiner Waldbæche durchwürkt, und mit reizenden Seeen punktirt. So iſt das Haslithal von einer ausnehmenden Fruchtbarkeit und mit einem Reichthum von Holze, beſonders Buchen und Fichten verſehen. Nahe an der Furka gedeihen Tannen und Weiden, Eſchen und Eichen, und von den Erdfrüchten, Bohnen, Erdæpfel und Rüben, ſelbſt Haſelnüſſe und Maulbeeren. Das Thal von Grindelwald bringt Gerſte, Rocken und Hanf im Ueberfluſs hervor, und eine Menge von Fruchtbæumen erreichen hier ihre Vollkommenheit. Das Glamerland, auch ein ſolches Thal, deſſen beträchtliche Græſſe es indeſs doch ſchon von den andern einigermaſſen abſondert, iſt ebenfalls von der auffallendſten Fruchtbarkeit. In manchen von ihnen bringen heftige Mittagswinde die den Frühling bezeichnen und allen Schnee in kurzer Zeit wegſchmelzen, wie z. B. der *Foen*, die Früchte ſehr früh zur vollkommenen Reife. Doch ſind überhaupt dieſe Thæler nur im

Frühlinge und im spæteren Herbste mit Vergnügen bewohnbar; im Sommer næhren sie eine so erstickende Hitze, dafs zuweilen alle Quellen vertrocknen und die Wiesen verdorren. Alle Früchte reifen so schnell, dafs sie der eigentliche Sommer nicht mehr vorfindet. Dafür drückt in diesen Thælern auch der Winter doppelt so hart; ein unauflœslicher Schnee bedeckt manche Ortschaften ganz, und die Einwohner verliehren untereinander, allen Zusammenhang. Nicht selten erschœpfen sich, bey einer anhaltenden Kælte alle auf diese Zeit gesammelten Vorræthe so sehr, dafs die armen Bewohner ihr Leben nur mit Mühe bis zur schœnen Dæmmerung des neuen Frühlings erhalten.

Ganz anders ist es indefs, wie ich schon oben erwæhnt habe, in dem mittternæchtlichen Theile der Schweiz, wo die Gebirge sich minder erheben, der Schnee nur eine kurze Zeit sie bedeckt, selbst oft im Winter zerschmilzt, und da die Wolken sich selten und nur bey einem anhaltenden Regenwetter bis zu diesen Bergen herablassen, auch die Quellen und verwüstenden Wasserstürze weniger hæu-

häufig sind, als in der mittäglichen Gegend. In diesen Strichen lacht dann auch aus allen Gegenständen die holdeste Fruchtbarkeit den Reisenden an, weit verbreitete Weingärten, volle Wiesen, reiche Felder, langsam schleichende Ströme, — alles erscheint mit der Milde bezeichnet, welche diesen Theil der Eidgenossenschaft prägt.

Immer hängt sich einer solchen seltsamen Gestalt des Bodens, dieser Mischung von Höhen und Tiefen, auch eine eigene Witterung an; schnell wechseln die Winde; ein Regen löst sich oft augenbliklich in einen Sonnenschein auf, und selbst die heitersten Blicke des Himmels scheinen mit Tropfen geschwängert. Oft stürmen um die Gebirgsspitzen die furchtbarsten Gewitter, indess ein heiterer Sonnenschein die untern Thäler belächelt; und alles hallt zuweilen in den Thälern vom Krachen der Donner wieder, indess die Bergspitzen im schönsten Abendroth blühen. Das Wetter ist in diesen Gegenden so unbeständig, dass Zeichner oft Wochenlang die schönen Tagesstunden zusammensuchen müssen, um ihre Gemälde zu vollenden.

Ich selbst habe einmal auf dem Genfersee von Seligny bis Nyon in einer Zeit von 25 Minuten alle Arten des Wetters erlebt; ein über meinen Kopf weggehendes Gewitterschauer mit einem äusserst heftigen Regen und Hagel, darauf einen ganz heiteren Himmel, und dann wieder einen so starken Schnee, dass ich ganz bereift in Nyon anlangte. Vom Regen kann man, ohne in der Schweiz gewesen zu seyn, keine Vorstellung haben; denn wenn er nur mit einiger Heftigkeit ausbricht, so fallen so grosse Tropfen, dass man in einem Wasser Gefässe zu sitzen scheint. Die Klüfte und wilden Schründe sind immer beschäftigt Wolken zu bilden. Deutlich sieht man diese aus ihnen hervorquillen oder an ihren Mündungen hangen. Sie scheinen eine milde Wärme in ihrem Inneren zu nähren, welche die Gewässer, die sich in sie ergiessen und verschlossen bleiben müssen, in jene feinen Dunsttheilchen zersetzt, woraus die Regenwolken sich bilden. Mehrentheils sind diese so mit Wassertheilen beschwert, dass sie nur um die Mitte der Berge herumschwanken, ohne sich bis zu ihrem Gipfel erheben zu kœnnen. Dies bildet für den darüber erha-

benen

ihnen Reissenden einen der prachtvollsten Anblicke. Denn wenn sie sich in einer so grossen Menge gesammelt haben, dass sie Kraft genug erhalten, von den Gebirgen sich loszureissen, so dehnt sich das Ganze zu einem wellenförmigen Gewebe aus; bey einem gelinden Schwanken des Windes glaubt man an dem Ufer eines schäumenden Sees zu stehen, der doch nur leise, kleine Wellen schlägt; oft öefnen sich Stellen im grauen Vorhange; ein einzelner Sonnenstral dringt bis auf das unten liegende Land, und schnell vergoldet sich der grüne Schmelz der Fluren in einem kleinen Bezirke, der wie durch die Oefnung eines Fernglases hervorschimmert, oder das Auge blickt in den Glanz eines Schneethales, in dessen Einförmigkeit es sich wie im Unermeslichen verliehrt. Dies grosse Schauspiel gewinnt noch einen unendlich erhöhenden Reiz, wenn ein Gewitter entsteht. Man nimmt dann keine einzelnen Blitze mehr wahr, sondern das ganze zu seinen Füssen ausgespannte Tuch scheint entzündet zu werden; der Blitz quillt, wie in Bächen, aus den höheren Wolken; feurige Wellen treiben bey einem jeden Windstosse aneinander; aus

einer

einer Woge schlagen Sterne in die andere hinüber, kleine Wolkenrisse stellen die Gegenstände wie in einem allgemeinen Brande bey einem jeden Wetterstrahl dar, und an die Felsen scheint eine rauschende Brandung sich in Funken zu brechen. Hierzu denke man sich das Krachen der tausendfältigen Donner, die bey der Hæufigkeit des Blitzens sich immer verschlingen, in einander übergehen, sich einander verstærken, grosse Lauwinen unter rauschenden Toben mit einer Fluth von Felsenstücken herabreissen und zu einem Gestœber zerstreuen; hierzu das Heulen und Pfeiffen des Windes, welches in den Hœhlen und Klüften sich sechsfach verstærkt, das Stürmen durch die Regengüsse geschwollener Wasserstürze, und endlich einen unsicheren Standpunkt des Beobachters, der über einem Abgrunde schwebt, — und man wird es empfinden, was in ihren græslichen Wirkungen alle Zuckungen der Natur, und aufgewiegelte, gegen einander sich regende Kræfte vermœgen.

Oft fahren auch diese Wolken mit einem starken Gezische, gleich einem dichten

Schley-

Schleyer, vor dem Reisenden vorüber, oder sie senken sich so tief auf das Land in der Gestalt starker Nebel herab, dass sie Bäume und Thürme nur halb bedecken, und die andere Hälfte gleich kleinen Inseln aus ihrem Meere hervorragen lassen. Jeder Wind wechselt ihre Gestalt, und bey einem reinen Sonnenschein ihre Farben; oft haben sie ein Regenbogengemisch, oft sind sie in eine sanfte Einheit gekleidet. Manche Oerter der schweizerischen Gebirgsgegenden, wie der St. Gotthard, bleiben meistens von den Gewittern verschont; diese sind aber dann um so fürchterlicher, wenn sie einmal diese erreichen; andere Gegenden hingegen sind unaufhörlichen Gewitterstürmen ausgesezt, die sich oft augenblicklich erzeugen. Die Aelpler, welche den grœsten Theil des Jahres über, den Himmel zu beobachten Gelegenheit haben, sind von der Erfahrung allmählig mit sicheren Regeln ausgestattet, aus dem Heben und Sinken, der Gestalt, den Eigenschaften, und dem Gange der Wolken mit sehr grosser Sicherheit auf die Beschaffenheit des kommenden Wetters Schlüsse zu ziehen. Selten irren sie; denn diese Regeln scheinen zu einem geheimen In-

stinkte

ſtinkte angewachſen zu ſeyn, da von ihrer Befolgung, ein Theil der Geſundheit und Sicherheit ihrer Heerden, und alſo das Ganze ihrer Nahrung und Glückſeligkeit, abhängt.

Dieſe Verſchiedenheit in der natürlichen Verfaſſung des Landes, und die davon abhængige Mannigfaltigkeit und Abwechſelung in den Iahreszeiten und der Witterung beſtimmen die Fruchtbarkeit der einzelnen Cantone. Ueberhaupt ſcheint man die Regel annehmen zu dürfen, daſs der mittægliche oder Alpentheil wenigere aber deſto kræftigere, der mitternæchtliche oder ebenere hingegen ſchwæchere aber um ſo viel mehr Produkte hervorbringe. Die Pflanzen dieſes platten Landes æuſſern nicht die Hælfte von der Wirkſamkeit der Alpenerzeugniſſe. Die Milch iſt in den Gebirgen fetter gewürzhafter und geſchmackvoller; das Fleiſch bekommt in der Reinheit und Dichtigkeit der Luft mehr Conſiſtenz und Farbe; die wenigen Früchte, welche die engen Gletſcherthæler etwa erziehen, erhalten von den zuſammengedrückten Sonnenſtrahlen mehr Feuer und Stærke; ja ſelbſt der Aelpler, als ihr reinſtes Produkt, ſondert ſich von dem

Thal-

Thalbewohner in seiner frischen Rohheit und der straffen Munterkeit seines Sinnes. Das Thal Veltlin in Graubündten, das von allen Seiten beynahe sich von Gletschern eingeengt findet, ist daher eins der fruchtbarsten der Schweiz. Von der Adda durchströmt, die alle Waldwasser in ihrem Schoos aufnimmt, und im Busen hoher Felsen von den Sonnenstrahlen tausendfach durchheizt, nährt es fette Winter und Saatfelder, Weinberge und schöne Kastanienpflanzungen. Sein rother Wein kommt dem italiänischen an Feuer beynahe gleich, und dies kleine Eden giebt selbst Feigen, Maronen, Pfirsichen, Melonen, Mandeln, Citronen und Granaten, Gedeihen. — So hat auch Wallis, das eigentlich nichts weiter ist, als ein grosses, von zweyen Alpenketten umzäumtes Thal, ungemein viel Stärke der Fruchtbarkeit. Auch sein Wein kommt dem italiänischen nahe, und es ernährt eine Menge von edlen Baumfrüchten.

Die Erde hat überhaupt zwar im Ganzen nicht die Fruchtbarkeit des italienischen Bodens und der mittäglichen französischen Länder, aber auch nicht die Magerkeit des Nordens.

Nordens. In jenen ebeneren Gegenden bauet man das Getraide in groſſer, wiewol für die ſo anſehnliche Volksmenge noch nicht in hinreichender Menge. Mayland, Schwaben, der Elſaſs, Burgund, müſſen durch ihren Ueberfluſs hier den Mangel erſetzen. Alle Bemühungen patriotiſcher, phyſikaliſcher und œkonomiſcher Geſellſchaften, Akademien und Klubs haben es noch dahin nicht bringen kœnnen, den Ackerbau bis zu dem Punkte zu treiben, der alle fremde Einfuhr entbehrlich machte; und der aus einem hinreichenden Kornbaue entſpringende Gewinn für das Ganze ſcheint auch ſo beträchtlich nicht zu ſeyn, um den Bauer für verlohrene Weide, alſo für ſeinen Haupt Nahrungs- und Erwerbungszweig hinreichend entſchædigen zu kœnnen, da nach allen Vergleichungen des Kæſeabſatzes der Schweizer mit dem Korneinkaufe von ihren Nachbaren immer der Gewinnſt noch auf die Seite der erſteren fællt. Je hœher nach Mitternacht hinauf, deſto leichter kommen die edleren Getraidearten fort. Weizen bekommt nur in den Gegenden mit leichten Winterfrœſten, der Rocken gedeihet nur in wærmeren Strichen, wie der

Hafer.

Hafer. Die Gerſte hingegen bauet man ſchon in den gebirgigten Landſchaften, ſelbſt bis zu den Alpen hin; in den Gebirgsthälern nur Gerſten, Hafer und Bohnen. In jenen milderen Landſchaften bauet man auch Winterfrüchte neben dem Sommergetraide. Meiſt tragen die Aecker nur acht- bis neun- ſeltener zehn- bis zwölffach. Dieſe fetten Felder benutzt man nur zu dem Getraide, und dies hat den Tabak, den man einmal, doch natürlich mit Schaden, anzubauen verſuchte, gänzlich verdrängt.

Alle Oerter der Eidgenoſſenſchaft bauen *Hanf* und *Flachs* in Menge; obgleich noch nicht genug, um alle die Leinwandsfabriken der Schweiz mit hinreichenden Materialien zu verſorgen. Denn zu den ſchlechtern Gattungen des Leinen erhält man ſie aus Elſaſs und Brisgau. Zu den feineren Stoffen ſcheint ſein Anbau hinreichend zu ſeyn; denn ſo viel ich weiſs, wird kein auslændiſcher zu allen denen edleren Leinwandarten genommen, die im Thurgau, in Bern und St. Gallen gemacht, und von da aus nachmals in alle benachbarte Lænder, nach Frankreich, Italien und

Deutschland mit grossem Absatz und Vortheile verführt werden. Dieser Zweig des Anbaues und der Manufakturen liesse sich ohne Zweifel noch hœher treiben, und mit grœsserem Vortheile, als der Kornanbau, benutzen, da er theils in den Gegenden, wo keine Getraide mehr fortkommen, recht gut gedeihet, theils auch auf einmal mehrere nützliche Bürger des Staates beschæftigt, und mit mehr Vortheil und Bequemlichkeit ernæhrt und kleidet, als der mit dem Pfluge erworbene Schweiss.

So findet man auch in allen wærmeren Gegenden den Wein im Ueberfluss; am besten bekommt er indess im Waatlande, und vorzüglich am Genfersee. Hier ist der weisse Ryfwein, oder der Vin de la Cote von einer Güte, dass er beynahe den alten Rheinwein verdrængen kœnnte. Dann ist er gut in Neuchatel und Valengin, im Argau, im nœrdlichen Theile des Cantons Zürich in Cleve, Unterwallis, bey Schaafhausen und im Rheinthale, in Solothurn, Freyburg und in den italienischen Landvogteyen; aber alle diese Weine in diesen ebeneren Gegenden gezogen,

zogen, kommen doch an Feuer und kraftvoller Lieblichkeit nicht den italienischen bey, deren man sich in denen Gegenden bedienet, welche gar keine Weine eigenthümlich bauen. Besonders ist der von Zürich und Schafhausen sauer und einer nur etwas verwöhnten Zunge völlig untrinkbar. Man findet daher die italienischen Weine fast in allen Schweizerkantons, vorzüglich aber in denen an Italien grænzenden, wo sie den gewöhnlichen Tischwein an den Tafeln ausmachen. Der rothe Neuburger Wein, der auch im Canton Bern wächst, hat noch unter den eingebohrenen die vorzüglichste Güte. Sie werden sämmtlich nach Schwaben und dem oberen Theile Italiens, auch zum Theil in die franzœsischen Provinzen in beträchtlicher Menge ausgeführt; ein Grund von den sonst unbegreiflich hohen Preisen der Weinberge, wovon der Morgen in guten Gegenden oft mit 1000-1200 Gulden bezahlt wird. Ueberhaupt schaden dem Weinstock die beständigen Abwechselungen des Wetters, das oft die schœnsten Hofnungen in einigen Tagen zerstœrt. Und der hæufige Anbau schadet wieder dem ganzen Lande durch die Wegnahme manches

beſſer anzuwendenden Platzes, und dem Volke durch die häufig einreiſſende Unmäſſigkeit im Genüſſe.

Die übrigen edleren Baumfrüchte bauet man an allen Orten der Schweiz in Menge; alle Gattungen des Obſtes, die ſchœnſten Arten von Aepfeln und Birnen; von welchen lezteren man ganze Alleen angepflanzt ſiehet, und die man zu einer guten Sorte eines Moſtes benuzt, welcher halb eingeſotten, wirklich einiges Feuer erhält. Dieſer Moſt dient dem gemeinen Schweizer, der zu arm iſt, um das Bier, das überhaupt nur wenig getrunken wird, bezahlen zu kœnnen, zum gewœhnlichen Getrænk. So auch Nüſſe und Caſtanien; Maulbeeren, Mandeln, Feigen und Granaten, in den wærmeren an Italien grænzenden Thælern, Pflaumen und Kirſchen, aus denen man das bekannte Kirſchwaſſer brennt, das jedem Fuſsgænger der Alpen ſo nüzliche Dienſte leiſtet, da es alle durch das Steigen verlohrene Kræfte am ſchnellſten und wirkſamſten wieder herſtellt. Safran wird ſehr ſchœn im unteren Theile des Walliſerlandes gebauet.

In

In allen denen Gegenden, die man zum Getraidebau und zu eigentlichen Pflanzungen der edleren Baumfrüchte ganz untauglich findet, oder wo man zu wenig erhält, um alle Bedürfnisse mit Bequemlichkeit bestreiten zu können, überläßt man es der Natur einen anderen Weg der Ernährung und der Cultur einzuschlagen, oder unterstützt sie auch allenfalls mit einem geringen Aufwande. Hier bringt sie die schönste Weide hervor, die feinsten Grasplätze fürs Vieh, durchwebt mit den balsamischen Kräutern, mit der aromatischen Gesundheit schöner Alpenpflanzen. Wo kein Pflug mehr fortkommt oder kein Saame gedeihet, findet das Vieh einen Ueberfluss an gesunder, nahrhafter Kost. Wo der Bauer nicht einmal seine Felder mit Schweiss düngend, mit aller Anstrengung, die Aussaat wieder erhalten würde, da sieht der ruhige und fröhliche Hirte seine Kühe im hohen Grase weiden, und ihm selbst die Ruhe mit Ueberfluss und Reichthum bezahlen. Diese Art des Nahrungserwerbes ist für das ganze Land höchst vortheilhaft; denn unter allen Erdstrichen erzieht die Schweiz auf ihren kalten Alpen und in den daran stossenden

fruchtbaren Thälern die kräftigsten Kräuter, daher das schönste Vieh, welches die schmackhafteste Milch und Butter giebt, und einen Käse, dessen Wohlgeschmack und Kraft fast das ganze Europa kennt. So ernährt das Glarnerland in einem Bezirke, der 9 Stunden in der Breite und 11 Stunden in der Länge hat, bey 15000 Stück grossen Viehes und die 10000 Morgen, worinn die sämtlichen Berge eingetheilt sind, werfen jährlich an 3 Millionen Gulden Einkünfte ab.

Dieser unermeßlich reiche Vorrath schöner Pflanzen, welche unter dem Schnee im Winter vergraben, von ihrer eignen Asche als dem fettesten Dünger, befruchtet und von einem leichtern und reinern Wasser bethauet, die Fülle von Kraft sich aneignen, der sie über alle einer anderen Erdgegend erhebt, ist denn auch dem Schweizer selbst unmittelbar nützlich, reiniget durch seine Düfte den Aether und giebt ihm nützliche Heilmittel an die Hand, die ihn selten in irgend einer Krankheit verlassen. Aus den aromatischen Pflanzen des Glarnerlandes wird der trefliche Glarner - oder Schweizerthee bereitet, der

durch

durch das halbe Europa als eins der beſten Stærkungsmittel gebraucht wird. Ihre Mannichfaltigkeit iſt ſo groſs, daſs man auf den Alpenſpitzen Lapplændiſche und an ihrem Fuſse wieder ſolche Gattungen findet, die am Vorbirge der guten Hofnung einheimiſch ſind.

Wie alle Erdſtriche, die noch einer allgemeinen Bebauung nicht unterworfen ſind, hat die Schweiz an einigen Orten einen groſsen Vorrath brauchbarer Waldungen, und wie in allen Lændern, die Manufakturenfleiſs belebt, der immer im Anfange in des Landes natürlichen Reichthümern ſchwelgt, ohne eher, als ſehr ſpæt, wieder an ihren Erſatz zu denken, fængt auch hier der Ueberfluſs an abzunehmen. Einige Gegenden leiden ſehr merklichen Mangel, andere helfen ſich nur noch kümmerlich durch. Uri, Schweiz, Unterwalden, Glarus und einige andere ſind mit weitlæuftigen Waldungen von Buchen, Lerchenbæumen, Birken, Tannen u. ſ. w. verſehen; andere, wie das Urſeern Thal, das Thal Avers im Gotthausbund, darben in kahler Naktheit. Auch hat der Canton Bern

noch sehr schœne und grosse Waldungen; der Iura, ein Waldrücken, erstreckt sich fast durch das ganze Waatland; Zürich hat seinen Sihlwald, und die Stadt Gofingen ihren Bauwald, der sonst selbst den Niederlanden Mastbæume lieferte. Dagegen wachsen an andern Orten weder Stauden, noch Bæume. Selbst die Viehzucht ist dem Anbau neuer Holzungen nachtheilig, weil sie sowol den Platz zu den Pflanzungen einschrænken muss, als auch die neuen Anschüsse ihrem gefæhrlichsten Feinde, dem Hornviehe preis giebt.

Diesem sich einfindenden Mangel hilft die Auffindung des Torfes einigermasen ab, der sich in allen Thælern ohne Mühe und Kosten graben und bereiten læst, und dem Lande einen um so græsseren Vortheil einbringt, weil seine Asche alle Futterkræuter am kræftigsten dünget. Auch hat man die Steinkohlengruben, die hin und wieder, vorzüglich schœn aber in dem Canton Zürich zu Kœpfach sich finden, zu benutzen angefangen, und sie in mehreren Stædten zur Feuerung in den Fabriken und vielen Handwerksstætten eingeführt. In anderen Strichen

chen hilft man dieſen Bedürfniſſen noch mit anderen Mitteln ab; wie mit der *Alproſe* etc. welche die Einwohner mit groſser Mühe am Ende des Sommers auf den Bergen zuſammenleſen, oder mit dem Kuhmiſte, den man gedœrrt zur Feuerung benutzt.

Iene hohen Gebirge, die dem erſten Anblicke ſich ſo kahl und unfruchtbar aufdringen, und nur hœchſtens einen Theil der vegetabiliſchen Schœpfung zu begünſtigen ſcheinen, ſind aber nicht ſo unbelebt, ſo von aller Thœtigkeit und Wirkſamkeit abgeſchnitten, als ſie uns vorkommen. Iene fruchtbaren, markvollen Kræuter, jene nahrhaften Mooſe verweſen nicht, dem zahmen Hausthiere unerreichbar. Eine Menge wilder Thiere danken ihnen ihr Daſeyn, wie den wilden Klüften ihre Behauſung, den jæhen Abſprüngen ihre Sicherheit. Die Iagd iſt das einzige Gewerbe und Nahrungsmittel manches Schweizers. Die Gemſen, wovon eine Gattung nur die hœchſten Spitzen der Gletſcher bewohnt, und bey dem nothwendig ſchlechteren ſparſameren Futter die kleinere iſt, und die andere die ſich mehr in Holzungen und Gebüſchen

aufhält, gewähren dem Alpenbewohner eine Beschäftigung, die um so anziehendere Freuden mit sich führt, weil sie mit so unendlich viele Schwierigkeiten und mehrentheils einer anhaltenden Lebensgefahr verbunden ist. Diese unaufhörliche Aufmerksamkeit hierauf, hat die Thiere äusserst furchtsam gemacht; immer mit gespitztem lauschenden Ohre gehen sie ihrem kärglichen Futter truppweise nach; geschwisterlich theilen sie ihre, selbst öfters in der grössten Unsicherheit weggeschnappte Nahrung; doch stellen sie meistens achtsame Schildwachen aus, welche den Trupp bey einem herannahenden Feinde mit einem pfeifenden Tone warnet; und die Gefahr, welche die Alten bedrohete, scheint sich in Furchtsamkeit und Scheue auf die Jungen instinktmässig fortzuvererben. Wild springen sie bey jedem bedeutenden Laute, der zu ihrem achtsamen Ohre gelangt, über die schrecklichsten Gründe; sie wagen alles, und greifen in Sprüngen selbst den Jäger an, den sie zuweilen mit sich in die Abgründe hinabreissen. Selten bringt man jungeingefangne Gemsen soweit, dass sie sich zu den zahmen Alpziegen gewöhnen, und mit ihnen

zugleich

zugleich weiden. Doch giebt es einige einzelne Beyſpiele. Nur im Sommer bewohnen ſie die eigentlichen Gletſcher, und der heranbrechende Winter drängt ſie den wärmeren Thälern zu, in deren Nähe ſie ſich unter hängenden Felſen, in Grotten und gegen Lauwinen geſicherten Klüften, vor ſeiner Kälte bewahren. Wurzeln, die ſie aus dem Schnee kümmerlich hervorſuchen, ſind ihre einzige Nahrung; die Salzlækinen, die ſie mit æuſſerſter Begierde belecken, und wohin ſie (beſonders nach dem Fiſsmat im Urnerland) im Voll- und Neumond in groſsen Truppen wallfahrten ſollen, ihre einzige Wolluſt, und ſie ſchleppen ſich kümmerlich durch ein ædes, freudenloſes Daſeyn, bis der Iæger oder ein Fehltritt auf den Klippen es endet. Sie ſollen ein æuſſerſt zæhes Leben haben, eine Meynung, welche wahrſcheinlich wohl ſich auf ihre, in der rauhen und kalten Luft erhaltene Feſtigkeit und die dicke Haut gründen mag, welche die Schüſſe entfernter Iæger ſehr gut ertragen. Ihr Fleiſch wird ſehr geſchætzt, theuer bezahlt, und das Fell vielfach benutzt. Man bereitet es vorzüglich ſchœn im Haslithal, und handelt mit den

ſchwarz-

schwarzgefärbten, die dem Sammte am Glanze nichts nachgeben, über die Grimsel nach Rom. Da ihre Iagd so allgemein ist, und die Schwierigkeiten derselben eher den Muth der Schweizer aufzumuntern, als niederzudrücken scheinen, so hat man in einigen Cantonen, wie in Freyburg, Veranstaltungen getroffen, sie vor dem Schicksaale der Steinbœcke, die sich bis auf wenige Individuen fast gænzlich verlohren haben, zu sichern. Manche Berge sind bis auf eine gewisse Zeit den Gemsenjægern verschlossen, und manche Iagden überhaupt nur wenigen Theilnehmern offen.

Ehedem gab es mehrere Steinbœcke in den Alpengegenden. Itzt haben sie Nachstellungen bis auf wenige Individuen ausgerottet oder sie in Gegenden getrieben, woraus sie nur selten hervorkommen müssen; denn nur wenige Leute der Gegenden sehen ihr ganzes Leben hindurch einen einzigen. Sie sind stærker beleibt als die Gemsen, und mit einem weit græseren Geweihe, als diese, versehen, das zuweilen bis zur Schwere von 18 Pfund heranwæchst. Weil der Steinbock

nur

nur die allerhœchſten Alpengegenden bewohnt, ſo hat er eine biegſamere Geſchmeidigkeit des Kœrpers erhalten, die ſich in den ungeheureſten Sprüngen zeigt. Die anhaltende, freye Iagd hat auch ſchon ſeit langer Zeit Bæren und Wœlfe aus den Gebirgen vertrieben. Iene finden ſich nur noch im Engelbergerthale und Oberwallis, ſo zahlreich ſie auch, der Menge von Wappen nach zu urtheilen, worauf ſie erſcheinen, in alten Zeiten geweſen ſeyn mœgen. Sie haben ſich zum Theil ſelbſt nach Savoyen und der Dauphiné gezogen. So laſſen ſich auch nur hœchſt ſelten Wœlfe und nicht anders als im Winter ſehen. In den Alpen hat daher dieſe Iagd den ganzen Vorrath ihrer lebendigen Schœpfung auf Berghaaſen, Bergfüchſe und das friedfertige Murmelthier beſchrænkt, das in den Felſen der hohen Berge bauet, durch ſeine Fettigkeit eine leckere, nahrhafte, der Alpenkælte angemeſſene Speiſe giebt, und einem groſſen Theile der angrænzenden ſavoyiſchen Bewohner lebenslængliche Beſchaftigung und einen ganz ertræglichen Unterhalt gewæhrt.

Alle dieſe Thiere bevœlkern die Mittelſtriche der Alpen. Aber auch ihr hœchſter

Gipfel

Gipfel ist nicht todt für die Schœpfung. Hier nistet der grœsste Raubvogel, der Lämmergeyer, welcher Gemsen, Ziegen, Haasen, Murmelthiere raubt, ja selbst junge Kinder angreift, und das weite Reich des andern Geflügels brandschatzt, das in einer Menge von Fasanen, Birkhühnern, Schnee- und Rebhühnern, Auerhæhnen, Schnepfen, wilden Enten Gænsen, und andern Vœgelarten die milderen Zonen der Alpen bevœlkert. Eine Menge anderer Raubvœgel, wie Adler und Falken, Stein- und Nachteulen wohnen in seiner Næhe und nehmen Theil an seiner Iagd. Im Iahr 1610 ward ein Mann aus der Stadt Schweiz von einem Læmmergeyer angegriffen, und allein von einem herzueilenden Freunde gerettet; und nur noch vor einigen Iahren riss ein Adler im Canton Bern ein zehn-, und ein siebenjæhriges Kind von dem Schooße einer Bauersfrau, die ruhig an der Thür ihrer Hütte sass und mit ihnen spielte. Auch an Fischen hat die Schweiz den mannichfaltigsten Ueberfluss. Die Forellen des Gotthards sind die delikatesten in der Welt. Man fængt sie an andern Orten oft 60—70 Pfund schwer. Alle Seeen sind mit den zahl-

reich-

reichſten Gattungen angefüllt, und gewähren gerade den ſchœnſten Gegenden eine mannichfaltigkeit im Genuſſe, die der Aelpler bey ſeiner einfachen Milch gar nicht begreift.

Die gewœhnlichen Iagd- und Hausthiere hat die Eidgenoſſenſchaft ſæmmtlich; aber wodurch ſie ſich bekanntlich ihren weſentlichen, den ihr allein zugehœrigen Vorzug erwirbt, — das iſt die trefliche Zucht ihres Rindviehes. Unter ihnen findet man die Stiere von hœchſter Schœnheit und die Ideale wieder, deren Kraft und Ausdruck man ſonſt nur auf griechiſchen und rœmiſchen Denkmælern bewundert. Sie ſind ſæmmtlich mit dem Adel geprægt, welchen der rauhe aber heitere Himmelsſtrich, das einfache aber kraftvolle Futter, friſche Luft und Weide ſeinen Zœglingen ertheilt. Die Natur hat ihrem Muthe ſelbſt einen Inſtinkt eingepflanzt, ſich gegen die Angriffe der Feinde zu ſichern. In einem halben Zirkel geſtellt und ihre Stirne auswærts gekehrt, treiben ſie einen jeden Anfall zurück.

So dürftig auch im Ganzen die thieriſche Schœpfung der Schweiz gegen die der mil-

milderen Erdklimate, gehalten, sich zeigt, so wird doch ihr Mangel an den æussern auffallenden Reichthümern durch die innern Schætze ersetzt, die sie bescheiden in ihrem Schoosse verbirgt. Wenig Lænder haben eine solche Fülle, und eine solche Mannichfaltigkeit, wenn auch nicht von glænzenden, doch von nützlichen Mineralien aufzuweisen, als sie. Der mit den deutlichsten Versteinerungen angefüllte Kalch, und die Thonerde, welche die schœnsten Geschirre giebt, die sich in Felsenritzen und Hœhlen befindende Mondmilch, welche mehrere Krankheiten heilt, und das Blut versüsst, der Lavezstein des Veltlins, den man wie Holz drechselt, und zu feuerfesten Kochgeschirren aushœhlt, sind dafür Beweises genug. Einen vortreflichen Alabaster erzeugt das Walliserland. Mehrere Arten des Porphyrs finden sich in der Næhe der Alpen. Und eine Menge von Marmoradern streifen durch das ganze Land hin. Der von Oberhasli ist eine prachtvolle Zusammensetzung aus mancherley Farben auf rœthlichem Grunde. Andere sind Purpurfarben mit schwarz punktirt, andere grün und gelb gesprenkelt. So ist der von Gindelwald.

wald. Auch ist er ganz weiss und der Marmor von Büren ist gelblich mit rostfarbnen Flecken. Fast alle hohe Berge endlich verschliessen in ihrem Schooſse grosse Hœhlen und prachtvolle Gewœlber, der schœnsten Krystallen, deren Auffindung manchen Schweizer auf zeitlebens bereichert, einen Theil der Beschæftigung mehrerer Alten der Aelpler, und deren Ausfuhr einen betræchtlichen Nationalgewinn ausmacht. Man bricht sie oft in grosſen Stücken, selbst zu einigen Zentnern schwer. Das reichste Krystallgewœlbe, vielleicht in der Welt, entdeckte man vor beynahe 70 Iahren in der *Grimsel*, welches über 1000 Centner Krystalle und einen Werth von 30000 Rthlr. enthielt. Ein Stück besonders von 8 Centner, und sehr viele von einer mehr als 1 Centner Schwere, machten das ganze Gewœlbe fast unschæzbar. So fand man im Canton Uri im Sandbalm nicht lange nachher eine æhnliche, schon ehedem bearbeitete Grotte, wo man noch über 900 Stück Krystalle antraf. — Vorzüglich schœn sieht man sie auf den Gotthardischen-, Lehontinischen-, Chætischen- und Wallifer Gebirgen, und überhaupt um so reiner, grœsser und

schœner, je hœher man steigt. Da man diese Steine aber in der Schweiz noch nicht zu poliren verstehet, und sie gerade in denen Theilen der Schweiz am hæufigsten gesucht werden, wo man von Manufakturen und Künsten die armseligsten Kenntnisse hat, so werden sie roh in die benachbarten Lænder, besonders nach Mayland, verführt, wo man sie aufstutzt und schleift. Salpeter und Steinsalz findet sich hæufig in Bern; Steinkohlen der vortreflichsten Art beynahe in einem jeden Kanton; Spiesglas, Bleyglanz und Blende in Wallis und Graubündten; Markasit und Kiess um Basel herum; Schwefel- und Vitriolkiese bey Ilanz auf den mittæglichen Alpen und im Lügnitzer Thal; lebendiger Schwefel in der vortreflichsten Reinigkeit bey *Bex*, und so eine Menge von anderen Mineralien der Art an verschiedenen Orten. Bex, Bevieux, Panex, la Roche sind ihrer Salzwerke wegen berühmt, deren ich unten noch einmal weitlæuftiger erwæhnen muss.

Auch alle eigentlichen Metalle haben die Theile der Schweiz aufzuweisen; Gold

 fand

ſand der Rhein, nicht weit von ſeinem Urſprunge, die Reuſs, der Goldbach in Luzern, die gröſsere und kleinere Emmat, die Aane, die Adda; Silber der Gotthard und einige andere Cantone, wie Zürich etc., wiewol wenig rein, ſondern mit Bleyerz untermiſcht und in Steine angeſprengt; Kupfer, Graubündten, Davos, Glarus, und goldhaltige Stufen dieſes Metalles, Sitten; Bleyerze das Palenzerthal, und Graubündten; Eiſen der Bœzberg und der ganze Iura, wie auch einige Stellen von Graubündten, Wallis, Zürch, Bern, Uri, Luzern, Unterwalden, Solothurn und Schafhauſen; Queckſilber das Thal Vallengin, Bern und Solothurn; und andere Metallvermiſchungen noch mehrere Oerter. Aber nur das Eiſen wird unter den Metallen mit beträchtlichem Nutzen bearbeitet, indem die anderen etwas zu ſpröde ſind. Seltſam iſt es, daſs ihre Lagerſtædte ſo ſehr von der anderer Gegenden abweicht. Alle anderen mit mineraliſchen Reichthümern verſehene Lænder haben ſie in einer gewiſſen Tiefe erſt, da hingegen die Schweiz in dieſer Entfernung von der Oberflæche ihre Waſſer-

massen einschliefst, und die Metalle der äuſseren Rinde übergiebt.

Aus ihnen bereitet sie sich dann die groſsen Vorräthe mineralischer Wasser und Gesundbrunnen, deren höchstwirksame Kräfte groſse innere Schätze verrathen. Eine Menge von Schwefelbrunnen finden sich durch die ganze Eidgenossenschaft zerstreuet, vorzüglich aber ist einer im Canton Schweiz auf dem Haken merkwürdig, den man, den Reisenden zur Bequemlichkeit, mit einer Mauer umzogen und einem Dache versehen hat; ein anderer, sehr benutzter bey Krattingen am Thunersee; zu Langenthal in Bern; einer an dem Loppberg in Unterwalden; in Horgen, zwischen Kilchberg und Rüschlikon; bey Charmay in Freyburg zu Prangin im Waatlande; etc. Auch hat der Schweizer sich so sehr an mineralische Wasser und Bäder gewöhnt, dass diese einen Theil seiner Hauptwollüste ausmachen.

Der stärkste Sauerbrunnen, der selbst den Pyrmonter an Kraft übertreffen soll, findet

det sich zu St. Moritz in der Mitte des Engadinerthales. Er entsteht aus den vitriolisch-martialischen Adern der umliegenden Gegenden und wird so stark davon geschwängert, dass er in einem Pfunde 1 Unze 26 Gran von diesen Theilen enthält. Häufig besucht ihn besonders der italiänische Adel, und er hat eine so gesunde und kalte Luft, dass die Gäste oft im Iulius und August einzuheizen genöthigt sind.

Eins der berühmsten heissen Bäder trift man bey Baden im Aergau; ein Bad, das schon Tacitus kannte und das nachher den umliegenden Gegenden ihren Namen ertheilte. Ein ununterbrochener Zufluss von Menschen strömt hier alljährlich zusammen, für deren Bequemlichkeit und Gesundheit eine Menge von Anstalten getroffen sind.

Noch mehr beynahe wird das heisse Leukerbad in Oberwallis besucht. Hier trift man gewöhnlich Leute von allen Nationen, besonders aber fast den ganzen Bernischen Adel, der sich eine zeitlang trotz der Unbequemlichkeiten der Reise über den Gemmi,

und ungeachtet der wenigen Bequemlichkeiten, die er im Bade selbst antreffen konnte, fast alljährlich hier einfand. Indeſs athmet die Luft um Leuk eine so erquickende Frischheit, einen so wollüstigen Balsam, dass schon die Gæste zur Hælfte allein durch sie genesen; und jener Beschwerlichkeit des Reisens haben die Herren von Bern durch einen vortreflichen Weg über den Gemmi, den sie ganz in Felsen haben aushauen müssen, zum Theil abzuhelfen gesucht, obgleich er noch immer unter den Landstrasen eine der halsbrechendsten ist, die man in der Schweiz antrift. Die andern Unannehmlichkeiten des Aufenthalts beym Bade selbst, werden sich aber wohl nicht eher ganz abhelfen lassen, als bis man Mittel ausfindig macht, die Lauwinen, welche von Zeit zu Zeit den Badeort verwüsten, einen andern Weg zu leiten. Vielleicht liesse sich dieser Zweck durch die Erbauung einer Mauer am Fusse des gefæhrlichen Berges, oberhalb der Bæder, erreichen. Ueberdem mitten in einem Thale von ungeheuren Bergen umschlossen, die der Schnee nie verlæst, hat es eine so kalte Luft, dass man den halben Sommer bestændig Feuerung braucht, und die

Bewoh-

Bewohner des Dorfes nicht den ganzen Winter hindurch in ihren Hæusern bleiben, sondern sich tiefer in Wallis herabziehen müssen. Und ungeachtet aller dieser Umstænde habe ich doch noch in den letzten Jahren eine so grosse Menge von Badegæsten hier angetroffen, dass man fast in ganz Leuk keine Wohnung mehr antreffen konnte, und eine solche ungezwungene Frœhlichkeit, die alle begeisterte, eine solche Harmonie in der Abschaffung alles læstigen Ceremoniels, in der Entfernung von allem Adelstolze und jeder erbærmlichen Arroganz, von denen selbst, ungeachtet Herrn Markards Versicherungen, das beste deutsche Bad, Pyrmont, nicht ganz frey ist, ein solches Ineinanderschmelzen der Vœlker und Stænde, eine so heitere, zuvorkommende Artigkeit hier gefunden, dass ich die Stunden unter die frohesten meines Lebens rechne, die mir der Himmel in dieser glücklichen und schœnen Verbindung zu verleben erlaubte. Die Menge und die Mannichfaltigkeit der Nationen, welche Ein Ziel, der Zweck des gemeinschaftlichen Vergnügens, enge verkettet, ercefnet dem Beobachter ein Feld der interessantesten Vergleichungen, und

in dem frischen, mineralisch geschwängerten Clima, in allen Reizen einer gleichsam zu Einer Familie gehörenden Gesellschaft, findet er immer verlohrene Ideen wieder, erstorbene Hofnungen neu belebt, vergangene Aussichten wieder erweckt, und den freyen Frieden des Herzens in jedem munteren Pulsschlage.

Weniger besucht, wiewol auch von vortreflichen Kräften, ist das Bad von Brieg. Es quillt weniger heiss, als das Leukerbad aus einem Felsen, der eine schöne, ganz von Bergen umschlossene Ebene begränzt, dicht neben einer ganz eiskalten Quelle hervor, die wahrscheinlich sein in einem entfernten Kessel erwärmtes Wasser etwas abkühlt. — Von derselben Wärme und von gleichen Heilkräften ist das der Benediktiner-Abtey Pfeffers zugehörige Pfefferbad, das mitten zwischen Felsen in einer wilden Höhle entspringt. Man braucht es mehr zum Trinken als zum Baden, und verführt es daher weit stärker auswärts in alle Schweizercantone und selbst in die benachbarten Länder, als dass man es an der Quelle gebrauchte. Aehnlicher Art sind die Bäder von Schinznach,

ach, von Weiſsenburg in Bern, Rüſchliken am Zürcherſee, von Altenau in Bündten, von St. Martin im Veltlin. Alle erhalten von der ſchœnen geſunden Schweizerluft neue Kræfte, von den lachenden oder wilden Gegenden, welche ſie beſchatten, immer neu anziehende Reize, und von dem heiteren Geſellſchaftston des Schweizercharakters eine Befriedigung, die jeder Umgang in der Fremde ſonſt immer vermiſſen læſst.

Eine Ueberſicht dieſer Produkte der Eidgenoſſenſchaft bewæhrt ihre reiche Ausſtattung von der Natur. Und dieſe Ausſteuer iſt um ſo reiner und gütiger, da ſie nichts oder nur weniges hat, was den Bewohner zu einem Luxus verführte; da alle ihre Befriedigungen der nœthigſten Bedürfniſſe auf die ſanfteſten Lebensweiſen leiten, auf einfache Bekœſtigung des Kœrpers und der Seele, auf den geheimſten Genuſs ihrer Fülle, auf einen ewigen Frieden des Herzens. Der Schweizer findet allenthalben das, was er braucht; das, was ihn zu ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Stærke erzieht, Milch und Kæſe, und wo dieſe nicht in ih-

rer hœchſten Vollkommenheit zu bereiten ſind, das nœthige Brodt; Holz oder Steinkohlen zur Feuerung, Hanf und Flachs zur Bekleidung, Wildpret und Geflügel in hinreichenden, und Wein in einem nicht zu reichlichen Maaſse, müſſen den ſchœnen derben Charakter des æchten Schweizers zuſammenſetzen, deſſen frohe Unſchuld uns Bewunderung abzwingt. Die Metalle ſind nicht in einem ſo groſsen Ueberfluſſe und nicht in einer ſolchen Güte vorhanden, daſs ſie ihm neue Bedürfniſſe mit neuen Befriedigungen erkaufen kœnnten, und die Luft iſt zu rein, die Alpen für Reiſen zu gefæhrlich und ſchreckhaft, als daſs ſie nicht alle reichen Schwæchlinge abhielten, oder doch ſogleich ihre Bedürfniſſe nicht einigermaaſsen verkürzten, die Mittheilung derſelben nicht etwas begrænzten.

Tiefer herab in dem flachen Lande erliſcht auch ſchon die ſchœne Bedürfniſsloſigkeit, zu ausgeſetzt den fremden Eingriffen benachbarter Lænder, der Fülle einheimiſcher Befriedigungen, dem Manufakturenweſen und Handlungsgeiſte. Dafür giebt dann Kultur

dem

dem Geiſte Bildung; und gegen die überflüſſigen Reichthümer der Heimath tauſcht man einen Schatz neuer Ideen ein, wenn gleich nicht eine Vergrœſserung der Glückſeeligkeit, doch eine Mehrheit gebildeter Gefühle und heiterer Aufklærung. Man muſs hier für beyde Seiten gerecht ſeyn. Der Bildungsgang der Natur will es nicht anders. Und gewœhnlich macht es den Erdſtrich glücklich, wenn die Theile deſſelben ihre Güter wechſelsweis austauſchen; wenn das Gebirge einen Freyheitſinn in die Thæler hinabſchickt, der geſchmückt und gelæutert wieder zurückkommt, und die ſtarren Kœpfe belehrt und aufheitert.

Drittes Kapitel.

Aeuſſeres der Schweiz.

Das Aeuſſere der Schweiz iſt eine der vollkommenſten Naturzeichnungen. Wie ich es oben geſagt habe, ſo betritt der Reiſende, an der Grenze ſchon vorbereitet, das Land. Nicht nur auf die Anmuth und Pracht ſinnlicher Gegenſtände wird er allmählig geleitet, ſondern er findet in den Eindrücken der Gegenſtände auch allenthalben ſchon Winke der Lebensweiſe, des Ganges der Kultur und der klimatiſchen Einflüſſe auf den Geiſt und die Herzen. Ein ſtiller See, hingegoſſen in ein lachendes Grün, nur mit ſich beſchäftigt, um ſeinen Ufern Gedeihen und Reiz zu geben, deutet ſchon in der Ferne auf die ſpiegelhelle Unſchuld in den Gebräuchen hin, welche keine Geſtade auſſer ſich ſucht. Sanft durch ſteile Abhänge gebrochene Thäler

und

und dann wieder die Pracht der Schneegebirge, mit der Wuth des Erguſſes ihrer Waſſerfälle, ihrer Lauwinen, die der kleinſte Hauch in die Thäler herabſtürzt, bezeichnen alle verſchiedenen Schattirungen des Charakters der Aelpler und Thalleute.

Ehedem hielt man die Schweiz für nichts mehr als eine ſtarre Wüſteney. Die Beſorgniſs des Reiſenden, immer auf berüchtigte Gefahren, auf jähe Felſen zu ſtoſsen, hatten ihn die ſanften Thäler, die himmliſchen Seen, die klaren Bäche überſehen gemacht, und in der nie vorhergeſehenen Majeſtät eines Eisfeldes ſchienen alle Eindrücke des Schönen zu verlöſchen, die man nur mit Mühe und Angſt geſammelt hatte. Izt hat man ſich allmählig durch die anhaltende Betrachtung der Natur, an das Auffallende gewöhnt, und auch für die holde Ueppigkeit ſchwelgeriſcher Gegenden Empfänglichkeit und Gefühle gewonnen. Denn ſelbſt Kahlheit und Blöſſe erhebt den Blumenkranz, womit ſie umwunden iſt, und das ſchwermüthige Moos, deſſen Betrachtungen zu den ſanfteſten Schauern einladet und erweckt,

hängt

hängt nur an den dürren Ruinen zerstörter Natur, und an ihrem nackten Gerippe.

Der Schweizer fühlt auch die Schönheit seines Landes. Das Frühjahr lockt Tausende zu einem frohen Landleben aus den Städten heraus, der ganze Sommer wird fast von allen reichen Familien auf Gütern verlebt, und das Auge ruht in jeder schönen Gegend auf einer zahllosen Menge von Villen. Nur erst nach geendeter Weinlese, und dem Genusse aller ihrer eigenthümlichen Lustbarkeiten, kehrt man in die Städte zurück.

Das Land gleicht einer ausgebreiteten Ebene, die mit unzähligen Gebirgen gleichsam besprengt ist. Eine ununterbrochene Kette von Bergen und Hügeln durchstreicht den ganzen Raum, und diese eröfnen zuweilen ihren Schoos zur Aufnahme einer grünen Aue, eines Sees, eines Flusses. Die Thäler haben indess selbst wieder ihre Vertiefungen und Erhöhungen, die mit den grossen Gebirgen zusammenhängen, und kleine Rücken zu bilden scheinen, mit denen sich die grossen in das Flache verlaufen. Die Flüsse schmie-

schmiegen sich dem Gange dieser Hügel dicht an; und so entstehen die unzählbaren Krümmungen derselben, welche die Gegenden der Schweiz so unendlich erheben. In die tiefen Niederungen schütten dann auch mit der fruchtbarsten Erde die kleinen Hügel einen Ueberfluss von Nahrung für das Gras, das seine Farbe und Schœnheit nach dieser Maafsgabe verändert. Die meisten Gegenden haben Felsen, die sich in mehreren Abfætzen bis in die Wolken verlaufen; zwischen ihnen œfnet sich dann wieder ein langes fruchtbares Thal, mit Dœrfern, Pfarreyen, Thürmen, Landhæusern, mit einzelnen Hütten und Heerden reich überfæet. Oft belebt, und verschœnert, bey der Ernte, ein volles Gewühl arbeitender Menschen das Ganze. Stræme, welche die Fluren durchschneiden und in leisen Silberwellen sich um die Ufer krümmen, mit einer Perlenschnur von schœnen, in einen grünnen Schatten versteckten Landhæusern besetzt, ein længlich gedehnter Wald, der allgemach an der Seite sich fortzieht und endlich in den leisen blauen Duft der Ferne erlischt; kleine rieselnde Quellen am Wege, oder stürmische Wasserfælle, die

sich

sich mit einem furchtbaren Lerm von den benachbarten Felsen in einem Staubregen ergiessen; stille Klüfte aus dem Busen der Felsen gebildet, welche dann wieder den Reisenden empfangen; Klippen, deren Spitzen in alte verfallene Schlœsser und Klosterruinen sich aufiœsen; der glatte himmelblaue Schmelz eines hellen Sees, oft mit einem wankenden Feuer überdeckt, von diesem Fusse, Weinpflanzungen mit Landhæusern und Baumgarten vermischt, die Berge anphitheatermæssig hinaufsteigen, — alles dies folgt aufeinander in einer ununterbrochenen Reihe, drængt sich hintereinander her, und ergreift den erschœpften Wanderer auf seinem Wege mit immer erneuetem, freudigen Schauern, oder entzückt ihn mit einem ewig wechselnden sanften Genusse. Oft glaubt er sich in einer langen waldigten Einœde verschlossen, die sich endlich wieder in ein breiteres Thal verlæuft, oder sich mit einem Hügel endigt, wovon er die entzückenste Aussicht beherscht; dann geht der Weg wieder über den Rücken bepflanzter Hügel das Thal entlang; unter einer Fülle von Schætzen an Korn und Fruchtbæumen ahndet er nichts von den kommenden Szenen;

nen; auf einmal wird er hinter einem düſteren Haine von nakten Felſen empfangen, und nur ein kleines in die Berge gearbeitetes Loch ſcheint ein Ienſeits vermuthen zu laſſen; er wagt ſich hinein; bebend wankt er eine Zeitlang durch das feuchte Dunkel, über den naſſen Boden hinweg und plœtzlich ſieht er wieder ein weites Thal ſeine Arme eröfnen, mit einem milden Grüne bethauet, und die ſchauerliche Einſamkeit geſpaltener Klüfte in alle heitere Trœſtungen der Geſellſchaft verwandelt.

Und nun das Prachtvollſte, was alle Schweizergegenden zu ihren Eigenthümlichkeiten erhebt: der Anblick der Gletſcher und ihrer Eisfelder, mit dem ganzen Schatze ihrer Abwechſelungen, mit dem Reichthume ihrer Schattirungen, mit den Veränderungen bey ſteigender oder ſinkender Sonne, bey heiterem oder getrübtem Wetter; im düſtern Blau der Dunkelheit und im Regenbogenglanze ihrer Helle; im leichten Nebel der Ferne verſchlungen, oder ſich zauberiſch unter allen Schreckniſſen ihrer Nähe aufdringend. Schon ihr Anblick bey untergehender Sonne iſt al-

lein eine Schweizerreise werth, haben mehrere Schriftsteller gesagt; doch wer versteht es überhaupt, Herr seiner schœnsten erhabensten Gefühle in dem Maasse zu seyn, dass er sie in Worte aufzulœsen und dem Gedæchtnisse in empfindungslosen Formen für die Zukunft anzuvertrauen vermœchte. Jeder Maler hat nur die traurigen Schwæchlinge seiner Empfindungen noch zur Darstellung übrig, die ihn an die Vergangenheit mahnen, und wenn ihn die Trümmer nicht auf einige Klarheit der Eindrücke leiten, so ist für ihn alles das unwiederbringlich verlohren, was ihn ehedem entzückte, was ihn erhob, was er für die Zukunft sich aufzuheben verlangte.

Ich will es hier wagen einige Gemælde wieder aufzufrischen, welche ich mir bey dem Genusse meinem ganzen Leben einzudrücken versuchte, welche selbst das wiederkehrende Bewusstseyn nachher in meine Empfindungen, in die vermehrte Offenheit meiner Empfænglichkeit verschlungen fand, mit deren Ausbildung und Verfeinerung mich jeder neue Beytrag beschæftigte.

Das ganze Eigenthümliche des Aeuſſeren der Schweiz hängt von ihrer inneren Struktur ab, welche durch die hervorſtehenden Ecken ihres Gerippes beſtimmt werden muſste. Allein die Berge machen das Eigene. Sie beſtimmen die Schœnheit oder das Gräuſende ihrer Thæler, die Ufer der Seen, den Strom der Flüſſe, ſelbſt ihre mehr oder weniger ſchœne Farbe, die Klarheit oder den Schatten des Graſes, die Eigenſchaften der Wælder und ihrer Bebauung. Alle Szenen hængen an ihre Bildung unablœslich. Und die leiſeſte Windung in einer vielleicht hœchſt unbedeutenden Erdblaſe verændert auf einmal die Phyſionomie aller Objekte. Alles was maleriſch heiſst, was man mit der Benennung eines Proſpektes bezeichnet, hat in der Gebirgsverkettung ſeinen einzigen Grund. Dies alles ſind Wahrheiten, die ein jeder Schritt in der Schweiz dem Reiſenden aufdringt.

In dieſer Hinſicht hat die Schweiz mehrere Hauptgegenſtænde, womit ſie ihre Gegenden ſchmückt: ſchœne ausgebreitete Thæler mit ihren ſanften Bergrücken, die Seen mit ihrem Ufer, die Flüſſe mit ihren Waſſerfællen,

fällen, und endlich, was sie ausschliefslich besitzt, die Alpen mit der vollen Pracht der mannigfaltigsten Schœnheiten und Schreckniſſe. Der Raum beschrænkt meine Schilderungen nur auf wenige Szenen. Darum hier nur die vorzüglichſten.

Schon der Eingang in die Lænder der Eidgenoſſenſchaft, wenn man ſie zum erſtenmale bey Baſel betritt, leitet den aufmerkſamen Reiſenden ſanft auf alle die Schœnheiten der Gegenden, die ihn mit dem ganzen Reichthume ihres Læchelns oder Ernſtes erwarten. Die hohen Gebirge haben ſich hier gerade in die breiten Bergrücken geendet, welche ſich nur noch leiſe in die fruchtbaren Thæler einzudrængen ſcheinen, um dem Lichte einigen Schatten einzumiſchen, dem hellen Grüne der Felder einige Dunkelheiten hinzuzuſetzen. Je weniger man dürre Abhænge bemerkt und grauſende Hœhen, deſto thætiger ſieht man die Menſchen, das Flache zu nutzen. Statt daſs man nachher nur einzelne Ziegen neben einem Hirten unter einem einzigen Baume zerſtreuet graſen ſieht, ſo geræth man hier in ein buntes Gewühl des Lebens, in ganze

Hau-

Haufen brauner Arbeiter, kurzgeschürzter munterer rothwangigter Mädchen, hüpfender Kinder und Knaben; in das Gelæute grosser Heerden von Rindvieh, in weit verbreitete Schatten von Hainen. Eine Menge von Dorfschaften sind dicht an einander gereihet, und die unzæhlbaren Landhæuser, die mit ihren Dæchern und dem romantischen Schornsteinrauche aus dem grünen Schatten hervorsehen, scheinen nichts als leise Uebergænge des Lebens in das Leben, der Wirksamkeit ganzer Dorfschaften durch die Privatthætigkeit einzelner Hütten wieder in das Leben der Gesellschaft zurück. Alles læchelt hier den Reisenden an. Das helle Grün der Wiese, wie das Auge eines reizenden Mædchens, das unbekümmert und froh alle ihre Anmuth entschleiert, nichts versteckt, mit nichts prahlt, als mit einem blauen schmachtenden Auge, das unter einem leicht aufgesetzten Strohhuth und unter dem Schatten brauner Haare lüstern und freundlich hervorsieht. Dies ist auch der Charakter schweizerischer Natur, oder vielmehr jener der Sitte ist aus dieser entlehnt. Iedes Sæusein im Haine scheint ein frohes Lied zu seyn, das die

Natur zu ihrer Arbeit singt; die Ufer lächeln heiter am Quelle, als wenn sie aus ihm neue Erquickungen tränken, die Bäume scheinen freundlich mit einander zu sprechen, und in jedem Laute der Schöpfung ist hier noch Leben und Wirksamkeit, die nur erst tiefer ins Land in jene geheimen Schauer erstirbt, welche die Seele in Beängstigung fortreissen.

In der nemlichen Schönheit erhalten die Gegenden sich bis zum Waatlande herab; ja sie gewinnen hier selbst neue, verfeinerte Reize. Besonders der Strecke desselben, welche um den Genfersee liegt, erwähnen alle Reisende, welche sie, mit warmem Gefühle und nur einiger Empfänglichkeit für Schönheit und Grazie der Natur ausgestattet, betraten, in Ausdrücken des höchsten Entzückens. Zwar weiss ich es sehr wohl, dass dies Gefühl einige neuere Schriftsteller über diese Gegend verdächtig gefunden haben; aber sie waren wohl schon lange über die Jahre des Genusses hinweg, über die holde Rosenblüte, und — über jenen köstlichen Zeitpunkt des Lebens, wo die Fülle der Kraft gleichsam unser ganzes Wesen durch

das

das Empfindungsvermœgen ergieſst und die ganze Natur durch die Wonne des Daſeyns in unſeren Augen verſchœnert.“

Denn ſo wie man ſich dem Genferſee nahet, fühlt man ſeine Empfindungen auch von einem gewiſſen leiſen Entzücken ergriffen, von einer heiteren Zufriedenheit und Unbekümmerniſs, die nur in einer Milde des Himmelſtrichs wohnen. Iedes Kræuſeln der Blætter untereinander, das Steigen der Bæume zu einander, das Ziehen der Wolken, das Schweben der Vœgel; — alles ſcheint eine Ruhe zu haben, als wenn es ſich gern an dieſen reizenden Plætzen noch længer verweilen mœchte. Wie ſüſs iſt dieſer heitere Friede nicht, der in der Schœpfung alle geheime Bewegungen abmiſst; wie theilt er ſich nicht jeder Fiber unſeres Weſens mit, und wie feſt liegen unter ihm nicht alle Gefühle gebunden, welche unſeren Leidenſchaften angehœren! Nur der Athem der Natur iſt rein und erquickend, und innig verſchlungen trinken drey ſchœne Grazien Leben aus dieſer Quelle: *Geſundheit*, *Unſchuld* und *Ruhe*. Dieſe drey Schweſtern heitern die zarte Empfænglichkeit

auf, welche wir zum Genuſſe einer jeden Naturſchœnheit immer mitbringen ſollten.

Sowohl wie ich den Genferſee zum erſtenmal ſah, als auch nachher beym Genuſſe ſeiner ganzen Fülle, war das Wetter unbeſchreiblich ſchœn. Der Himmel war mit der lieblichen Blæue angethan, die, weil ſie durch eine leiſe Schattirung ſchwacher Dünſte etwas von ihrem Helldunkel einbüſst, dem Auge auch beſſer thut. Es hatte in der vorigen Nacht etwas und gerade genug geregnet, um den gelben und grünlichten Ufern des Sees ihre Friſchheit, den Lüften ein heiteres Leben, und dem See ſelbſt einige Bewegung zu geben, der ſeine klaren Wellen, durch welche man den Boden erkennen konnte, in erhabenen Beugungen fortzog. Kleine weiſslichte Schaumwœlkchen ſchwammen und jagten ſich mitten in dieſem dunkelblauen Himmel der Fluthen, und die Gipfel benachbarter Bæume tœpfelten in die lachende Farbe groſse helle Kreiſe. Auch die Landhæuſer waren etwas aufgefriſcht und ihr lebhafter Contraſt gegen ihre Laubdæcher hatte weit merklicher ſich gehoben. Genf war etwas in

Dæm-

Dæmmerung. Ein leiſer Nebel, der ſtellenweis Wellen zog, verbarg beſonders die eigentliche Stadt, verwiſchte aber nur die Umriſſe von wenigen Villen, welche die See an beyden Seiten umarmen. Gleich einer Braut, die wenn ſie den Geliebten empfængt, ihren hœchſten Reiz ſchlau verſteckt und durch den Schleyer nur ahnden læſst, hatte er ein Gewebe über die ſavoyiſchen Eisberge geſpannt, und aus den Weinbergen, Kornfeldern, und üppigen Wieſen quollen immer noch leiſe Dünſte hervor, die ſich aber bald zu Wolken zuſammenfalteten, und über den See rechts hinwegzogen.

In dem Genferſee ſchmilzt die Erhabenheit und Mildheit des Vierwaldſtætter mit dem unſchuldigen Reize des Züricher-Sees zuſammen. Er ſcheint, wie der Ritter von Bouflers ſagt, Mignaturgemælde des Weltmeeres mit allen ſeinen Schœnheiten und Schreckniſſen zu ſeyn. Gewœhnlich hat er nichts von den feinern Dünſten anderer Seen, ſondern der ununterbrochene Kreislauf der Winde macht die Luft ſo rein, daſs man ſeine entzückenden Ausſichten in ihrem gan-

zen Unfange genieſst. Die Gegenſtände erſcheinen, beſonders nach einem Regen, in ihrer vœlligen Klarheit; und ſelbſt die Eisberge haben ſich ſelten in einen ſo ſtarken Nebel gehüllt, daſs ſie ſich vom Horizonte nicht in einem deutlichen Umriſſe abſonderten.

Um ihn dehnt ſich die ganze Gegend herum, einem bebaueten Garten gleich, in dem man einem jeden Fuſsbreit Land einige Früchte abzugewinnen hoft. Denn nirgends in der Schweiz findet die Induſtrie ſich ſo regſam; den unfruchtbarſten, rauheſten Klippen ſieht man ſchœne Weinreben eingeklemmt, oder irgend ein Baum hat in ihren Ritzen Wurzel faſſen müſſen. Alles ſchimmert auf dieſer Seite im Gewande einer feinen Cultur; wenn die ſavoyiſchen Gebirge mit ihren Schneemaſſen, Zacken und wunderſam geſtalteten Spitzen, die man beym Eintritte in das Waatland ſchon ſehr früh entdeckt, auf der anderen Seite nach Genf zu, wo die Felſen ſich nicht ſo ſenkrecht ins Waſſer ſtürzen, ſondern noch einiger Bebauung Raum geben, mit der lachenden Fruchtbarkeit der Geſtade die auffallendſten

Con-

Contraste vermischen. An jenen Ufern wandert das Auge in unzählbaren, an die Berge hinaufsteigenden Weingärten, umher, unter Dörfergruppen, einzelnen Landhäusern, und ruhet dann wieder auf einer der vielen weissen Terrassen aus, deren blendende Helle ein heiteres Rankengewächs in einem schönen Abstiche mildert.

Ueberhaupt ähnelt das Pays-de-Vaud einem Amphiteater, dessen höchste Spitze sich im Iura begränzt, das nach dem Genfersee stufenweis niedergehet und in der Maasse seiner Annäherung zu diesem Waserbehälter an Reichthum und Fruchtbarkeit gewinnt. Am Ufer des Sees nimmt man dies am deutlichsten wahr. Die Gewächse verliehren beym Hinansteigen, und die Fettigkeit des Bodens vertrocknet gleichsam zu einem dürren Felsen, der den Gipfel bekränzt. Das Land von Rolle bis Genf ist der bezaubernde Erdstrich mit jenen unermesslichen Aussichten, die keine Worte beschreiben. Fast in der Mitte des Landes liegt Aubonne, jener Ruheplatz des berühmten Tavernier, der an die schönen Gegenden Asiens und besonders Armeniens

niens gewöhnt, doch diese mit einen so grossem Wohlgefallen betrachtete, dass er ihr allein in der Welt die Gegend bey Erivan vorzog. Von dem Schlosse schon beherrscht man eine der weitesten Aussichten in der Schweiz, die beyden Armen des Sees bis an ihre Spitzen, und einen grosen Theil der savoyischen Gletscher nebst dem Montblanc. Dicht aber neben Aubonne liegt ein Landhaus, Bougy genannt, das man als den schœnsten Standpunkt der ganzen Eidgenossenschaft ansiehet.

Selbst Genf liegt in einer Fülle lachender Aussichten und schœner, fruchttragender Gegenden. Am Ende des Sees ausgestreckt, erhælt es von seinem Hafen und dem Zusammenflusse der Nationen darinn, ein neues und regsames Leben. Am Ufer des Wassers sieht man eine zahllose Menge von Villen gepflanzt, unzæhlbare Gærten, glückliche Anlagen. Alles scheint hier den Geist des Fleisses zu athmen, der das Schœne verschœnert, und zugleich an die Reize des Anbaues sorgsam Benutzung des Bodens knüpft.

Aber

Aber den entſchiedenſten Ruf der Vortreflichkeit ſeiner Lage hat Vevay. Schon von der Natur urſprünglich zur Freude und zu einem heiteren Entzücken geweihet, hat dieſe Gegend aus Rouſſeaus Hand noch dies Gepræge melancholiſcher Liebe empfangen. Beyde Reizungen finden hier auch eine Fülle von Nahrung; und jene lebt gern in den friedlichen Milchhütten am Urſprunge der Vevaiſe, wenn dieſe ſich an dem Anblicke der ſtarren Klippen von Meillerie weidet. Nichts als ein reiner Sinn gehœret dazu, um unter dem Einfluſſe dieſer Gegenſtænde alles das zu vergeſſen, was man iſt und was man war; ein jeder Ehrgeiz lœſt ſich hier in die ſanfte Schwermuth auf, die uns über die Sinne hinwegrückt bis an die æuſſerſten Grænzen der Phantaſie; und die glænzendſten Entwürfe erſcheinen hier wie kalte Schneemaſſen, die unter jedem Wehen lauer Lüfte von ihrem Umfange einbüſsen.

Beſonders hat man den Anblick der untergehenden Sonne vom Kirchhofe zu Vevay gerühmt. Und es iſt wahr, dieſes Schauſpiel iſt einzig. Ihre erblaſſenden Strahlen verſenken

ken dann die Spitzen der Gletscher in ein röthliches Feuermeer; und aus diesem Meere scheinen sich zuweilen einzelne Wellen loszumachen, um den ganzen Himmel mit Schimmer und Heiterkeit zu erfüllen. Vevay mit der grünen Pracht seiner Weingärten erlischt allgemach in dem Schatten, die Ufer seines Sees verschmelzen mit ihren Krümmungen in die farbenlosen Fluthen und die Klippen von Meillerie hüllen sich in das kalte, graufende Dunkel, das ihren Geist bezeichnet. Ueberhaupt haben die Gegenden um Veray etwas von dem Schönen aller anderen Länder, Contraste aus allen Erdstrichen; die schönen Ufer der Vevaise und die schwarzen Gestade vor Chablais.

Alle diese Szenen des Waatlandes, welche eine Reise zu Lande nur zerstreut genossen hat, sammelt in der blühendsten Pracht ihre Reize eine Lustfahrt auf dem Genfersee selbst. Mitten auf einer blauen, reinen Fläche, überlassen dem sanften Spiele der Wogen, und vom leisen Wehen der Lüfte fortgezogen, gewinnt man die heitere Ruhe, welche den Grazien die Empfänglichkeit öf-

net.

het. Alle Gegenstände verdoppeln sich sammt dem Geiste, der sie beseelt, im Spiegel der Fluthen und ihren Genuss. Das reiche Amphitheater zur Linken, worauf Rolle, Morges, Lausanne, Lutri, Cuilli, St. Saphorin, mit zahllosen Dœrfern und Landhæusern umgeben, dem Blicke vorüberschleichen, hat man vor sich, die unbegreifliche Pracht der Wallisergebirge, welche mit ihren Riesenkœrpern, mit der Mannichfaltigkeit ihrer Einschnitte, und dem damit verbundenen schœnen Farbenspiele, mit der Wirkung des Helldunkels, und dem malerischen, in dem Grau der Klüfte allmæhlich erlœschenden Silberschmelze, das Herz zu unnennbaren Gefühlen erweitert; und rechts die savoyischen Ufer, Bergketten von schwarzbraunen Thælern zerschnitten, die nach Meillerie zu, immer finsterer und waldigter werden. Auf ihnen sieht man allgemach mehrere Ortschaften vorbeygehen. Bezaubernde Hügel ziehen sich bis Evian fort. Dicht gruppenweiss über einander gepflanzte Wælder, ihnen eingemischte Vertiefungen, Dœrfer, einzelne Gebæude, Schlœsser, Grasflecke und goldgelbe Saatfelder, die aus dem Busen der Klippen herabhangen,

hangen, hinter ihnen hervorragende graue und silberweisse Alpenspitzen, und vom Blitze versengte Felsen setzen ein Gemälde zusammen, an dessen Nachbildung nothwendig alle Kräfte menschlicher Einbildungskraft scheitern. Diese Aussichten drängen einander fort; eine neue Szene zieht sich über die andere her, und das Ganze scheint von einer seelenvollen Regsamkeit belebt, welche nur ihre Auftritte dem Auge des Zuschauers immer frisch zu verjüngern strebt. Acht Städte sieht man über die klare Bläue des Sees schweben, mit einer Menge von Dörfern umringt, die sich im Spiegel unendlich oft wiederhohlen; zahllose Gegenstände theilen sich einer jeden Welle mit, und hüpfen unter den Rosen des Abends munter umher.

Dieser Wechsel der Gegenstände und Farben dauert bis Mellerie fort. Hier werden die Felsen steiler und theilen sich senkrecht den Fluthen mit. Der See gewinnt hier, besonders wo er tief ist, das, was an Gegenständen seine Ufer verliehren, am reizenden Farbenspiel seiner Wellen, die bald blau, bald grau, violett, roth und selbst in grünlichten

lichten Streifen sich unter einander mischen, und wo er unergründlich ist, in ein tiefes dickes Schwarz zusammenfallen.

So kommt man nach Vevay, zu diesem durch Rousseau auf ewig geheiligtem Orte. „Hier verschwindet dann endlich jede Spur der Kunst, jedes ängstliche Gewühl von Menschenhænden. Man befindet sich im Schoosse der allgemeinen zærtlichen Mutter, nur in ihrem Schutze, allein ihren Gesetzen unterworfen.„ Ihm gegenüber stürzen sich die Felsen von St. Gingou gerade abgeschnitten ins Wasser. Und doch vermannichfachen sich nach dem Walliserlande zu die Aussichten, und man sieht mit Erstaunen, wie sich immer schœnere Wiesen an kahleren Bezirken hinaufziehen, und unfruchtbare Felsketten mit Bæumen bepflanzt. Fast unzugængliche Oerter sind artig bebauet, kahle Vorgebirge besæet. Der Geist der Betriebsamkeit, durch Armuth geweckt, hat sich auf den dürren Klippen gelagert, um im Glanze der Abendsonne den Schwelger im Thale erræthen zu machen. Hieher trieb die Verzweiflung den Liebhaber der Iulie. „Ich habe dir nur noch

Ein Wort zu sagen, Iulie,„ schrieb er ihr: „Du kennst den Felsen von Leukate, den letzten Zufluchtsort unglücklicher Liebenden. Dieser Ort gleicht ihm in vielen Rücksichten. Die Klippen sind jäh, das Wasser ist tief, ich bin in Verzweifelung.„

Auf dem Wege von Vevay nach dem äussersten Ende des Sees, schiffet man endlich auch die Oerter vorbey, welche jener grose Mann als die Schauplätze der edelsten Liebe verewigte. Der Name: *Clarens* macht den Reisenden die armseligen, mit Stroh gedeckten Hütten vergessen, über die, statt der paradisischen Gebüsche, statt der Lustgänge, der Vogelhecke, einige wilde Sträucher herabhängen; und an dem Felsenschlos *Chillon*, auf dem Iulie starb, scheinen sich die schwarzen Wellen des unergründlichen Sees mit tieferem Gemurmel zu brechen. Allenthalben trift man auf seine Spüren, auf den leisen Geist des Enthusiasmus für Tugend und für die edlere Liebe, welcher alle Empfindungen läutert, den Busen zu einem weiten Umfange ausdehnt, in einen jeden Pulsschlag neue, unbekannte Wallungen legt, aus jeder Wallung

lung nie vorher verstandene Entzückungen saugt. Schwebte der Geist eines grosen Mannes immer über jedem schönen Fleck der Natur; fände man häufiger ein Vaucluse und Vevay, hätte ein jedes Land einen solchen Schutzgott, dem der Verlassene mit allgemeinem Beyfalle opfern dürfte, so würde allgemach daraus eine neue Religion, die Religion der Empfindung, hervorgehen.

So hat Rousseau auch noch einen anderen Ort, den schönen Bielersee mit seiner Petersinsel, jedem fühlenden Herzen näher gelegt. Das Zimmer, in dem er wohnte, ist ein grosses Stammbuch, in das ein jeder seiner Verehrer etwas zu seinem Andenken geschrieben hat; man sieht die Leute, die er kannte und mit denen er umging, mit Hochachtung an, unzählige Lustpartien besuchen von den benachbarten Ortschaften aus, diese schöne Insel, und jeder freuet sich gedoppelt der hellen Farbe des Sees, der Lufterspective naher Gebirge, der grünen Weinärten amphitheatermässig Bergrücken hinaufgehend, der lachenden Ufer, da er sie gleichsam neben seinem Liebling geniesst.

Auf der andern Seite der Schweiz giebt es ebenfalls Seen, welche ihre Anſicht belohnen. So beſitzt der Züricherſee eine Menge reizender Theile, vorzüglich von dem Geiſte des Friedens geprægt, der ſich nur in ein holdes Grün kleidet und in leiſen Bewegungen ſich offenbart. Seine Ufer erhœhen das Schœne ſeiner Fluthen; die maleriſche Stadt Rapperswyl liegt gerade im Hintergrunde des Proſpectes, den die hœlzerne Brücke über den See noch anziehender macht. An beyden Seiten ziehen ſich unzæhlbare, verſtreuete Landhæuſer und Gærten fort. Der Greyferſee liegt endlich an der Grænze des Gemældes, daſs ſich in eine Alpenkette auflœſt. Eine kleine Inſel in der Mitte des Waſſers, die Aue genannt, ladet unterwegens noch den Blick, mit einem zauberiſchen Gemiſch von Laubwerke, einigen Hæuſern und einer romantiſchen Kirche, zu einem angenehmer Aufenthalt ein.

Die anderen Seen ſind immer in einem oder dem andern Stücke dem Genfer- Bieler- und Züricherſee ænlich. Wenn die Natur bey jenen alle ihre Kræfte verwandte, der

ganzer

ganzen Ueberschuss ihrer Reize sammlete, so konnte sie bey diesen wenig anders mehr thun, als nur in vermannichfachten Zusammensetzungen sich selbst zu kopiren. Die Bedürfnisse der Menschen, ihr Fleiss und ihr Genuss brachten denn in allen Gegenden die Verschiedenheiten wieder zu einer näheren Aehnlichkeit zusammen; die Pracht der Weingärten, die Ueppigkeit der Wiesen und der anderen Pflanzungen, die Anmuth der Dörfer und Landhäuser schmolzen die verschiedensten Farbenmischungen zu einem einzigen holden und hohen Ganzen zusammen. Wo noch etwas verschiedenes in den einzelnen Gegenständen, deren Beschreibung ich izt verlasse, hervorsticht, darauf wird mich die weitere Ausführung leiten. Denn in der menschlichen Natur sind die Empfindungen von den kälteren Räsonnements nicht immer so getrennt, dass man in der Darstellung eins von dem andern zu reinigen vermöchte, und die Gefühle müssen doch immer die edelsten seyn, welche aus den Betrachtungen des Verstandes sich ohne Mühe ergeben.

Nun noch etwas von einer anderen Seite, in der die Schweiz dem Blicke des Rei-

senden auffällt; von der Pracht ihrer Strœme und dem Hinreifsenden ihrer Waſſerfälle. Eine neue, immer wechſelnde Mannigfaltigkeit dringt ſich hier der Beobachtung auf. Kleine Gewæſſer, welche die Hœhe, von der ſie herabſtürzen, fürchterlich macht; breite Strœme, welche in einer ungeheuren Waſſermaſſe ihre Kræfte verhüllen; ſchœne, himmliſch klare Bæche, ſtürmende Tagwæſſer; alles miſcht ſich im bunten Gewühl unter einander, ſchlieſst ſich an einander an. Hier nur von der merkwürdigſten und am meiſten beſuchteſten. Die Beſchreibung des Lokalen wird der anderen erwæhnen.

Unter allen dieſen Schauſpielen iſt der Rheinfall von Schafhauſen, ſeiner Kraft und ſeiner Erhabenheit wegen, in den Lændern der Eidgenoſſenſchaft, und ſelbſt wohl in Europa am meiſten hervorſtechend; denn er vereinigt alles in ſich, was man Schreckliches und Groſses kennt, und iſt von der Gattung des Erhabenen, welches die Seele mit einem Schauder ergreift und unwillkührlich mit ſich fortreifst. Die ganze Waſſermaſſe des Rheins liegt hier vor dem Auge da, in aller Unermeſs-

meſslichkeit ihres Umfanges. Am Rande des Abgrundes, in den er hineinſtürzt, ſtehen zwey Felſen hervor, die ſeine Wuth brechen und die ganze Maſſe in drey Theile abſondern. Das Waſſer drængt ſich mit einer unbegreiflichen Kraft durch die Lücken hindurch und ſtürzt ſich, wie eine Wolke weiſſen Schaumes, herab. Ein anderer Theil læſt ſich in einen Nebel von Regenbogenfarbe auf, der ſich leiſe über den ganzen Auftritt herlegt.

Am ſchœnſten überſieht man den Waſſerfall am Züricher Geſtade und am Fuſse eines Hügels, von deſſen Hœhe das Schloſs Laufen maleriſch herabſieht. Ein hœlzernes Gerüſte iſt der Standpunkt, von dem aus man ſeine Schrecken am deutlichſten und gewaltſamſten empfængt. Hier umfaſst man die ganze Grœſse der Szene. Ein unermeſslich dicker und ſtarker Waſſerkœrper, der zuerſt über die wahrſcheinlich oben ſchon etwas abgeſchliffene Felſenwand leiſe herab gleitet, dann mit einem unbezwingbaren Vermœgen zwiſchen drey Oefnungen ſich durchpreſst, in einen tiefen Abgrund ſinkt, zu einem Milch-

weifsen Schaum gekocht plœtzlich wieder hervorbricht, einen Theil feines Kœrpers als Nebelwolken von fich fprühet, die zu einem feinen Staube zerronnen, über alle Gegenftænde herfallen; das Wanken der beyden Felfen, die fich nur noch mühfam und matt auf dem abgefchliffenen Stiele zu halten fcheinen, aber doch der einbrechenden Wuth noch genugfame Kræfte entgegen ftellen; der bald dumpfe, bald heulende Donner der erhitzten Wogen, die fich in ihrer eigenen Kraft zu einem Dunfte zermalmen; oft eintretende Gewitterfchauer — alles drængt fich zufammen, über den ftaunenden Geift des Zufchauers herzuftürzen, und ihn mit tiefen Schauern erftarren zu machen; alles fcheint einen einzigen Klumpen graufender Erhabenheit anzugehœren, der nur in mehrere Theile fich gewaltfam zerfprengt, um die Seele von allen Seiten defto feffer zu faffen, und ihr ganzes Vermœgen von Kraft in einen geftaltlofen Nebel von Empfindungen zu zerftreuen.

Die Hœhe des Falles giebt man verfchiedentlich, felbft bis auf 70 Fufs, an. Sie beträgt

trægt aber nicht über 50. Eine angeſchwollene, vollere Waſſermaſſe muſs indeſs auch ſeine Hœhe und Kraft zunehmen machen. Alle Flüſſe der Schweiz ſind im hohen Sommer viel ſtærker vom geſchmolzenen Eiſe und Schnee, als im Winter und Herbſte. Dies erklært die Verſchiedenheit der Angaben, ſo wie es auch die erſten Eindrücke bey der Wahrnehmung mannichfaltiger zu machen im Stande iſt.

So hat die Schweiz noch mehrere Waſſerfælle von ænlicher Wirkung. Einen andern nicht minder berühmten macht der Staubbach bey Lauterbrunn. Zwar weniger groſs und kraftvoll, als jener, der alles zeigt, was eine ungeheuere Maſſe vermag, ſcheint er aber doch eine Darſtellung zu verſuchen, wie reich eine Hœhe am ſinnlich Erhabenen iſt. Aus ſchmaler Kleinheit entwickelt ſie eine betræchtliche Ausdehnung, und nie geſehene Schœnheiten aus dem Farbenſpiele vereinzelter Tropfen. Um ihn daher in der Vollkommenheit des Ganzen zu ſehen, iſt ein Sonnenſchein nœthig, der die Hintergründe erleuchtet und die einzelnen Theile gruppirt. Die-

ſer ſcheint ſeine zerſtreueten Schœnheiten zu einem einzigen glænzenden Bande zuſammen zu weben, ſo wie ſie ſtellenweis wieder auseinander zu ziehen. Der Bach ſtürzt über den Rand des Plettenberges mit ſolcher Heftigkeit in mehreren Strœmen hin, daſs er ſogleich in einen feinen Regen verwandelt wird. Dann ſenkt er ſich, gleich einer aufgelœſten Dunſtwolke, zu einem Abſatz an der Felſenwand nieder, der ihn auffaſt, ſammelt, und wieder zu Einem Strahle zuſammendrængt. Hier empfængt er eine neue Wolkenhülle, feuchten Staubes, und in dieſem Gewande ſinkt er nun in einem ſtarken Strahle fadenfœrmig aufs Land. Er hængt im Sonnenſchein, wie Herr *Storr* ſo ſchœn und ausdrucksvoll ſagt, gleich einer lebenden Kriſtallader am Felſen. Ein ſich immer erneuernder Regenbogen ſcheint um ihn zu flattern, und malt die Gruppe in ein erleuchtetes Farbengemælde wüſter Gegenſtænde. Seine Hœhe geben die neueſten Meſſungen 900 Fuſs an; eine Hœhe, wovon er das einzige Beyſpiel iſt. Sein Strahl iſt am erſten Abſturze nur ſchwach; die Luft aber zertheilt ihn ſogleich in mehrere Zweige, ſprengt die einzelnen Tropfen der Maſſe zu

Ato-

Atomen auseinander, und hœhlt sein Band gleichsam zu einer schmalen Rœhre aus, die unten gegen den kleinen Hügel zu, wieder zu einigem Umfange aufschwillt. Das Geræusch, das seinen Sturz begleitet, hat nichts von dem Donner des Rheins, sondern ist eher ein Zischen, welches die entsetzliche Schnelligkeit wirkt, in der er die Luft durcheilt und mit einem stærkeren Geræusche auf den Boden niederfællt. Noch prachtvoller soll er in seinem Winterkleide sich darstellen, wenn er von dem Schimmer erstarreter Elemente umgeben, eine einzige glatte Rœhre am Felsen herunterhængt, oder mit dem Sturze der Eismassen und gewitterælnlichen Erschütterungen seine Thæler erfüllt. Unten nimmt ihn ein kleiner, von ihm selbst gebildeter Hügel in seinem Schoos auf, vertheilt ihn da wieder in gelinde Fluthen, und sendet ihn so zusammengesammelt, der Lutschine zu.

Wenn der Reisende diesen Wassergus mit einem bangen Erstaunen verlæst, so erwartet ihn in seiner Næhe noch ein anderes Schauspiel, das wieder in einer ganz verænderten Darstellung das nemliche zeigt; ein

Schau-

Schauspiel, worauf ihn die Natur selbst sonderbar durch alle Zauber eines geheimen Schreckens leitet, um ihn am Rande des Abgrundes einem Entsetzen zu übergeben, das ihn zwischen wüsten Klippen und verœdeten Trümmern in eine grausenvolle Dunkelheit hinabstürzt. Dies ist der Fall des Reichenbaches bey Meyeringen. Ein enger, zerrissener Pfad führt zu ihm, bey schwarzen Klüften und schmalen Abstürzen in der feuchten Dæmmerung eines Thales vorüber, durch die wilde Dunkelheit zerschmetterter, halbangebrannter Felsen, über schreckliche Spuren hinweg, womit die verbissene Wuth eines Elementes die Klippen bezeichnet. Man erreicht schauernd des Abgrundes Rand, von dem eine Kluft den Reichenbach aus seinem verwüsteten Bette in die Tiefe hinabzieht. Schwarze, dunkelverwaschene Felsen empfangen den fallenden Wasserklumpen, und zerreissen ihn unter entsetzlichem Stœhnen seiner Fluthen, in ein Gewühl schæumender Wellen; in ein stürmendes Getümmel von Wasserblasen; zwischen wilden Spitzen prasselt er wüthend fort, und, in einer blauen Dæmmerung begraben, sehen die

schrof-

schroffen Klippen über ihm in seinen Busen hinab.

So sind zwischen den Trümmern der Alpen mehrere Stürze verstreuet, welche diese Darstellung im Kleinen, mit grosser Wirkung versuchen. So findet sich in Wallis, bey St. Maurice ein solcher Sturz der jenen sich nähert, die Pissevache. Eine Landschaft von schœnen Wiesen, malerisch mit wilden Bergen versetzt, führt hier den Reisenden hin. Zweyhundert Fuss hoch stürzen dann die Fluthen eines Waldbaches von einer graden Klippe herab. Die Kraft des Sturzes entfernt die niederfallende Wassermasse so stark von dem senkrechten Felsen, dass zwischen ihnen beyden ein geraumer Durchgang entstehet. Er hat alle Reize hoher Wasserstürze, einen Donner des Falles, er hat wilde Abgründe die ihn empfangen, Wolken die ihn umgeben, eine Sonne die in ihm regenbogenfarbigt sich bricht. Die Wassermasse nimmt alle Schattirungen an, welche fallenden Fluthen gehœren, bald steht sie gleich einer dichten Sæule senkrecht, um den Felsen zu stützen, bald zersprühet sie in Millionen zarten Strahlen,

len, die theils in Wolkenform der Wind mit sich fortführt, die sich theils aber mit einem gräfslichen Getöse unten am Felsen zerschellen. Alle umliegenden Gegenstände gruppiren ihn hoch. Verfallene, mit Stroh bedeckte Hütten, zwischen leere Klippen zerstreuet; die schwarzen Fluthen, welche noch von der Erschütterung dampfen; die Hœhe des Falles selbst, welche den Rheinfall merklich übersteigt. Allenthalben vermannichfacht sich die Natur, und doch spiegelt sich in allen Schœpfungen ihr einziges unverkennbares Bild.

Diese kleine Uebersicht der allmæchtigen Reize, welche sie hier zwischen wilden Klippen und in einem kleinen Schoofs zusammengedrængt, schafft und ernæhrt, nur in wenigen Bruchstücken dargestellt, nur dem weit mehr bezaubernden Zusammenhange entlehnt, wird es einigermafsen zeigen kœnnen, was der Geist hier finden kann, den das Erhabene begeistert und das Lachende entzückt. Aber dies ist nur ein kleines Glied aus einer schimmernden Kette, welche die verbundene Beschreibung des Einzelnen nur vorzubilden im

Stande

Stande ist. Diese wird dann in der Folge geben, was man hier noch vermissen mœchte, wird Lücken auszufüllen sich bemühen, um die einzelnen Züge zu einem Ganzen zusammen zu weben.

Viertes Kapitel.

Von den Schweizergebirgen überhaupt und den Alpen insbesondere.

Schon oben ist es im Allgemeinen erwæhnt; wie viel die Gebirge überhaupt zu dem Baue eines Landes beytragen, wie sie die Art seiner Schœnheiten, den Gang der Bebauung und der Lebensweisen, und endlich selbst die Verschiedenheit der sittlichen Bildung bestimmen helfen. Itzt ist es Zeit von dem Individuellen zu reden, das sie hier in so mancherley Hinsichten einzig und auffallend macht.

Berge

Berge verdoppeln immer den Umfang eines Erdstriches, und in nicht zu hohen Bergrücken durch ein Land fortgezogen, verdoppeln sie immer zugleich auch die Volksmenge, und geben einer zwiefachen Lebensart Raum. Diese getrennte Ordnung in der Art des Nahrungserwerbes theilt alle Ideen der Bewohner in zwey Geschlechter, die sich einander wechselsweis aufheben, mildern oder einschränken. Mit den Produkten eines verschiedenen und mannigfaltig benutzten Bodens, werden zugleich auch Empfindungen und Gedanken gewechselt. Dies ist der sittliche Einfluss einer Gebirgsstrecke.

Physikalisch wirkt sie auf die Befruchtung des Bodens, auf den Werth der Ländereyen, folglich auf den Gehalt der Nationalreichthümer. Viehzucht und Ackerbau blühen schöner an dem Fusse eines Gebirges oder auf sanfterhobenen Erdrücken, als auf dem platten Teller weitgestreckter Felder. Eine grössere Menge von Flüssen, welche die Berge den Thälern zuführen, erleichteren die häusliche Gemeinschaft, nähren die fremde, und vervielfältigen durch einen bequemern

Umsatz den Handel. Endlich bestimmen sie die Grænzen der Lænder und sicheren dem verschlossenen Bürger eine Nationalbildung, und das Gefühl der Unabhængigkeit. So sind selbst die Regierungsarten einzelner Cantone in der Schweiz durch Bergrücken merklich zerschnitten, und eine sanfte Erhœhung begrænzt den Despotismus des Adels und den Freyheitssinn bandloser Bürger zugleich. Wenn nicht eine mæchtigere Erhœhung diese kleinen Rücken in ihrem Busen vereinigte und diese sich nicht gegen sie zu einem Nichts verlœhren, wenn nicht ein gemeinschaftliches Interesse über jeden Erdschooss schweben müsste, so würde man die Wirkung solcher kleinen Trennungen weit empfindlicher wahrnehmen, welche in einem ununterbrochenen Kriege Nachbaren immer zu Feinden macht.

Gegen Abend sondert die Schweiz ihr Eigenthum von Frankreich durch ein grosses Bergband ab. Der *Jura*, oder, der Farbe seiner Theile wegen, der *Leberberg*, eine sehr schœne Kette von Erhabenheiten, erstreckt sich von Genf bis nach Waldshut durch den westlichen Theil des franzœsischen Cantons

Bern, durch das ganze Fürſtenthum Neuenburg, über Biel nach Münſter, ſelbſt in der Franche Comté hinaus, in den Canton Solothurn und das Bisthum Baſel, in welchem einer ſeiner Arme bis nach Porentru und Mümpelgard reicht. Ein anderer Arm endigt ſich dicht bey der Stadt Baſel, und ein dritter zieht ſich bis nach Schafhauſen hin.

Er bildet alſo eine ſehr lange Strecke von Bergen, die ihre Rücken ohne ſonderliche und nur in einer Erhebung von 170 Toiſen, wellenförmig fortdehnen; ohne die Spitzen, welche in der hœchſten Sommerhitze ihre Schneemaſſen erhalten kœnnten, ohne ſtarke Klüfte und ſchroffe Alpengründe, mit abgerundeten Hœuptern und rund hinablaufenden Thælern.

Wo er ſich hinſtreckt, erhælt er eine Menge von Bezeichnungen. Nur der dem Genferſee zugewandte Theil wird eigentlich mit dem Namen des Iura belegt. Mehrere durch ihre Benennungen ganz abgeſonderte Berge, ſind ſeine Glieder und ſelbſt die Vouache und der Salève iſt als zu ſeiner Kette gehœ-

gehœrig anzuſehen. Alle ſeine Glieder haben gleiche Beſtandtheile, welche ſie, als einem Kœrper zugehœrig, characteriſiren; auch ſind die Thæler zwiſchen ihnen immer hœher liegend, als die um die ganze Maſſe befindliche Ebene, und daher nur Bænder zwiſchen den Wurzeln. Von der Beſchaffenheit iſt das Münſterthal, das St. Immerthal, das Val travers, und das Thal von Valengin; ſo ſelbſt die Thæler von Ruz und Lac de Ioux. Wahrſcheinlich hat der Iura ehedem ſelbſt mit den Gletſchern in einem engeren Zuſammenhange geſtanden, den er jenſeits der Rhone noch einigermaaſſen zu haben ſcheint. Er war dann nur eine groſſe Terraſſe der ſanft in die Thæler hinabſteigenden Alpen; denn ſeine erhabenſten Gipfel ſind gerade ihnen zugekehrt, und er verlæuft ſich um ſo merklicher in die Ebenen von Burgund, Franche Comté und des Bisthum Baſels bey jedem Schritte ſeiner Entfernung. Das izt zwiſchen ihnen beiden ſich dehnende Thal haben vielleicht groſſe eintretende Revolutionen und Strœmungen ausgehœhlt und zu der Flæche verwaſchen. Die nach Norden fortgehenden Arme iſoliren ſich endlich, verliehren ihren

Zusammenhang, weil die grosen Tiefen nun unter sie mächtig sich eindrängen, und sich selbst in jene erwähnten Gefilde mischen.

Ganz der Natur der Schweizergebirge zuwider, von denen zahllose Gewässer herabträufeln, ist der Iura ziemlich trocken, ohne die Menge kleiner Bäche, ohne einen beträchtlichen Fluss, selbst nur mit einer geringen Anzahl von Seen. Doch scheint er innere Schätze zu verbergen, welche aber nur gerade zureichend sind, um sie zur Befeuchtung der schönen Waldungen und lachenden Wiesen mit Erfolge gebrauchen zu können.

Den Hauptkörper des Iura, dem er zuverlässig angehört, machen nun die eigentlichen *Alpen* aus, der merkwürdigste Gegenstand in der Schweiz und dasjenige, was sie eigentlich zu dem macht was sie ist, aber auch gewiss das wundervollste Gebirg der bekannten Welt. Der erste Anblick, der äusere Umriss desselben, hat schon so viel Fremdes, dass selbst auch das geübteste Auge sich fruchtlos in seinen Gegenständen verliert.

Als

Als ein unendlich reiches Gemälde unbekannter Mannigfaltigkeiten, drücken sie anfangs alle Ideen, alle Beschreibungen nieder. Nur kaum vor 20 Jahren bekannt, haben sie nur erst kürzlich die Neugier der Forscher erweckt; Hannibal ging über die Delphinischen Gebirge, ihren niedrigsten Theil, und alle Reisende flohen, wie die Bewohner, ihren Anblick und die Gräfse ihrer Wirkungen.

Man belegt mit dem Namen der Alpen diejenigen zusammenhängenden hohen Gebirge, welche in einer Länge von mehr als dreyhundert Meilen, bald breiter bald schmäler gedehnt, von dem Ausflusse des Varo ins mittländische Meer bis zu dem des Arsia in den venetianischen Meerbusen, das Land einnehmen, und endlich nach Ausbreitung mehrerer Aeste in einer krummen Linie Deutschland und Frankreich begränzen. Die Schweiz aber wird so von ihnen umschlossen, dafs sie sich in einer beträchtlichen Kette zwischen Wallis und den italienischen Thälern eindrängen, bis zur Furka, und von da zum Theil vom Gotthard aus mit dem Lukmanier

und Adula, zwiſchen Graubündten und ſeinen Beſitzungen bis zum Septmerberg fortgehen und zum Theil mit dem œſtlichen Ende des Pregels in das Veltliner- und Engadiner Thal ſchlieſsen. Die Glieder dieſer Kette hangen ſo genau aneinander, daſs ſie nur enge und hœchſt beſchwerliche Durchgænge laſſen, welche eigentlich ſelbſt wieder aus nur kleineren Alpen beſtehen. Dieſe Theile flieſsen ſelbſt hin und wieder auseinander, und vereinigen ſich wieder. Der Zug des Gebirges ſtreicht aber bey allen Verflechtungen ſeiner Aeſte, ſehr regelmæſſig von Morgen gen Abend. Neben den groſsen Alpenkœrpern laufen immer kleinere Erhebungen in der nemlichen Richtung teraſſenweis fort; einige Hauptthæler zerſchneiden die groſsen Bænder und werden von kleineren wieder zerſtückt.

Ein anderer Zweig derſelben trennt das eine Ende der Schweiz ſelbſt, und ſondert einen Theil gænzlich vom Hauptlande ab. Vom Genferſee an, læuft ein mit den ebenbeſchriebenen ganz gleicher Gebirgsrücken zwiſchen dem Bernergebiet und Walliſerlande

bis

bis zu Furka und dem Hauptſtamme hin, und macht das ſo abgeſonderte Wallis zu einem Geburtsorte der merkwürdigſten Abweichungen, im Geiſt und in den Sitten, von allen übrigen Lændern der Schweiz. So trennt auch Graubündten von Uri und Glarus, eine vom Gotthard ausgehende Kette, die ſich in Sargans zu einer mittelmæſſigen Hœhe erniedrigt, und dann wieder in ſteileren und hœheren Gebirgen die Grænze zwiſchen Appenzell und Toggenburg zieht. Dies ſind nur die Hauptvertheilungen, welche der Urſtamm der Alpen den benachbarten Ebenen abgiebt; mehrere kleine, wiewohl nicht unbetrœchtliche, gehen gegen Morgen und Mittag und gegen Abend und Mitternacht in ſehr anſehnliche Thæler, welche ſie bilden helfen, herunter.

Wo endlich dieſe Gebirgsæſte hingerathen, erhalten ſie von ihren Lændern den Namen. Die Alpen, welche ſich vom Vado bis zum Urſprung des Varo erſtrecken, nannte man ſonſt: alpes maritimas; *kottiſche*, diejenigen vom Urſprung des Varo bis Suza; von da bis an den St. Bernhard, *griechiſche*;

von diesem Berg bis zum Gotthard, *pennini-sche; Rhætische* oder *Bündneralpen* von St. Gotthard bis an die Quellen der Piava; *Julier* oder *Norische Alpen* von der Piava bis zum Ursprung der Sau. Auſſer diesen Hauptbenennungen erhalten ihre Zweige noch andere Namen. So hat man *Bernische, Tyrolische Salzburgische, Kærnthische* und *Schwäbische*, unten, *Maylændische* und *Savoyische*. Die letzteren theilen sich wieder in *Delphinische* und *Piemontesische*, deren Kette die maylændische östwærts durchbricht, um ins Venetianische zu gehen. Jenseits der Rhone, welche die Delphinischen Alpen, nach einigen in die Provence abgegebenen Theilen, begrænzt, streichen die Savennen von Süden nach Norden fort; die delphinischen schmelzen endlich mit den piemontesischen zusammen, und stürzen sich mit ihnen ins mittellændische Meer.

So wie nordwærts der Jura eine Fortsetzung der Alpen gewesen zu seyn scheint, so mœgen es auch die Pyrenæen seyn, welche sich besonders im Genuesischen geschwisterlich an sie anschliessen.

Alle diese Ketten scheinen endlich in Einem Punkt gleich Strahlen wieder zusammen

zu laufen, in dem ungeheuren Schoos, welchen die Grimsel und Furka, der Lukmanier, Crispalt und Gotthard bilden, zu verschmelzen, und aus ihm alle ihre Strœme und Quellen, alle Fruchtbarkeit und alles, was ihnen eigenthümlich anhängt, schœpfen zu müssen. Denn wie ich schon oben erwähnt habe, so entstehen alle beträchtliche Flüsse der Schweiz aus diesem grosen Behälter, und schwängern das Land mit der Fruchtbarkeit, welche alle Alpenketten in ihn erst vorher versenkten. Mit diesen Gebirgshaufen hængt ein anderer im Gotthausbunde auf einer Seite durch verschiedene Arme zusammen, und giebt mehreren anderen Strœmen ihr Entstehen; ein dritter endlich in Chablais, wozu der Montblanc vorzüglich gehœrt, deckt seine noch übrig gebliebene Seite. Nach Deutschland und Italien zu verkleineren sich die Erhœhungen immer allmæhlig, und senken sich auf jene über die Gebirge von Unterwalden und Uri, den Pilatusberg und den Rücken des Emmerthales und Entlibuchs, auf diese über die Ketten jenseits des Comer- und Laniserses hinab.

Ihre Hœhe ist als die grœsste der europæischen Erdrücken bekannt, ja sie weicht nicht einmal den peruvianischen Bergen, weil diese, auf einem viel hœheren Grund aufgesetzt, weniger eigenthümliche Masse besitzen. Schon der Augenschein lehrt uns diese wundervolle Erhabenheit. Im Waatlande, über das Mittlændische Meer 200 Toisen erhoben, hat man oft das gœttliche Schauspiel, noch beynahe eine Stunde nach dem Untergange der Sonne die savoyischen Eisberge mit Purpur beleuchtet zu sehen, und schon in einer grosen Entfernung, an manchen Stellen gleich beym Eintritte in die Schweiz, strecken die Gletscher ihre beschneieten Gipfel über den Horizont sichtbar hervor. Hr. de Lüc giebt den Montblanc, und wie ich glaube, ungeachtet der neueren Messungen noch immer am wahrsten, ohngefæhr 2390 Toisen über das mittellændische Meer erhaben an, da der Pic von Teneriffa nur nach Bouguer und Condamine 2070 Toisen enthælt.

Nach de Lüc's Rechnungen ist das Verhæltniss der bekannten hœchsten Berge:

Chim-

Chimboraco in Peru	19302	Pariſer Fuſs.
Pichincha	14604	
Montblanc	14346	
Pic von Teneriffa	12420	
Aetna	10630	
Glacier de Buet	9355	
Brocken	3186	

Doch müſſen alle Berechnungen der Alpen äuſſerſt miſslich ſeyn, weil theils die Grundſætze der Hœhenmeſſung noch nicht ganz vollkommen beſtimmt, theils alle ihre Gipfel nicht erſteigbar ſind. Indeſs ſind ſie ſichtbar über das Meer in einer beträchtlichen Hœhe, zuweilen 12 — 14000 Fuſs, und hin und wieder mehr noch, hinaufgeſtiegen; eine Hœhe die um ſo merklicher iſt, da der Boden, worinn ſie gewurzelt ſind, das mittlændiſche Meer wenn gleich nicht wie der der peruaniſchen Kette, doch um etwas ſchon überragt. So iſt der Genferſee ſchon 1100 Fuſs hœher.

Die Ausſicht von ihnen iſt meiſtentheils eingeſchloſſen, weil eben ſo hohe Seitengebirge den Geſichtskreis beſchrænken; wo aber

aber das Auge in die Thäler zu dringen vermag, da eröefnet sich eine unermeßliche Weite. Schon von unten hinauf nimmt man die Möglichkeit jener großen Aussichten wahr; denn man erkennt die Spitzen mehrerer Alpen, z. B. des Schreck- und Wetterhorns, und der Jungfrau in einer sehr großen Entfernung. So sieht man den Montblanc schon von den Anhöhen bey Langers in Champagne, von einer anderen Seite weit hinter Dijon, und auf der höchsten Spitze des Jura, *Dole*, in der Franche Comté. Und dieser Vermuthung entspricht auch die unermeßliche Aussicht, welche man auf seinem Gipfel genießt. Die Alpen in ihrer glänzenden Pracht machen immer die Aussenlinien eines jeden der reizenden Schweizergemälde. Wenn die untergehende Sonne allgemach rosenfarb an ihnen verbleicht, wenn sie in die Schatten des Thales noch die blasse Heiterkeit des Abends mischen, und die Strahlen in allen Uebergängen durch die Regenbogenfarben an ihrer Spitze in das dunkele Blau erlöschen, das ihre Abschiedsfarbe zu seyn scheint; in ihrem weißen glänzenden, oft noch unberührten jungfräulichen Schneemantel,

tel, sind sie die erhabensten Bilder jenes ruhigen Stolzes, der sich den Dünsten niederer Gegenden enthebt, und jedem Sturme fröhlig entgegenlächelt. Die in der Luft über die Thäler aufgehangenen Eismeere, welche jeden Augenblick diese in ihre ungeheuere Fluthen begraben zu wollen scheinen; ihre geschnittenen Spalten und Absätze, deren durchsichtige Ränder in einiger Nähe grün und bläulich schillern, die dunkelen, ihnen benachbarten Klüfte, glatte Seiten und wolkenförmige, buschichte Auswüchse; helle Eiswände und milchweisser Schneeschaum, setzen die angenehmste und zugleich schrecklichste Mischung zusammen, welcher die Natur empfänglich zu seyn scheint. Dieser seltsame Abstich mehrt sich bey gröfserer Deutlichkeit und einem näheren Hinansteigen, und darum ist die Schönheit der Uebersichten, besonders den Vorderalpen mehr eigen, weil man daselbst noch des flachen Landes geniefst, das sich in den mittleren und hohen Alpen gänzlich verschliefst.

Die Art, wie die Erhöhungen der Schweiz sich bildeten, löfst die Gebirgsentstehung

ſtehung aller anderen Länder am ſicherſten auf. Auch hier ſind ſie von dreyerley Art; Grundgebirge, die aus dem Granite beſtehen, endlich ſchichtartiger und kalchichter Art. Die Vorderalpen haben zu ihrer Grundlage oder einem dicken Ueberzuge, Kalch, der durch die ſchieferartigen Mittelalpen in die Hochgebirge übergeht, welche aus einer Glaswake zuſammengeſetzt ſind.

Dieſe Glaswake zeigte ſich nothwendig ſchon mit dem Entſtehen der Erde in ihrer urſprünglichen Form. War dieſe, wie Büffon ſo ſcharfſinnig annimmt, ein brennender Klumpen, ehe ſie zu der jetzigen Geſtalt ſich verkühlte, ſo traten ſogleich dieſe urſprünglichen Gebirge in ihrer ganzen Geſtalt, aus dem Meere hervor, das die niedrigen nachher mit einer Kalchkruſte belegte. Schon der erſte Anblick aller tieferen Bergrücken, bey welchen Schnee- und Eismaſſen die natürliche Oberfläche noch nicht verwiſcht haben, lehrt ihren Urſprung im Waſſer und ihre Bildung durch Strœme; denn alle Wege, welche an ihrem Fuſse fortgehen, laufen in gewundenen Schlangenzügen zwiſchen ihnen durch;

durch; ſie ſtehen gleich Feſtungswerken hervor, und die Einſchnitte in den gegenüber befindlichen Bergen paſſen auf dieſe Hervorragungen; endlich nimmt man auch noch den Fall der Gewæſſer zum Theil an ihrer Auſſenſeite wahr, in den mannichfaltigen Abſtufungen ihrer Niederſchlæge, und dem Aushœhlen durch die daran ſpielenden Wellen. Alles zeigt auf jenen alten Zuſtand der Erde mit Deutlichkeit hin, als ihre Oberflæche noch friſch und weich war, und der kleinſte Druck auf Einer Seite verſtærkt, der Anlaſs zu einem tiefen Thale wurde, wenn die Gewæſſer nachher dieſen Buſen benutzten. Dieſer Schlamm, aus dem die Berge hervorgingen oder ſich bildeten, konnte nur Niederſchlag eines Meeres ſeyn, das die Oberflæche der Erde vielleicht ganz überzog und ſich durch eine Abſetzung von dieſen grœberen Theilchen loſsmachte. Nur nach dem Ablauf der Gewæſſer, und ihrer Vertheilung in beſtimmtere Gænge, erhærteten die hervorſtehenden Spitzen in der Sonne; die Feuchtigkeiten zogen ſich in die tieferen, vom Drucke des Waſſers gemachten Einſchnitte zuſammen; Bæche entſtanden, rollten immer mehr von ihrer Erde

mit

mit fort, und so erhielten diese Gebirge ihre Einschnitte, wie die Festungsähnliche Gestalt, welche bey fast allen sehr deutlich bemerkbar werden; so vertieften sich nach Jahrhunderten und wiederhohlten Strœmungen die zerrissenen Stellen und sonderten sich, wie der Jura, ganze grosse Gebirgsketten von der Hauptmasse ab. So entstehen alle Thäler; das Thal von Chamouni so gut von der Arve, als das Genferthal von dem Rhodan; daraus erklæren sich auch alle Phænomene am faßlichsten. Die Lagen und Schichten dieser Gebirge, ihr Inhalt, die sich darin findenden Bænke schœner Versteinerungen, und der Stein, den man zu Genf bricht, der in den Gruben weich sich findet und erst in der Sonne erhærtet, ist eine neue Bestætigung von den angezeigten Benehmen der Natur.

Ihr grœsster Theil scheint überdem noch mit Schnee bedeckt, der an manchen Orten auf dem Granite, an manchen auf dem Thon- und Kalcharten aufliegt und niemals hinwegschmilzt. Unter ihm befindet sich ein ewiges Eis, das oft schneeformig erscheint und ihre

Spi

Spitzen gænzlich und an manchen Orten mit einer Kruſte bedeckt, die nicht ſelten 100-300 Schuhe betrægt, etwas das ihrer eigentlichen natürlichen Gebirgshœhe ein betrœchtliches zulegt. Daher rührt ihre Benennung der *Gletſcher*. An der Oberflæche iſt niemals das Eis, wie auf gefrorenen Waſſern, ſchlüpfrich, ſondern rauh und kœrnigt, und die Menge von Blaſen in ſeiner Subſtanz laſſen ſeinen Urſprung als den eines erſtarrten, ſtark befeuchteten Schnees errathen. Unten am Felſen iſt es in Gewœlben gehœhlt, und erzeugt in ſeinem Schoſſe eine Menge von Gewæſſern, welche oft, wie z. B. die Rhone, die Arve, gleich als betrœchtliche Strœme hervorſtürzen.

Man theilt ſie bequem in die Vorder-, Mittel- und Hohenalpen; die in ihrem Auszeichnenden zwar an den Grænzen ſanft in einander übergehen, aber in dem Hauptſitze ihrer Eigenſchaften unverkennbar unter ſich abweichen.

Die Vorderalpen machen die Uebergænge der Berge zu den Ebenen aus. In kleinen glatt verlaufenen Kündungen ſchmiegen ſie

ſich unmerklich in die Flæchen hinein, ohne auf die koloſſaliſchen Kœrper mit einem Striche zu drucken, welche ſie bedecken. An jedem Fuſse eines ſanften Abhangs glaubt man an der Wurzel des hœchſten Berges zu ſtehen. Iſt dieſe Bergwand erſtiegen, ſo hat ſich eine andere kranzfœrmig um einen neuen hervorſtehenden Gipfel gelagert, und macht die eben erreichte Hœhe zum Thale. Terraſſenfœrmig ſind ſie mæchtige Treppenſtuffen, die in gelinden Abſætzen wachſen, und dadurch allen den Szenen einen frœhlichen, noch fruchtbaren Schooſs eroefnen, welche von den hœheren, ſtarren Gipfeln in die Niederungen hinabſinken. Groſse Alpen-Seeen, welche die Gewalt der herabdringenden Gewæſſer brechen, kœnnen ſich hier noch anhæufen und ihre ſchœnen Arme um lachende Hügel ſchrænken, ein milderer Himmel ruht um die Wurzeln beſchneieter Zacken, und ermuntert ſeine Zœglinge zu einer grünenden Fruchtbarkeit; Ackerbau und Viehzucht locken den Bauer zum hæuslichen Niederlaſs und zum Anbaue von Hütten; ſelbſt noch die Weinrebe ſchlieſst ſich an die fetten Hügel. Alle Ebenen ſind zum Theil von Getreide-

treidefeldern, mehr noch von Wieſen durchſchnitten. Maleriſch ſchränken endlich eine Menge von Bæumen um das Ganze einen freundlichen Schatten, welcher den Schæfern winkt und mit ihrem Viehe die Gegend belebt. Kleine Gehœlze von Tannen und Lerchenbæumen ziehen ſich die Gewæſſer hinunter und lœſen in die niedlichſten Lauben ſich auf. Eine Menge von natürlichen Lauballeen durchkreuzen einander; ein dicker Raſen deckt ihre Wurzeln und winkt zur ſüſeſten Ruhe; in ihrem Dunkel vergißt man die Annæherung zu den Alpen, und noch von keinem Geræuſche der Waſſerſtürze betæubt, hængt das Ohr ſich, wie zum Abſchiede, mit verdoppelter Freude, an das leiſe Flüſtern in den Gebüſchen. Die Stroeme haben in ihrem Laufe an Fülle gewonnen, und fallen in prachtvollen, doch glatteren Kaskaden herab, als in den wilderen Gebirgsſzenen. Stædte und Dœrfer hængen an den Bergabſætzen; Schiffe gehen auf den Seen; alle Flüſſe ſind belebt; in allen Hainen iſt die Schœpfung noch rege; eine blaue, klare Luft heitert uns zu der ſchœnſten Empfindung des Lebens auf, zum Genuſs der ſtillen Seeligkeit, wel-

che auf dem ſanften Sæuſeln reiner Wellen, auf dem üppigen Leben und Weben der Thiere, und auf dem geſunden Lächeln heiterer Bewohner unſchuldsvoll ruhet. Jeder Schritt bringt einen romantiſchen Standpunkt hervor, aus dem man das leiſe Verſchmelzen jener fetten Schœnheit der ſchweizeriſchen Thæler mit der lächelnden Wildheit der erſten Alpenflæchen bemerkt; und die ſüſſe Schwermuth eines ſanften Ernſtes haben die zarten oft ſeltſamen Uebergænge beyder Naturen und der Reichthum in ihren Anlagen, mit einem zauberiſchen Kranze üppiger Schwelgerey umwunden, welche das Herz in demſelben Wechſel mit ſich ohne Widerſtand fortziehet.

Zwiſchen dieſen Erhœhungen giebt es ungleich mehr und breitere, wenn gleich flæchere Einſchnitte, als die hœheren Alpen beſitzen. Ein Queerthal wird oft wieder von mehreren anderen durchbrochen, und dieſe wieder durch Flüſſe und winterliche Strœmungen in Theile zerfællt. Hingegen oben hinauf füllen Erdſtürze, und noch hœher hinan, fallende Gletſcher die entſtehenden Lücken;

cken; die Thæler werden ebener, und die Abhænge ſchroffer.

Die Mittelalpen verbinden dieſe Vorberge mit den Hochgebirgen, als innere Streifen, welche neben der Hauptkette laufen. Ihre Wænde ſteigen hœher und gerader hinan; von einem grœſeren Umfange, dringen die Maſſen dem Auge ſtærker ſich auf; ſie haben die Erde, welche ſie zu einem milden Hinabgange in die Ebenen ründete, abgeworfen; und leblos an den Seiten, ſtürzen ſie ſich ſenkrecht auf den Boden nieder. Alle Umriſſe und Gruppen haben eine kühnere Zeichnung, ſind ſchærfer geſchnitten, mannichfacher geprægt; zwiſchen ſteileren Felſenwænden ſind enge Klüfte ſchauerlich eingezwængt.

Eine ſchwermüthige Nacht hængt über dieſe Thæler, und das ſpielende Dunkelklar ſcheint alle Gegenſtænde rund zu umfaſſen. Ieder maleriſche Zauber des Farbenwechſels hat ſich an die Hervorragungen der Gebirge geſchmiegt, mildert ihr Licht, erhebt ihre Schatten; die Uebergænge des Lichtes zum

Dunkel sind scharf zerschnitten und schrof, unendlich und schœn vervielfæltigt durch die zahllosen Felsenflæchen und hervorspringende Spitzen. Alle Farben mit ihren Schattirungen der Formen, alle Umrisse der Gegenstænde und ihrer Verhæltnisse scheinen, zur schœneren Tæuschung noch, dem Zuschauer lediglich anzugehœren, weil er sie durch einen einzigen Schritt rückwærts oder vorwærts verændert. Selbst im Stande der Sonne, im Gange der Winde, und in der Art, wie diese die Dünste der Klüfte verwehen, in der Næsse oder Trockenheit der Gebirge befindet sich eine Abwechselung bezaubernder Wirkungen, welche Auge und Herz gemeinschaftlich fesseln.

Dieser schillernde, den Alpen eigenthümlich gehœrende, Farbenwechsel erhœhet auch die erleuchtete Pracht der Wasserstürze, welche hier am schœnsten erscheinen, wenn sie gleich erst von den oberen Alpen ihre eigenthümliche Wildheit erhalten. Die Felsen haben entweder noch Absætze, welche die Kaskade verlængern, und sie mit der gehaltenen Ruhe bezwungener Kræfte ausstatten, die

immer durch die langſamere Erhebung der Seele ihre Wirkung verſtärkt. Der Milchſchaum der Fluthen verſprühet entweder in jene feuchte Staubwolken, die, Waſſerblaſen gleich, der Wind nach allen Gegenden verführt; oder ſie fallen von Stufe zu Stufe in einen tiefen Schoos, der ſie langſam weiter vertheilt. Stürzen ſie ſenkrecht von einer beträchtlichen Höhe nieder, ſo fängt ihren verfliegenden Strahl meiſtens ein hervorſtehender Felſenzacken auf, ſammelt die zerſtäubten Tropfen und gieſst ſie dann auf einen kleinen Hügel nieder, welche die Heftigkeit des Falles ſich immer ſelbſt bildet. Doch ſchieſst er immer, in eine zarte Wolkenhöhle eingewickelt, aufs Land, und verſtreuet oft in einer beträchtlichen Entfernung einen naſſen Nebel, in dem die Strahlen des Lichtes ſich wunderſam brechen. Endlich reiſsen der ſchmelzende Schnee und die herabglitſchenden Eisſtücke oft auf ihrem Wege groſse Felſenſtücke und Bäume mit fort, ſchwellen den Waſſerpfeiler zu einem ungeheuren Umfange an, und werfen ihn mit einem donnernden Krachen hinunter; oder der Winter macht die Röhre zu einem hellen,

durchsichtigen Kristallzapfen erstarren, der von der Beugung der Klippe gerade herabhängt.

Die Gestalt der Berge drängt den Strom oft in eine dünne Schmalheit zusammen. Hier schmiegt er sich bald in alle Gestalten, um eine Bahn sich zu suchen, bald stürmt er von allen Seiten auf die hervorstehenden Spitzen ein, um über ihre Trümmer zu rollen; bald stürzt er über erstiegene Hœhen, bald glitscht er in enge Klüfte hinab, bald schlüpft er zu einem dünnen Strahle gepreſst in selbst gebaueten Gewœlbern fort. Unter glænzendem Schaume verbirgt er oft seine Kraft, oder glættet seine Oberflæche wieder zu einem Dunkelschwarz ab. Ein schœnes groſses Bild des menschlichen Lebens! So flieſsen die Bæche, welche eine Bahn sich haben erœfnen kœnnen.

Widersetzen sich aber etwa die steilen Wænde dem Abfluſse eines gewachsenen Stromes, so drængt sich das wilde Waſſer in die Ritzen der Felsen ein, sammelt sich in dem geræumigeren Schooſse und springt wieder in

der

der Gestalt einer Quelle heraus; dann untergräbt es die Steine allgemach; morsch und verwittert stürzen sie nieder; er selbst in gewachsener Kraft reißt nun den noch übrigen Theil des Dammes mit sich fort, wirft sich wütend von Felsen auf Felsen; er faßt was ihm begegnet, zerreißt was ihm Widerstand leistet. Unter dem Schatten tiefer Felsklüfte schießt er zu einem Schaume zerwühlt, mit dem Toben eines aufgebrachten Vulkanes, über verbrannte Felsentrümmer, aufgelöste Ruinen grauer Klippen in die Nacht eines Abgrundes, in der er dumpf unten fortrollt. Der Eindruck verstärkt sich endlich noch unter dem Einflusse ihm verschwisterter Gegenstände, auf dem schroffen Standpunkte einer überhangenden Spitze, im Dunkel verlassener Thäler, in der Einsamkeit hohler Klüfte und gerade hinabsinkender Hœhlen. Ein sanftes Grauen bemächtigt sich der erstarreten Seele, und löst dies Erstarren nur allgemach erst in die Dæmmerung des wiederkommenden Bewußtseyns auf.

Die Struktur der Mittelalpen, welche weit gerader und senkrechter, als die Vorderalpen

hinanſteigen, hat auf den Zuſtand der dazwiſchen liegenden Thæler einen betræchtlichen Einfluſs. Iene Ebenen der Vorderalpen vermiſchen ſich ſanft und freundſchaftlich mit ihren Gebirgen, welche in Terraſſen zu ihnen herabſchlichen und ſie ſelbſt mit einer kühlen Fruchtbarkeit beſchatten. Hier ſieht man keine milde Verſtufungen, ſondern nur jæhe Stürze und fühlt nur eiskalte Felſenſchatten. Wohin aber die Morgen- und Mittagsſonne gelangt, da faſſen dieſe ſteilen Klippen alle Strahlen auf und tragen ſie gleichſam in ihrem engen Schooſse, dem armen Thale zuſammen, das in der Gluth beynahe verdorret. Sind dieſe Thæler überdem noch dem Durchzuge der Winde verſchloſſen, ſo kochen ſie alle Früchte, welche ſie zu ernæhern vermœgen, in unglaublicher Kürze zur hœchſten Vollkommenheit. Alle Produkte des heiſſeren Himmelsſtriches gedeihen hier zur beſten Reife; und die Erde eræfnet ihren Schooſs den mannigfaltigſten Blumenſchætzen zur Ausbildung und ſchœnſten Geſtalt. Andere Thæler hingegen theilen ihre Lage gleichſam in doppelte Regionen; denn wenn die eine von der Sonne durchglühet im lachendſten

ſten Sommer ſteht, ſo frieret die andere, von ſcharfen Winden und einem freyen Luftzuge durchſtrichen. Oft macht ſie ihre Natur dem Wendekreis ähnlich; regelmæſſige Winde kehren genau zu einer beſtimmten Tageszeit wieder, und die ſich wechſelsweis beherrſchenden Temperaturen des Thales und der um daſſelbe befindlichen Gegenden, veranlaſſen einen unverrückbaren Kreislauf.

Es iſt ſeltſam, wie dieſe Geſtalt und Dehnung der Gebirge ſo ganz allein die Wirkung der Winde abmiſst. Hievon iſt das kleine Bündtnerland ein ſichtbares Beyſpiel. Denn im Rheinwald befeuchtet der bekannte Fœen, auch bey dem trockenſten Himmel, alles Heu; trocknet es dagegen im Schamſerthal; dies wird hingegen wieder vom Nordwind befeuchtet, und jenes von ihm getrocknet. So verændern oft kleine Verſchiedenheiten im Zuge und dem Baue der Berge die ganze Natur des aus den Winden entſtehenden Wetters.

In der Menge der kraftvollen, gewürzhaften Kræuter, welche die Sommerwærme

der

der eingeengten Thäler erzeugen, besteht nun eigentlich der ganze Schatz der Alpen, und der Reichthum ihrer Bewohner. Weide ist das, was ihnen am nächsten ist. Der Viehstand ist die Grundlage ihrer ganzen Wirthschaft, ihrer ganzen Existenz. Alle Empfindungen und Begriffe, alle Wünsche und Hofnungen, alle Arbeiten, alle Leidenschaften des Aelplers laufen zu diesem einzigen Punkte zusammen. Die Natur hat seinen Boden sichtbar zur Viehzucht, sein Boden hat ihn noch sichtbarer zum Hirten bestimmt. Seine Ställe scheinen seine Wohnzimmer zu seyn; er putzt nur sein Vieh, und ein Halsschmuck für die schönste Kuh seiner Heerde, das ihn an 70 Rthlr. kostet, ist ihm nicht zu theuer; alle seine Feste gründen sich auf diesem Nahrungszweig, seine Lustbarkeiten schmecken darnach, seine Gewohnheiten sind von ihm hergenommen; alle wissenschaftlichen Fortschritte, alles was er denkt und begreifen will, sind in diesem Gesichtskreise; denn seine Geschichte kennt kein anderes Zeitmaals als die ergiebigen Iahre; und merkwürdige Begebenheiten der Familie werden durch einen mit der Iahrzahl bezeich-

bezeichneten, vorzüglich bereiteten Käse der Nachwelt übergeben, welche sich so sehr daran ergœtzt als an marmornen Denkmæhleren. Alle Træume grauer Zeiten, welche sich bey uns in eine schœne Unschuldswelt verliehren, haben nur, ehedem fruchtbaren Wiesen, fettere Milch und mehr zurückgezwængte Gletscher zum Gegenstande, und wenn sie singen, so füllen auch diese Ideen ihr Lied. Alle Naturerscheinungen bezieht er auf sich; die Wunderbrunnen auf den Alpen vertrocknen nur zu der Zeit, wenn sein Vieh sich entfernt, und fliessen wieder, wenn es zurückkehrt. Der Donner rollt in den Lüften, um seine Pflanzen mit Nahrung zu beschwængeren; die Winde wehen um seinen Himmel zu reinigen, die Glut seiner Thæler zu mildern. Er selbst wartet seine Kühe mit eigenen Hænden, verabscheuet die wallisischen Miethlinge, und diese Pflege, wie die nach dem Jahreswechsel sich verændernden Wanderungen der Heerden sind die Quellen seiner reinsten, nie aufhœrenden Freuden. So wirkt die ununterbrochene Einfœrmigkeit einer Lebensweise, die heitere, ungetrübte Einheit des Genusses, und die Abgesondertheit

ihrer

ihrer Lage, die sich von allen neuen Begriffen entfernt, und selbst die ihr nicht angehœrenden feindselig zurückdrængt auf, einen Haufen von Menschen, die ihr Standpunkt im Weltraum zu einem ganz fremden Bildungsgange erziehet. Und da, wo nur noch wenige Reisende hingeriethen, findet man dies glückliche Volk, gleich entfernt von gebildeten Lastern und bæurischer Plumpheit, mit allen frœlichen Gaben einer reinen Nahrung und eines hellen Himmels versehen, gesund an Geist und Kœrper, gastfrey und ehrlich, und in einem himmlischen Genusse ihrer selbst, ihrer Gegenstænde, ihrer Natur.

Selbst ein gewisser Instinkt scheint diesen schœnen Gegenden einheimisch zu seyn, der Naturtrieb des hæuslichen Zusammenhaltens und ungetheilter Vertraulichkeit. Denn auch das Vieh schmiegt sich an einander; kennt seine Namen, drængt sich zutraulich um seinen Hirten. Ein jedes vertheidigt zwar seinen Weideplatz, aber sie schliessen sich bald Truppweise zusammen, und gehen in enger Eintracht ihrer Futterung nach, halten unzertrennlich bey einander, warten auch

auf

auf einander beym Abziehen der Heerden. Selbst das Alter führt hier die Iugend in der Vorausſetzung mehrerer Erfahrungen; die bejahrten Kühe gehen mit den jüngeren auf fettere Weiden, kühlere Plætze, oder nach der Mittagshitze in die Schatten der Bæume. Endlich über ſie alle herrſcht die ſtærkſte Kuh in der Heerde; mit einem koſtbaren Halsbande und der grœſsten Klocke geſchmückt, führt ſie den Zug an, hælt ihn zuſammen und ſucht die ſchœnſten Graſsplætze zur Nahrung.

Die von dem Wechſel der Iahreszeit abhængenden Wanderungen der Heerde beſtimmen natürlich dem Hirten eine Abwechſelung des Aufenthaltes und ein ſtetes Umherziehen. Darum muſs er ſich mit mehreren Wohnungen verſehen.

Das Haus im Thale iſt ſein Winterſitz, in dem er auch den Herbſt und den erſten Frühling verlebt. Von einem dauerhaften Lerchenholze gebauet, erwærmt es den Einwohner viel ſchneller und anhaltender als ein Steingebæude; iſt ihm, bey dem Ueberfluſſe

und

und Wohlfeilheit des Holzes leichter zu erwerben, und schützt ihn, durch den ausschwitzenden Firniss weit sicherer gegen die Feuchtigkeit seiner Thäler. In Ebenen, wo der Schnee merklich sich anhäuft, spät sich erst wieder verliehrt, und ausgetretene Waldwasser oft die Oberfläche bedecken, ist zuweilen das untere Stockwerk, das man zugleich zur Vorrathskammer gebraucht, von Steinen gemauert. Um das zweyte geht eine Gallerie herum, zu dem von aussen eine Treppe hinanführt. Die hölzernen Täfelchen, woraus er zusammengesetzt ist, werden von innen mit Moose gefüttert, um die Kälte und Feuchtigkeit wirksamer noch abzuhalten. Unter dem Dache ist noch ein kleines Geschoss, und in ihm, statt eines Schornsteines, eine mit doppelten Zugladen versehene Oeffnung. So hängt alles, was der mässige Einwohner hat, in schöner Einfalt zusammen.

Aber auch als malerisch scheinen diese Hütten den Gegenden einheimisch zu seyn. Ihre Farbe, welche im Sonnenbrande sehr leicht und bald verdunkelt, steht in einem

schö-

schœnen Abstich gegen die Bæume, womit sie meistens umpflanzt sind. Oft verliehren sie sich, wie ein gebræunter Punkt nebst den davon abgesonderten Viehstællen, in die trübe Hellung eines schattigten Thales, aus dem sie sich nur beym næheren Herankommen wieder zauberisch emporheben.

In der Mitte der Sommerzeit bezieht endlich der Aelpler auf der Alpung, und auf den eigentlichen sogenannten Gebirgsweiden selbst, ein Haus, das sich wieder nach der Hœhe der Alpen, nach der eingeführten Gewohnheit, nach der Bequemlichkeit des Hirten verschieden gestaltet, mehr auf den niedrigen Bergen sich ausbreitet, auf den hœchsten sich zu einer ganz kleinen Hütte beschrænkt, die ganz hœlzern, mit Moose ausgefüttert, nur wenigen Menschen einen hinreireichenden Raum verstattet; oder auf ganz holzleeren Hœhen aus übereinander gelegten Steinen zusammen gefügt wird.

Eine dritte Hütte hat er oft im *Vorberge*, auf entlegenen Wiesen, die nur leicht zusammengefügt, bey irgend einem Ereigniss

auseinander genommen und anders wohin verführt wird.

Die eigentlichen *Sennenhütten* schlägt er endlich in der Mitte des Gebirges auf. Hier sieht man seine ganze Wirthschaft beysammen, und alles, was er zu seiner Ernährung gebraucht. Auf der Weide selbst benutzt er blos das, was vor ihm liegt, mit Ruhe und ohne Mühe; denn jede Kuh weidet sich selbst. Hier aber gehet seine Arbeit an. Durchaus zu seinen Geschäften bestimmt, hat die Hütte keinen Raum für die Befriedigung seiner häuslichen Bedürfnisse; keinen Tisch für seine Mahlzeit, nicht einmal einen Sitz für seine Ermüdung. Ein Heerd mit allen Geräthschaften füllen sie ganz aus. Die Schlafstelle ist der abgelegenste Winkel des Hauses, den er auf keine andere Weise zu benutzen weiss. Das Lager ist troknes Heu mit einem groben Tuche bedekt. Zum Einlass des Lichtes und Auslass des Rauches ist eine grosse Thür in der Hütte. Alles ist mœglichst vereinfacht. Alle Geräthschaften werden doppelt gebraucht. Gegen Norden ist der Kühlung wegen mit dem Hause zuweilen

weilen die Milchkammer verbunden. — Eine solche Hütte ist ein reines Bild von dem Charakter seiner Bewohner, der zusammengepreßten Simplicität seiner Leidenschaften, der arglosen Unbekümmernis gegen andere Menschen, und der herrschenden Denkungsart seiner Lebensweise. Seltener und nur auf sehr grosen Alpen werden mehrere Sennenhütten zu einem kleinen Dorfe zusammen gerückt, um die Weiden vollständiger gebrauchen zu kœnnen.

Dieser Hang allgemeiner Benutzung hat den Kühen auch Heerden anderer Thierarten zugesellt. Ziegen und Schaafe weiden entweder das noch von jenen übriggelassene Gras hinweg, oder klettern die diesen unzugænglichen Klippen hinan, und finden hier noch aromatische Kræuter, saftvolle Pflanzen. Kleine Heerden von Schweinen næhren sich von dem Abgang der Kühe, graben schmakhafte Wurzeln, wie die vom Alpenampfer, heraus, und andern dem grosen Viehe unbenutzbare Gewæchse. Alles sieht der Schweizer als sein Eigenthum an; nichts læst er ungebraucht. Was er daraus

bereitet, und wie er es zurichtet, davon in den Kapiteln von der Induſtrie und dem Handel der Eidgenoſſenſchaft.

Im Allgemeinen ſind alle Bemühungen des Aelpler mehr auf den Gebrauch der Heerden gerichtet und daher von dieſer Seite viel auffallender, als wo ſie die Beſorgung und Pflege der Thiere ſelbſt angehen. Reinlichkeit, die Vorſicht vor dem vierten Jahre keinen Stier zuzulaſſen, vor allen andern aber friſche Luft und die gewürzhafte Nahrung bilden das ſchœne kraftvolle Schweizervieh, das mit allen Idealen ſchœner Stiere im Alterthum, an æuſſerer Geſtalt und dem Gepræge des inneren Vermœgens durchaus wetteifert, und in jedem anderen Landſtriche, wohin es verführt wird, vollkommen entartet.

Die Nahrung ſeiner Thiere gegen die Alpwaſſer zu ſchützen, und die Menge aromatiſcher Kræuter durch die Einführung von Fremdlingen zu mehren, iſt der Gegenſtand ſeiner Hauptſorge für die Weide. Dæmme und Umzæunungen leiten die Gebirgsſtrœme

unſchæd-

unschädlich neben seinen Weidplätzen vorüber, die er mit dem Anbaue von Luzern- Schweizer - und Wiesenklee, dem Riedgras etc., immer reichlicher versorgt. Nicht nur jene frischen, lebendigen Pflanzen, sondern diese auch zu Heu getrocknet, haben das Balsamische, das die Kräfte des Viehes den Winter über aufrecht zu erhalten im Stande ist. Die Heuernte gleicht einer grosen Lustbarkeit in der Schweiz, denn alle Hände sind zu einer baldigen Vollendung in Thätigkeit gesetzt, um nicht zu viel Zeit zu verschwenden; ein allgemeiner, treuherziger Jubel regt alles zur Munterkeit an und endigt sich in ein heiteres Fest, dessen Freuden die ganze Familie theilt. Das Wildheu oder dasjenige Gras, welches das Vieh nicht erreichen kann, macht einen Nahrungszweig des ärmeren Hirten aus, der es auf unwegsamen, gefährlichen Wegen einzeln zusammenliest, es in Bündel schnürt und für die Winterszeit sich einen kleinen Vorrath sammelt.

Zum Theil mag die Farbe der Kühe von der Beschaffenheit des Ortes und der

Pflanzen herrühren; dieſe Farbe hat aber keinen beträchtlichen Einfluſs auf die Natur und Menge der Milch. Die Alpenerde iſt ſo fruchtbar und ſo von belebenden Theilen geſchwängert, daſs ſie alle widrigen Einflüſſe des Klima und der Winde vermindert; die Feuchtigkeiten, welche ſie aus dem unteren Schneelager, der ſie über die Hälfte des Jahres bedeckt, gierig ſaugt, ſetzen den von den Thieren zurückgelaſſenen Dünger und die Ueberbleibſel der Pflanzen in eine fette Gährung, welche die ganze Oberfläche befruchtet. Jährlich häuft ſich von den Pflanzentheilchen die Erde an. Dieſe erhalten ſie in ihrer lachenden Milde. Die Gewäſſer durchweben ihre Subſtanz mit lebenden Theilen, oder erfriſchen ſie, in einem feinen Thaue von Dünſten aufgelöſt. Alle Pflanzen ſind hier aromatiſch; ſelbſt diejenigen, welche in den Thälern geruchlos blühen, werden hier von der ſchönen Erde balſamiſcher Wurzeln allgemach, oder von ihren Nachbaren mit Düften beſchenkt. Alle Kräuter erhalten verſtärkte Kräfte, und ſelbſt die ſchädlichen gedoppelt Vermögen. Das Eiſenhütlein ſoll

hier

hier schon, nur eine Zeitlang in der Hand gehalten, alle Wirkungen starker Gifte hervorbringen.

Diesen Veranstaltungen des Erdbodens, sich mit dem schœnsten Schmucke zu bilden, hilft auch die Reinheit der Luft und das himmlische Klima nach, welches fast über alle Alpengegenden wie ausgegossen scheint; und erhælt dafür zur Wiedervergeltung einen Zufluss schœner Gerüche, erquickender Stærkungen aus den Dunstkreisen der Kræuter, und den Blumenkelchen der Gewæchse. Der erfrischende Nebel reiner und reger Gewæsser, und das leise Wehen der Winde gesellt dieser Mischung noch eine Froheit und Munterkeit zu, welche in einem raschen Kreislaufe derselben immer sich aufhælt. Mit der Leichtigkeit aller thierischen Bewegungen empfængt man von dieser Luft eine süsse Unbefangenheit aller Gefühle, ein unschuldiges Schwærmen aller Bilder, einen gereizten Umlauf aller Gedanken. Man fühlt sich in ihr von der begeisternden Froheit umfangen, die mit der vollsten Seeligkeit der ganzen Erde sich anschmiegen mœchte. Iede Ader klopft ein

wechſelndes Entzücken, das nicht ſelten in die Thränen einer ſtillen Wehmuth ſich auflöſt.

Beſonders wo die Sonne auf den Alpengarten einigen Einfluſs haben kann, da zeigt ſich die Vegetation ſogleich munterer belebt; ſie begünſtigt die Menge der Milch, ihre Güte und ihren reinen Ertrag. Doch nur einige Blicke darf ſie hier ſich erlauben, ſonſt vermindert ihre Hitze den Vortheil. Ein bedeckter Himmel, bei einer gelinden Wærme, an einem Orte nach der Sonnenſeite zugekehrt, vermehrt die Ausbeute des Tages. So bethauen leichte Schneegeſtœber die Pflanzen zu einem treflichen Gedeihen. Südwinde hingegen ſind der Bereitung des Kæſes ſehr nachtheilig; doch nicht an allen Orten in einem gleichen Maaſse.

Dieſe ſichtbare Fruchtbarkeit, welche in dem ſchœnſten Theile der Mittelalpen anfængt, vermindert ſich allgemach mit dem hinanſteigenden Boden, aber nur æuſserlich; denn wenn gleich, wie gegen den Pol hin, alle Pflanzen zu einer merklicheren Kleinheit ein-

einschrumpfen, Bäume zu Stauden, breite Blätter zu feinen Fasern zusammenschmelzen, so drängt die Natur in die engeren Räume doch immer alle Kräfte zusammen, welche sie einer weiteren Grösse bestimmte; die stärksten Kräuter wachsen in der Nähe des Schnees, die ersterbende Vegetation nimmt bey ihrem Uebergange in die unbekleideten Gerippe des Felsen, gleichsam noch einmal ihr ganzes Vermögen zusammen; das Vieh wird auf den höchsten Alpen am stärksten und fettesten, der Milchertrag am ergiebigsten und reinsten, der Käse am schmackhaftesten.

In ihren milden Strichen gedeihen endlich alle Gewächse, welche einen etwas heftigen Winter und einen langgebleibenden Schnee ertragen können. Erdäpfel, hin und wieder auch Erdbirnen, werden hier feiner, nahrhafter und von zarterem Geschmack, und ob die Aelpler gleich den Ackerbau mit wenigem Fleisse betreiben, so findet sich doch in allen Alpenthälern Gerste; in den wärmeren Hafer, Roggen, Hirsen, Mayz, Weizen

und Buchweizen, Bohnen, in manchen Gegenden Steinwicken, Hanf und Flachs, zu einem ziemlich vortheilhaften Leinwandshandel; weiſser Senf und einige Gemüsarten. Selbſt Blumen erzieht man; und mitten in den Alpen findet ſich wohl gar ein botaniſches Gærtchen. Das Obſt iſt hier natürlich nur ſelten, weil die Kælte den hœheren Wuchs der Bæume behindert; zum wenigſten pflanzt man ſie nicht. Wild kommt indeſs in vielen dieſer Gegenden die Waldkirſche fort, welche man zu einem mannigfaltigen Gebrauche, beſonders aber zu dem Kirſchgeiſte verwendet, das dem Fuſsgænger in der Schweiz ſo trefliche Dienſte leiſtet. In Grindelwald wird das vorzüglichſte bereitet, und weil es hier in ſehr groſser Menge abgezogen werden kann, ſo gewinnt es an Zeit, auszugæhren und die ſchœne Klarheit zu erhalten. Die Gartenkirſche hingegen, die hin und wieder gezogen wird, und manchen ſavoyiſchen Bauer ernæhrt, iſt weniger zu dieſem Gebrauche geſchickt, weil ſie bey einer grœſseren Süſſigkeit ſich weniger abklært. Wenig Birn- und Aepfelarten gedeihen; mehr

die

die Pflaumengattungen und in manchen Thälern wird von der Sonnenhitze ein vortreflicher Wein gezogen.

Von Holzarten machen die Tannen die vorzüglichste aus, füllen manche Ebenen halb aus, und geben nebst den Fichten und Lerchenbäumen das Holz zu den Wohnungen her. Kastanienbäume, mit sehr genieſsbaren Früchten gewähren für die Erdæpfel ein schmackhaftes Surrogat und einen brauchbaren Vorrath von Holz für verschiedene Handarbeiten der Aelpler, womit sie sich in müſsigen Stunden sehr gern und sehr artig beschæftigen. Weiter oben hinauf wachsen endlich nichts, als Stræucher mit gesunden eſsbaren Beeren.

Endlich findet man noch Gesundbrunnen und kræftige Schwefelbæder in diesem Striche der Alpen, und eine Menge ganz unbenutzter Mineralien, deren Werth der Hirte nicht kennt und zu seinem Glücke verachtet. So Eisen- und Kupferkiese, Kobold und Bley, selbst Waschgold in manchen Flüssen, welche aus den Gletschern hervorkommen.

Schon

Schon diese kleine Uebersicht zeigt es welche Mannichfaltigkeit im Ueberflusse, so wie ihn diese starre Hœhen zu fassen vermœgen, welche schœpferische Anmuth auf einem Felsengrunde sich fortbringt. Aber diese Grundlage zeugt einen eigenen Charakter, der sich vom Pflanzenreiche, durch das Thierreich bis zum Menschen selbst fortdehnt. Diesen eigenthümlichen Geist, der eine besondere Aufstellung und Entwickelung verdient, findet man hauptsæchlich nur in den Thælern wieder, welche der Fremde verschont; und auf den Heerstrasen sinkt der Mensch wieder zum gewœhnlichen herab, auf den wir allenthalben stosen.

Nur wenige von den Bewohnern dieser Alpgegenden geben sich mit der Iagd ab; die meisten ziehen die friedlichen Beschæftigungen den gefæhrlichen Nahrungserwerben vor. Nur die Grenznachbaren an den Hochgebirgen wagen aus Armuth ihr Leben an das Iagen von Steinbœcken und Gemsen, Kaninchen und Murmelthieren. Bæren und Wœlfe trift man nur selten hier noch, und wenn einer von ihnen erscheint, so ist die

ganze

ganze Dorfschaft sogleich auf den Beinen, hn wieder über die Grænze zu jagen.

Iene eingeklemmten Thæler der Alpen, welche sich gegen alles Zustrœmen der Winde verschliessen, næhren eine solche Hitze im Sommer, dass die Bewohner derselben, wie vom Sonnenstiche getroffen, in eine vollkommene Blœdsinnigkeit fallen, in eine gænzliche Entblœsung von allen Ideen, und in eine Erschlaffung des Kœrpers, die sich zuweilen n jenen bekannten Krœpfen, welche ihre ganze Form verunstalten, sichtbarlich æussert. Diese Menschengattung bevœlkert fast das ganze Wallis, und wird in den hœheren Gebirgsgegenden erst seltener. Die grosse Menge dieser Unglücklichen hier in dieser so grosen Entfernung von den Gletschern, widerlegt sogleich diejenigen, welche dem Schneewasser diese Krœpfe zuschreiben, die doch nur in der Erschlaffung der ganzen Konstitution sich erzeugen. Die mit der empfindlichen Thalhitze immer verbundenen schnellen Uebergænge von Hitze zur Kælte, Ueberspannung der Kræfte, zu starker Genuss unverdaulicher Speisen treten noch hinzu, dies

dies Uebel zu mehren und erblich zu machen. Doch trift die Anerbung nicht immer die ganze Familie, sondern nur einzelne Glieder, bey denen sich Stumpfsinn sichtbar macht. In Wallis trägt man eine besondere Sorgfalt für die Kretins, sucht ihnen in allen Geschäften zu helfen und verläfst sie niemals im Elende.

Die so berühmten Albinos in Chamouni endlich, eine andere Merkwürdigkeit dieser Gegend, sind als Betrüger nun anerkannt, welche nur durch eine in Savoyen ungewöhnliche Blondheit, und sonst durch nichts von den gewöhnlichen Menschen dieser Farbe und Haargattung sich auszeichnen. Leute, die sie mehrmals sahen, haben mich wiederholt versichert; es finde sich gar nichts merkwürdiges an ihnen, keine abweichende Röthe der Pupillen, keine wollartige Blondheit der Haare, nichts von jener Schwäche der Augen, welche von einer übertriebenen Empfindlichkeit gegen das Licht herührte; sondern eine rheumatische Schärfe, welche sich diesen beyden nur auf die Augen geworfen habe, sey das Erbtheil der ganzen Familie.

Die

Die so eben gezeichneten Gebirge, welche die Mittelalpen ausmachen, gehen immer stufenweis höher hinan und enden sich zuletzt in die Absätze, aus welchen die *hohen Alpen* bestehen. Diese sind die letzten Spitzen der hinanlaufenden Terrasse und ragen hoch über alle andere hervor.

Ja, sie sind die erhabensten Gipfel der Erde. Selbst diejenigen, welche man als noch höher bezeichnet, die Andes, erhalten, wie oben schon angegeben ist, ihre Grösse nicht von der Ausdehnung ihres Körpers, sondern von der Erhöhung des Bodens, aus dem sie emporwachsen. Denn man giebt die Hervorragung der Ebenen von Quito zu 1600 - 1700 Klafter über die Meeresfläche an, und diese abgezogen von der Höhe, welche man dem Chimboratzo zuschreibt, macht diesen kleiner als den Montblanc, selbst kleiner, als den Aetna. Die Gletscherluft ist viel feiner als die auf den Andes, ein neuer Beweis ihrer Erhabenheit. Endlich büsst ihre Höhe auch bey ihrem äusseren Anblicke mehr ein, als jene freystehenden Gebirge verlieren können, weil alle Gletscher von unzähligen

Neben-

Nebenalpen verdeckt, über diese nur wie kleine Hügel mühsam hervorragen kœnnen. Alle hat indeſs ihr Himmel mit Schnee überzogen, auch wohl mit einem unauflœſsbaren Eiſe bedeckt; etwas das ihr erſter Anblick ſchon als Charakter beträchtlicher Erhebung angeben muſs. Denn alle Dünſte und Feuchtigkeiten des Wetters, welche zu ihren Spitzen gelangen, ſetzen ſich hier in der Schneegeſtalt an, welche in ihren ſeltſamen Abwechſelungen und mannichfachen Uebergængen ein ſeltenes Schauſpiel gewæhrt, wovon kein Schatten ſich in den milderen Erdſtrichen zeigt. Das Farbenſpiel, welches die Eisbrocken weit zarter und mannichfaltiger miſchen, erweckt neue Ideen vordem nie begriffener Schœnheiten, und erœfnet einen ganz neuen Plan einer ſeltſameren Ausbreitung in den Anlagen der Schœpfung, als ein Thal zu entfalten vermag.

Hier in dieſer Annæherung gewinnen die Hochgebirge ihr eigentliches Licht. Man ſieht die Gletſcher an Felſen von entſetzlicher Hœhe hængen. Kleine kryſtallene Berge ragen, wie aufgeſchæumte Eisblaſen aus den

Schnee-

Schneefeldern hervor, welche an den Seiten herabgehen, ſich wie Wachs um die Ränder der Klippen herumſchlagen, und eine Menge von Strœmen in zahlloſen Kaskaden herabfallen laſſen. Dann gehen die Eisfluthen zu ihrem Schooſse hinter den Bergen zurück. Auf einer anderen Seite ſehen Waſſer, wie Ruinen zertrümmerter Stædte hervor, wie Brücken und Pfeiler, oder wie ein Wald hellglænzender Thürme, die mit oder ohne Bedachung, rund oder viereckigt, in mannichfaltigen Stellungen neben einander gepflanzt ſind. Ueber das Meer hinaus und die ſenkrechten Eislehnen, ſtehen endlich in einer græſslichen Schwærze Bergſpitzen und verſchlieſſen die Schneeabgründe in einem dunkelen Schooſse.

Dieſe Anhæufungen, welche man ſæmmtlich unter dem Namen der *Gletſcher* begreift, ſind mehrerer Hinſichten fæhig. Der Dunſtkreis ſetzt auf die Mittelalpen eine Schneerinde feſt, welche ganz locker, rein weiſs, von einer matten Blendung, ſie dicht umhüllt, und nur nach heiſsen Sommertagen etwas eingeſchmolzen, in der Kühle der

Nacht eine zarte Eisrinde erhält. Diese Gipfel nennt man *Firnen* oder *Firsten*. Ihr Schnee hat nicht viel Eisartiges und sie gehœren daher zu den eigentlichen Gletschern nur wenig. Von Gestalt mehrentheils zugespitzt, eine Form, die sie von der Anlage ihres Ueberzuges erhalten, oder die seinen Ansatz begünstigt, werden sie einem *Horne* ähnlich; ein Begriff, den man ihren Benennungen gewœhnlich dann zugesellet, z. B. das Wetterhorn, das Schreckhorn. Wo diese kugelfœrmige Fortsetzung nur gering ist, da erhält sich auf ihrer Spitze nur ein leichter Ansatz von Schnee, weil er von der steileren Felsen leichter wegschmilzt oder herabfällt, und nur in kleinen Flecken sich bleibend ansetzen kann. Die lockere Beschaffenheit und die leichte Anlage derselben befœrdert ihr Herabgleiten sehr merklich; denn ein einfallendes starkes Thauwetter mit warmen Winden, oder auch nur heftige Stürme entkleiden oft in wenigen Stunden den Gipfel seines gænzlichen Schmuckes, und stürzen diesen in ungeheueren Lasten in die Klüfte herab.

Diese

Diese unter dem Namen der *Lauinen* bekannte Herabfälle von ganzen Schneegebirgen füllen allmählig die Thäler an, dehnen sich zu einer beträchtlichen Breite und Höhe, oft von 100 Klaftern, durch den neuen Schneeniederschlag aus, welchen die Atmosphäre auf sie absetzt, und werden zu den glatten Flächen, welche oft jene Firsten mit einander verbinden. Allgemein hängen sie aber die hohen Alpen nicht als ein allgemeines Schneemeer zusammen, sondern die grœsten Lager füllen nur mehrentheils die kleineren Queerthäler aus. Nach Maasgabe der Mannichfaltigkeit ihrer Gestalt, ihrer Vertiefungen und kraterförmigen Rundungen in der Mitte, der Art ihrer Ausdehnung, und ihrer Eingeschlossenheit durch die Gebirge, nennt man sie Eisthäler und Eisfelder; ein Name, den sie weniger, als Schnee-Felder und Thäler verdienen, und eine Eintheilung, die dem Naturforscher nur bey der Untersuchung der Gebirge hinderlich fällt.

Da diese Schneebænke tiefer liegen, und dem schmelzenden Sonneneinflusse weit freyer ausgesetzt sind, als die Hüthe der Fir-

nen, so erhält natürlich durch den Wechsel des Wetters, durch warme Winde und darauf folgende Frœste, und durch neue vereiste Ansætze ihr Ueberzug eine Dichtigkeit, welche die Schneekoppen nicht kennen; ihr Gewebe wird fester und kœrnigter, das Hineinziehen der geschmolzenen Oberflæche füllt die Lücken und Hœhlungen in den Lagen aus; der Druck neuer herabstürzender Lasten presst sie zu einer stærkeren Masse zusammen, und die noch darinn enthaltenen Luftblæschen werden verengt und breiter gedrückt. Die Schneefelder haben weniger Dichtigkeit, weil ihre Lage sie von den Bergen, ihren Herabstürzen neuer Schneemassen, und den herabsinkenden geschmolzenen Eiswassern hinwegrückt, und daher nebst der Ansammlung einer grosen Wassermenge alles Einziehen derselben und alles Verdicken der Schichten verhindert. Die Schneefelder und Schneethæler haben beyde endlich weniger Festigkeit, weniger Hærte, Durchsichtigkeit und Glanz, als das wahre Gletschereis.

Mehr

Mehr von dieſen Eigenſchaften erhalten ſie da, wo ſie ſich in abgeſchnittenen, ganz ſenkrechten Flächen enden, welche die Benennung von *Eiswänden* erhalten. Denn hier ſind ſie dem Zudrange der Wärme, vom Eiſe nicht abgekühlter Lüfte, und dem Sonnenſtrahle weit ausgeſetzter, der mit einer Menge feiner Eistheilchen, die Oberfläche ihrer Schichten vermiſcht, und dieſe dadurch dichter auf einander legt. Oft ſind ihre Schneelager indeſs noch ſo locker, daſs ſie kleine Quellen zu einem Ausfluſſe durchlaſſen.

Wo die Grundlagen dieſer Bänke eben ſind, da verwehen die Winde den Anſatz zu einer ſehr gleichem Fläche, und die ihnen ſich eindrängenden Eistheile fügen die Flächen gerade und regelmäſſig übereinander. Wo aber im Boden Erhebungen ſind, da frieren ſie ſogleich zuſammen; der verſchobene, unverhältniſsmäſſige Druck auf wenig unterſtützte Theile preſst und ſprengt ſie, und es berſtet allmählig ihre Oberfläche in jene gefährlichen Queerſpalten, welche dieſe Schneethäler mehr oder weniger durchſchneiden. Denn auch, in ihrem Laufe durch ver-

rückte Schneemaſſen aufgehaltene Bæche dringen allgemach in die Schichten ein, untergraben und ſchmelzen den unter der vereisten Flæche befindlichen Schnee, lœſen ſich zuweilen durch die Wærme der Erde in Dünſte auf, gefrieren auch wol unter der Maſſe, zerſprengen die über ihnen noch liegende Decke, oder dieſe ſtürzt, von einem Thau- oder Regenwetter durchdrungen, wie auch durch heftige Windſtœſse zerriſſen, von ſelbſt in die Tiefe.

Immer mit einem anhaltenden Gefrieren verbundene elektriſche Bewegungen kœnnen dies Zerſprengen unterſtützen; ſind dann, nebſt der immer fortgeſetzten Auflœſung des unter der Rinde befindlichen Waſſers in Dünſte, die Urſach jener Gletſchergeblæſe, welche eiskalt aus manchen Oefnungen herausfahren, und mehrentheils, wenn gleich nicht immer, mit einem feinen Schneegeſtœber vergeſellſchaftet ſind. Die mit Luft gefüllten Hœhlen etzen dieſe Schneetheile mit in Bewegung und laſſen ihre Dünſte in Luftſtrœmen ausbrechen.

Ofi

Oft schliesst sich die Spalte durch den Zusammendrang der gepreßten Seiten wieder; oft werden aber auch nur die Lücken mit einem leichten Schneeansatze gefüllt, der bald wieder überharrscht und die glatte Fläche, für den Reisenden æußerst gefährlich wiederherstellt. Denn hier erwartet ihn, bey einem weiteren Fortschritte ein unvermeidlicher Tod. Er versinkt in ein gefrorenes Wasser zwischen zwey Eiswænden, in denen er sich einklemmt; und mit der dickſten Finsterniſs umgeben, erstarrend in nasser Kælte, muſs er den Tod langsam herankommen sehen. Die Krystallsucher und Gemsenjæger halten ihre Stœcke daher immer wagerecht unter den Armen, die sie bey einem Falle doch so lange über dem Abgrund erhalten, bis sie zu ihrer Rettung einen Augenblick zu erfassen im Stande sind, oder sie binden sich an einander mit Stricken fest, um den Fallenden halten zu kœnnen.

Durch die Berstung der Eismassen erhalten die Rænder zackigte Fortsætze, welche der Druck der benachbarten Schneelasten beträchtlich emportreibt und erstarrten Wellen

ähnlich macht. Dies bildet ihre malerische Schœnheit. Ein solches von einer Hœhe übersehenes Schneefeld scheint ein stürmendes Meer zu seyn, das im Augenblicke hœchster Wuth gefroren, noch die Zeichen seiner Anstrengung trægt. Selbst die Sonnenstrahlen brechen sich, wie im Wasser, durch die Eisscheiben in mannigfaltigen Farben, in ein Blasbau der Ferne, in ein zartes Kolorit von einem rosen- und orangefarbenen, violetten und grünlichen Schmelze, und setzen die bezauberndste Tæuschung zusammen, welche noch durch die Gewæsser auffallend erhœhet wird, die oft hin und wieder über die Oberflæche sich verbreiten und einen schœnen Himmel zurückspiegeln. Dunkelere Ritzen durchlaufen die Flæche und verrathen die Tiefe dieses Ozeans. Und diese Meere werden endlich oft mit einem Gestade schwærzlicher Felsen bekrænzt, welche den Eiswellen scharfe Spitzen entgegenstellen.

Auch hæufen sich oft mitten in einem Schneethale kleine Hügel auf, welche sehr beträchtlich hervorragen. Diese entstehen meistens in einem tieferen Kessel der Mitte, wohin

hin die Seitenwände alle Schneetheile zusammentragen; zuweilen hingegen preſst ein anhaltender Wind die Laſten nach einer offenen Stelle in den umherliegenden Wällen des Thales hin, wo ſie dann hinübertreten, vom Abhange herabglitſchen, durch den immer erneuerten Zufluſs verſtärkt, in die Mittelalpen einbrechen und die ſchœnſten, fruchtbarſten Thäler erfüllen. Solche Fälle treten alljährlich ein, und dieſe Maſſen, werden immer zunehmen müſſen, da ſich die Eisfelder und Eisthäler erhœhen, und alſo über die niedrigen Gebirgsſtellen die Schneebälle ſehr leicht hinüberſchlüpfen laſſen. Dieſe Gletſcher, aus den Schneethälern zuerſt entſprungen, haben auch alle Eigenſchaften mit ihnen gemein; nur ſind ſie dichter, mit Waſſertheilen reicher durchwebt und feſter zuſammengefroren, da mehr Feuchtigkeiten an ihrer erweiterten Oberfläche ſich anſetzen müſſen, welche ihnen zugleich auch, beſonders an den Spalten, die ſchœne Durchſichtigkeit geben, die ſich in einem Meergrün oder Hellblau bricht, weniger ſichtbar an den erhabenen Spitzen aber das matte Weiſs der Schneegebirge behält. Die Dichtigkeit der Maſſe, wel-

che in ihren Theilen nothwendig weniger nachgiebt, als ein leicht zusammengebackener Schneehaufe, macht den Gletschern jene Spalten eigenthümlicher, als den Schneebänken. Sie erhalten von ihnen dann ihre Gestalt, abschüssige Wände bey hinwegrückender Spalte, oder bey flachen Abschnitten sanfter hinabgehende Seiten.

Diese Begebenheiten und Veränderungen, und überhaupt die Art, wie sich die Gletscher in ihrem Umfange anfänglich gebildet haben müssen, deuten es an, dass das Eis an einigen Orten allmählig zunehmen, fruchtbare, bebauete Thäler verschütten müsse, in Ebenen vorrücke, und daher weniger Land mit der Zeit bewohnbar mache. Manche Ueberlieferungen von ehemaliger Gestaltung des Landes an einigen Orten, bestätigen dies. So soll man von Chamouni in sechs Stunden durch einen itzt vom Eise des Montanvert verschlungenen, und neuerlich nur erst durch Herrn *Bourris* bekannt gewordenen Weg nach Carmoyen und ins Thal von Aosta haben gehen können. So ist auch ein merkwürdiger Weg zwischen Kandelsteg und

Lau-

Lauterbrunnen durch das seit 20-30 Jahren beträchtlich zunehmende Eis völlig ungangbar geworden. Ehedem soll über den Avikula ein Pass in das Galenkerthal gegangen seyn, und schöne Weiden enthalten haben; itzt ist der ganze Adula eine der gräßlichsten Wildnisse, in der man mitten im Sommer erfriert. Der Laukeraargletscher war sonst ein fruchtbares Thal, das seiner Schönheit wegen den Namen des Blümlisalpen erhielt; der von Grindelwald ehedem ein offener Pass nach Wallis zu, und an den Grenzen der Gletscher sieht man allenthalben Spuren des herabdringenden Eises, hervorgestossene Bäume, Felsstücke u. s. w. Alle Sagen jener Zeiten der Alpen deuten auch auf eine ehemals grössere Ausdehnung ihrer Weiden hin. — Man findet zwar Spuren, des wieder hinweggeschmolzenen Schnees und verminderten Eises; sie sind aber so sparsam, und was noch mehr ist, so undeutlich, dass man Mühe hat, sie dafür gelten zu lassen. Es ist eine erwiesene Beobachtung, dass nicht alle Berge gleicher Höhe auch auf eine gleiche Art ihren Schnee verliehren. Das Klima würde daher die Thäler nicht schützen. Auch ist es gleich-

sam mit dem Eise herabgesunken und manche Gegenden waren sonst milder und wärmer als izt; ein Umstand, der nicht blos Folge der Vermehrung des Schnees ist, sondern auch Ursach derselben allgemach wird. Die Gewässer der Schweiz haben nicht ab-, wie man annimmt, sondern nach der Ansicht ihrer Betten, offenbar zugenommen; und es ist natürlich, dass die Grundlage des Eises, sobald sie erst fortzurücken anfängt, sich allein schon durch ihre Folgen selbst bis ins Unendliche ausdehnen kann. Werden daher jene fruchtbare Alpen nicht durch irgend etwas gegen die Zukunft gesichert, so muss wenigstens ihre ganze Kette nach Jahrtausenden zu einem einzigen Klumpen erstarren, der dann vielleicht die wohlthätige Wirkung hat, entferntere Länder, als Europas grœstes Wasserbehæltniss, mit einer reicheren Fruchtbarkeit auszustatten. Wahrscheinlichkeit hierüber müssen noch hundertfach wiederholte Beobachtungen, und Gewissheit muss der Kreislauf der Zeiten geben, welche diese Tiefen immer enthüllet.

Der gewaltſame Druck der Gletſcher treibt endlich von den Gebirgen, über die ſie hinwegglitſchen, jene berühmten, ſie und ihre Entſtehungsart charakteriſirenden Dæmme von Schutt und Steinen vor ſich her, welche ſie an dem vorderen Rande und oft auch auf beyden Seiten umgeben. Durch ihre Grœſse wird die Stærke des Drucks, und die Weichheit des zerriſſenen Gebirges beſtimmt. Oft ſind mehrere Wænde hintereinander gelegen, welche der Berg bey einem kleineren Vordrange, der nicht den ganzen alten Wall, ſondern nur einen Theil deſſelben mitnehmen konnte, abgeſetzt zu haben ſcheint.

Andere Wænde ſehen noch hin und wieder aus den Gletſchern hervor; losgeriſſene Felſen, die mit dem Berge ſelbſt vorrücken, oder auch mit dem Schnee ſelbſt vermiſchte Steinſtücke, welche ein Thauwetter und ein Zerſchmelzen des Schnees von den Seitenwænden des Gletſchers in dieſen Schooſs zuſammen gleiten und ſich anſammeln lieſs. Iene herabgerollte Trümmer ſind noch mit den rauhen Ecken ihres Urſprunges verſehen;

dieſe

dieſe, als von kleineren Geſchieben, durch die Bewegung gerundet.

Um alle dieſe Erſcheinungen, welche der erſte Anblick uns ſo wunderbar darſtellt, ſich zu erklären, muſs man die ganze Maſſe der Eisberge, mit allen von ihnen abhängigen Thälern, als mit einander verbunden, als einen Haufen geronnener Materie anſehen, die nach Art einer jeden Flüſſigkeit von oben nach unten drückt, und immer in einem gewiſſen Grade ſich biegſam erhält. Hieraus ergiebt ſich, wie die Thäler von dem Ueberfluſſe der Gebirge ſich anfüllten und die Eisfelder entſtanden. Der Schnee floſs von den Hœhen in alle Klüfte, ſtürzte durch alle Oefnungen, und ward zuweilen ſo in die Thäler ausgegoſſen. Da er durch dieſe Mündungen ſich fortziehet, ſo bleiben oft fruchtbare Alpen über dies Meer erhaben, die man dann zu ſeinem Erſtaunen einer ziemlichen Bebauung empfänglich findet.

Die Richtung jener Schneewellen geht, wie bey einer Bewegung im Waſſer, immer von

von dem Bewegpunkte aus; sie streichen durch das Eisthal nach seiner Breite, nicht nach seiner Länge, und wenden sich nach allen Hervorragungen der Gletscher in ihren Thälern herum. Eine Eisscholle wird allgemach von der anderen fortgedrängt, und macht durch einen Sturz in die Thäler, der neuen Raum.

Aus denselben Bewegungen der Eismasse, aus dem Drucke von oben nach unten, entstehen die seltsamen Erscheinungen, dass sich Klüfte œfnen und verschliessen, ganze Eiswände fortgehen, neue entstehen, und oft die Spalten ihre Beute, wie z. B. die Kœrper von verunglückten Reisenden, hineingefallenes Geræth, Bæume etc. wieder von sich geben. Der Druck von oben auf alle Seiten einer Oefnung muss natürlich die Theile gerade dahin, wo sie am wenigsten Widerstand finden, also nach oben hinauf, drængen; der bestændig vermehrte Vorrath von Eis und Schnee im Schoosse der Gebirge presst allgemach die nachgebenden Klüfte zu, die Eislehnen fort, und so werden ganze grosse Gletscher von ihrer Stelle gerückt. Wære es

eine

eine bloſse Vegetation des Schnees und Eiſes, wie der Einwohner es annimmt, ſo kœnnten die hineingeſunkenen Dinge nicht ſo regelmæſſig heraufgetrieben werden, und die Eismaſſe, welche fortgeſchoben wird, müſste weit merklicher ihre Oberflæche verændern. So ſprengen auch die in Dünſte aufgelœſste Gewæſſer wohl Schneemaſſen, aber kœnnen ſie unmœglich ſo gleichmæſſig erheben.

Dieſer Druck wird durch die Erſcheinung beſtætigt, daſs groſse Eismeere mit gelinderen Wogen und in weit kleineren Verzackungen ihre Flæche gebrochen haben, als die kleineren Schneethæler, weil der Druck von den Gletſchern auf dieſe Ebenen herab, ſich im Umfange weit mehr verliehrt, weit weniger, als in jenen Abſætzen, ſich ſichtbar æuſseren kann, welche die ſchmalen Gletſcherthæler bezeichnen. Spalten erœfnen und ſchlieſsen ſich endlich, wie dieſer Druck ſich vervielfæltigt, und in einer oder der anderen Richtung wirkt; das Eiswaſſer gefriert unten und hebt die Flæche mit in die Hœhe, neue Quellen entſtehen und die Bæche verændern ſich.

Der

Der enge Zusammenhang der Gletscher mit den Schneebänken und durch diese mittelbar mit den Firnen, bestätigt diese einfache Theorie ihrer Entstehung, welche sich auch noch in dem Ursprunge beweist, den andere Eisbälle erhalten, welche irgend eine gewaltsame Erschütterung von der Firne abreist, herunterrollt und auf einer hervorstehenden Kante festsetzt. Hier empfangen sie die schœnfarbigte, feste Kruste von Eis, werden von Jahre zu Jahre dichter, setzen bey jedem Schneegestœber neue Lagen an, und erheben sich allgemach zu ihrer erstaunenden Hœhe. Auch die erhabenen Bænke schicken in niedrige Landthæler zuweilen ganze grosse Klumpen herab, die vereinzelt sehr deutlich von den Gletschern sich absondern und nur durch die wiederholten Herabstürze neuer Lasten sich erhalten, und fortwachsen. Diese bilden auch jene Schneelauinen der Schweiz, durch deren Hülfe auch das Eis in die Thæler sich immer weiter verbreitet. So ist zum Beyspiel ein grosses Bett hinter dem Grosshorn und Breithorn im Canton Bern mit solchen Gletschern gefüllt, die aus herabstürzenden Lasten entstanden.

Diese Lauinen selbst erzeugen sich auf eine vierfache Art. Oft reisst sich nach einem frisch gefallenen Schnee eine kleine Scholle durch irgend eine Erschütterung los und glitscht über die Bänke fort. Allgemach wächst sie durch die sich daran setzenden Theilchen. Je grœsser sie wird, desto schneller und gewaltsamer setzt sie an und rollt über die Berge fort. Alles auf ihrer Bahn ihr entgegenstehende wird aufgenommen, in ungeheuere Lasten gewickelt und sinkt mit ihr in die Gründe, die ihren Lauf hemmen. Eine andere Gattung solcher Lauinen entsteht, wenn gleich grosse Eismassen von den Gletschern sich losreisen, in grosen Absætzen und mit dem entsetzlichsten Getœse in die Thæler hinabstürzen, ganze Felsen mit sich nehmen, ganze Ebenen ausfüllen, ganze Dœrfer verschütten. Eine Grœsse, welche verhæltnissmæssig mehr wächst, und reissende Schnelligkeit zeichnen die von der ersten Art aus. Beyde fallen im Winter, und man nennt sie *Winterlauinen*. Iene hat man noch mit dem Namen der Wind-, diese mit dem der *Schlaglauinen* bezeichnet. Die dritte Gattung, die *Staublauinen*, sind ein Erzeugniss des Sommers,

mers, der ihnen auch den Namen der *Sommerlauinen* ertheilt. Dies sind die gewöhnlichen, welche die Reisenden wahrnehmen. Man sieht sie, gleich den Schlaglauinen, ebenfalls in Sprüngen herabstürzen; aber mit weit gemässigterer Gewalt, ohne die hinreissende Kraft, welche den Gang von jenen bezeichnet. Mehrentheils bricht sich der Klumpe, wenn er im Donner seines Falles auf einen Felsenabsatz herabschmettert, zu einer mächtigen Schaumwolke, welche von Stufe zu Stufe, von einem Sprunge zum anderen mit schwindelnder Schnelligkeit schwer herabsinkt, und in einem starken Luftzuge seinen Schneestaub weit von sich verstreuet. Er ist von einem so ungeheuren Umfange, dass er oft nach wiederholten Zertheilungen doch unten noch einen Luftstoss erregt, der die entsetzlichsten Wirkungen auf alle benachbarten Gegenstände hat, Hæuser ergreift und in Klüfte hinabschleudert, Thiere und Menschen umwehet und erstickt, und wieder neue Massen von dem Gipfel naher Firnen losreisst, welche dieselben Bewegungen wieder von vorne anfangen. So setzt ein einziger solcher Schneeballe oft eine grosse Erdstrecke in einen

ſchauderhaften Aufruhr; die Windſtröme brechen durch die Erſchütterungen los, füllen die Luft mit einem undurchdringlichen Schneegeſtöber, reiſſen Felsſtücke mit einem grauſenden Krachen, Bäume an der Wurzel ab, ſtoſsen Häuſer und Dörfer in Abgründe; von hinſtürzenden Schneemaſſen verrückte Ströme ſuchen ſich ein anderes Bett; der elektriſche Strom macht ſich endlich vom Erdſchooſse los, und erregt Gewitter; alles wird Donner und Krachen; eine Schneenacht wickelt das Thal ein, Blitze ſtrömen in glühendrothen Waldwaſſern die Felſen herab; bis ſich endlich über dies Schrecken die ſchauerliche, öde Stille ergieſst, als wenn die erſchöpfte Natur nach einem Fieberanfalle den Athem zurückhielte. Nach wiederholten Rückfällen und Stürmen kehrt endlich die Ruhe wieder; der Himmel klärt ſich blau wieder auf; aber man findet die ganze Gegend verändert und keinen alten Gegenſtand mehr.

Man hat ſich gegen dieſe Vorfälle und Schrecken auf mancherlei Weiſen zu ſichern geſucht. Bey jeder gefährlichen Stelle verſtopfen

ſtopfen die Treiber und Fuhrleute die Glocken ihrer Saumroſſe und Mauleſel, um jede Lufterſchütterung zu vermeiden; kein Ton läſst ſich in der Geſellſchaft hœren; etwas für den Reiſenden æuſserſt ſchauderhaftes, der zu ſeinem Erſtaunen um ſich die ganze Schœpfung von derſelben Todtenſtille gefeſſelt wahrnimmt, als wenn ſie in einem einzigen Laut auszubrechen, ſich ſcheuete. Iedes Thier vermeidet die Gegend. Kein Vogel fliegt in der Nähe, ſelbſt die Bæche ſcheinen ſachter vorüber zu ſchleichen. An manchen Orten werden ſogar die Glocken, nur einige Fuſs hoch über die Erde aufgehangen, um die Luft nicht zu ſtark zu regen. Auch feuert man an ſehr gefahrvollen Stellen Piſtolen ab, um den Schneeſtæubchen, welche ſich loszureiſsen im Begriff ſeyn kœnnten, noch den letzten Druck zu geben; Vorſichten, die oft ein verirrter Vogel vereitelt. Auf anderen Wegen hat man Hœhlen in dem Gebirge gemacht, um den Wanderer bey herannahender Gefahr aufzunehmen, und ſicher zu ſtellen. Man pflanzt und unterhælt mit Sorgfalt die Wælder; man ziehet ſelbſt Mauren ihrer einbrechenden Gewalt entgegen, und bauet nur

unter hervorstehenden Felsenstücken, oder hinter Wäldern sich an.

Von einer ähnlichen Art sind die Erscheinungen, welche ein vom Gletscher durch ausgedehnte Dünste oder hinter ihn drängende Schollen losgesprengtes Eisstück erzeugt. Diese elastische Materie zerspringt glasähnlich in einen feinen Staub, der in die Höhe wirbelt, im Sonnenschein Farben spielt, und alle Gegenstände überziehet.

Die letzte Art der Lauinen, die *Flug lauinen* herrschen endlich auf den hohen Gebirgen in Form von Stürmen, welche dicke Wolken dichter, feiner und spitziger Schneekœrner bilden, umhertreiben, und alles was sie befallen, mit dieser undurchdringbaren Nacht überdecken. Für den Reisenden ist nichts gefahrvolleres als diese Stürme, welche in wenigen Minuten ihn entweder selbst begraben oder seinen Weg den überschneieten Abgründen gleich machen, in die er bey jedem Fehltritt ohne Rettung hinabsinkt. Keine Wegweiser leiten mit Sicherheit auf der verlohrnen Fährte, und nur allenfalls die Maul-

esel

esel, welche man an manchen Orten zum Fortbringen der Reisenden hält, verfolgen instinktmässig ihren alten Weg.

Eine solche Menge des Schnees, die sich in jedem Winter, und auf hohen Gebirgen selbst im Vor- und Nachsommer anhäuft, muss, da sie sich nicht an allen Orten zu fest stehenden Gletschern verhärten, oder sich mit ihnen vereinigen kann, die grosen Behälter füllen, aus welchen dem Lande zahllose Quellen hervorströmen. Alle Schrecken, alle stürmenden Ergüsse in der Natur lösen sich immer in einen sanften Thau auf, womit sie für irgend einen Zweck ihrer Einrichtungen wohlthätig Haus hält, womit sie die schönsten Anlagen befruchtet, und die entferntesten Theile zu einem grosen Ganzen zusammen verknüpft. Die hohen Gebirge, für keine Gattung eines Anbaues mehr nutzbar, sammeln daher in ihrem Schoos die Dünste, welche dem übrigen Lande zur Last fallen würden, vereinigen sie in bestimmte Wassertheilchen, treiben durch einen elektrischen Prozes alles unnütze, zu flüchtige heraus, häufen sie endlich in ungeheuern Vorraths-

häufern auf, und zerlegen sie da wieder zum Theil in die Winde, welche den Kreislauf der Lüfte bewegen, und zum Theil in das kœstliche Element, welches den Boden allein nährt und belebt.

So entstehen aus dem Schnee, und seinem Gefrieren und Wiederaufthauen, aus dem Niederschlage der Feuchtigkeit in die Ritzen, durch gelinde Sommerregen, welche anfrieren, und Quellen, welche ausfüllen, die Gletscher; und so werden sie fruchtbar und nützlich. So enden sich die grœsten Gefahren, die entsetzlichsten Revolutionen immer mit sanften Wohlthaten. Die Wasserbehælter stehen nie leer; regelmæssig, und gleichtœrmig vertheilend füllt sie das leichte Schneegestœber, das durch die Luft bequem hin- und herschwankt, mit einer immer erneuerten Fülle an. Dies Gestœber ist hart genug, und der Ort, wohin es sich neigt, hat eine hinreichende Kühle, um sein Zerschmelzen nicht in grosse Ueberschwemmungen ausbrechen zu lassen. Das Wasser dringt stufenweis durch die Schichten, Risse und Gænge in die grossen Kessel hinein, von da es sich in kleineren

neren Wellen einen Weg in die niedrigen Gegenden œfnet. Oft mœgen noch unterirrdiſche Feuer das Zerſchmelzen der Schneetheile befœrdern, und jene Bæche erzeugen helfen, welche gleich in ihrem Urſprunge kleinen Strœmen æhneln. So entſtehen dann die zweyerlei Quellen; die, welche aus der Schneemaſſe ſelbſt entſtehen, nur im Sommer *flieſſen*, aus den Oefnungen im Schnee hell rein- und leicht hervorſtrœmen, und die, welche unaufhœrlich flieſſen und endlich in groſſe Gewæſſer zuſammentreten. Dieſe gewœhnlich am Fuſse eines Gletſchers unter dem Schnee hervorbrechenden, beſtændig flieſſenden *Gletſcherwaſſer* ſind immer mit Beſtandtheilen ihres Gebirges hœchſt überladen, trübe und ſchwammigt, indeſs jene aus dem Schnee ſelbſt entſtehende *Gletſcherbrunnen* eine hœchſt gereinigte und klare Flüſſigkeit führen. Oft quillen jene Gletſcherwaſſer aus groſſen Mündungen der Gletſchergewœlbe, welche in einem lebhaften Grund von Meergrün ein mannichfaltiges Farbengemiſch ſpielen.

Die meiſten Flüſſe der Schweiz, der Rhein, die Rhone, die Reuſs, der Teſſin, die

Arve u. m. a. entspringen als solche Gletscherwasser unter dem Fuse der Alpen, oft mit einem sehr fruchtbaren Schlamme beschwängert. Sie fliessen am Tage und im Sommer stärker, als bey Nacht und im Winter, weil die Vorrathskammern von der Hitze dann an vollkommensten gefüllt werden; und dieser bewundrungswürdigen Einrichtung danken die hochliegenden Thäler ihre Fruchtbarkeit, weil sie dann gerade ihre Befeuchtung erhalten, wenn sie, halb von der Sonne verdorrt, derselben am meisten bedürfen.

Noch andere Flüsse hingegen entstehen in einiger Entfernung von den Gletschern, zwar in einem wahrscheinlichen Zusammenhange mit ihnen, aber erst auf einer thonigten Grundlage, die das Wasser nicht in den Boden einsinteren lässt, durch Kanäle bis zu ihrer Mündung fortgeleitet. Der häufige Regen und Nebel im Frühling und Herbst häuft das Wasser allgemach in kleinen Zisternen an, welche diese Ausflüsse verstärken, und in zahlloser Menge sich zu einer beträchtlichen Grösse zusammenthun. Diese sind, zum Gegensatz für die ersten, im Sommer

mer viel schwächer als im Winter, weil dessen Nebel und Regengüsse zu ihrer Vermehrung und Entstehung mit beytragen.

Wenn man die Menge des Schnees berechnet, der das Iahr über in dieser Werkstatt der Natur sich anhäufen muss, die Fülle von Gewässern, das aus ihr entspringt, die Ausdehnung in der er um sich greift und über die niederen Ebenen selbst sich verbreitet, so begreift man nicht, dass doch nach Verhältniss so wenig Verwüstungen aus dem Reichthume an Wasser entstehen, und so viel fruchtbares Land sich dem Wirkungskreise des Schnees selbst entziehet. Beyden sind aber haltbare Grenzen gesezt. Die Hœhe der Alpen mit ihrer durchdringenden Kælte giebt dem Eise eine solche Festigkeit, dass es den eindringenden Sonnenstrahlen immer einigermassen Widerstand leistet. Wenn der Sommer, welcher nur kurz dauert, vorüber ist, und der Regen in die Thæler zu fallen anfængt, so sind die Eiswasser so allmæhlig aus den niedrigeren Alpen geschmolzen, dass nur noch der Grund zur Anlage des künftigen Iahres übergeblieben ist.

Der

Der Wechsel der Witterung endlich, der Bau der Gebirge, welche sich von Zeit ihres Ueberflusses in wärmere Gegenden entladen, der Ansatz neuer Gletscher, die Menge der aus ihnen sich losmachenden Dünste, der beständige Fluss der Quellen, und andere Umstände lœsen jene winterlichen Ueberzüge der Berge in eine milde Fruchtbarkeit auf; und setzen der zu schnellen Erhœhung der Gletscher starke Schranken. Die Menge des Wassers verdünstet sich auf seiner Reise von Terrasse zu Terrasse halb in jenen Seen, die es empfangen, und immer ihr Becken vergrœsern, je tiefer es herabsinkt.

Endlich sind noch die Gletscher in ihrer Grundlage der Sitz eines furchtbaren Elementes, das in dem Ausbruch seiner Wirkungen alle andere an Wuth übertrift. Ich meyne das Feuer. Dies erwärmt in ihrem Busen die Quellen, welche obgleich durch lange Kanæle doch noch mit grosser Hitze erscheinen. Dies endlich macht die Erdbeben, denen mehrere Theile der Schweiz ausgesezt sind. Wenig Jahre sind ohne Erderschütterungen vorübergegangen. Die Schweiz bebte als Lima unter-

tergieng, ſie fühlte die Zerſtœrung von Quito und Liſſabon. Beſonders hæufig ſind aber erſt die Stœſse nach dem letzteren Erdbeben geworden, das ſeine Verwüſtungen beſonders nach Wallis verbreitete. Ein dumpfes Getœſe in den Eingeweiden der Erde, ein Geræuſch in der Luft und immer neue Erdſtœſſe giengen mehrere Tage hindurch dem 9ten Dezember voraus. An dieſem Tage fieng die Erde in ihrem Inneren, wie krampfhaft, an zu zittern; ein entſetzliches Gebrüll wie von einem ungeheuren Waldſturz wechſelte mit einem ſchneidenden Pfeifen ab; alle Berge fingen darauf an zu wanken und das ganze Thal ſchwankte von Süden nach Norden. Die Gebæude zerriſſen, die Schornſteine und Dæcher flogen ab, die Mauern ſanken ein. Auf dem Felde gæhnte hier und dort die Erde einmal und verſchloſs dann, nach einem herausgeſtoſſenen Getœſe, wieder den Mund. Bæume zitterten, Hügel verſchwanden, kleine Strœme ſchæumten kochend über ihre Ufer hinweg. Das Schrecken der Einwohner war unbeſchreiblich, und ſeit dieſem Tage haben ſie immer neue Stœſse empfunden. Ganze Berge haben ſich in Moræſte herabgeſtürzt;

ganze

ganze Stellen bebaueten Landes, mit allem, was es trug, ganze Dorfschaften glitschten in den Abgrund hinab; neue Hügel hoben sich empor; neue Thæler dehnten sich aus. Basel und Zürich und Neuchatel haben lange gebebt. Die hervortretenden heissen Bæder verrathen den noch immer anhaltenden Brand in der Erde. Nur die zahlreichen Luftlœcher in dem Boden verhindern vielleicht seinen Ausbruch, oder brechen doch seine Wirkungen wenigstens. Ia, die Natur hat selbst diese fürchterlichsten aller ihrer Bewegungen zum Vortheil des Ganzen schœn zu benutzen gewusst; ein freyerer Umlauf ihrer Sæfte scheint durch ihre Adern zu dringen; neue Quellen erœfnen sich neue Wege, befruchten die vertrockneten Erdschollen, und wecken an dürren Stellen einen frischen Nahrungsgeist.

So wie nun die Gletscher auf das Element der Erde thætige Einflüsse æussern, und von dem Feuer Einflüsse empfangen, so wirken sie eben so mæchtig auf das Element der Luft. Die ganze Temperatur der Alpengegenden nicht nur schmiegt sich ihrer Willkühr

an,

an, sondern ihre Macht dehnt sich noch auf entferntere Gefilde durch die Bereitung der Wolken aus, durch die Gährung der Wasser, durch die Abscheidung der Stürme und der Gewitter. Die heftigen Winde, welche oft in den Alpen wehen, und Hütten, wie die Heerden mit fortführen, kœnnen nicht immer ihre Kræfte und ihre Schrecken innerhalb ihrem Entstehungskreise beschrænken; sie vergreifen sich oft auch an den entferntesten Thælern, und schütten alle Arten der Ungewitter in ihren Schoofs aus. Aber wenn nach dem unterhaltenden Senken und Steigen der Wolken, und allen Abwechselungen, deren ihre Gestalt empfænglich ist, der Himmel sich auch einmal aufklært, so hat er sich in der Reinheit und Sauberkeit der Luft mit einer so hohen, entzückenden Blæue angethan, als kein Thal, das die Dünste den Sonnenstrahlen verschliessen, je aufweisen kann; selbst die einsamen Schneewüsten, die einzige grausende Aussicht, welche die hohen Alpen verstatten, werden mit einem einladenden Glanze überzogen; die Rænder der Eiswænde und die aus den grosen Gletschern herabschæumenden kleinen Hügelchen kleiden sich in ihr

grün-

grünlichte blaulichte und purpurne Farbenspiel; und wenn ein Hochgebirge ja einmal einen weiten, freyen Ausblick erlaubt, so wird die Landcharte zu einer Heiterkeit aufgehellt, welcher die schönsten nüancirten Gemälde kaum fähig sind. Diese Schattirungen indeſs vermiſst man hier allenthalben; die Gegenstände werden ins Unendliche verkleinert und die ganze Darstellung schmilzt zu einer flachen Grænzenloſigkeit ein. Aber dafür ruhet in dieſer einsamen von Gegenstænden ungebrochenen Klarheit der Lüfte, jenes schauernde Gefühl des Alleinseyns, das immer mit einer Erhebung endet, welche in der stillen Feyer der Gedanken sich zum Genuſſe unendlich groſser Objekte hinaufschwingt, ausschweift über das blaue Dunkel der Ferne, über verwaſchene Schranken der Ræume, hin über alle Grenzen der Imagination und der Darstellungskraft.

Und wer fühlt sich endlich begeistert genug, die Pracht des Himmels in einer schœnen Nacht, die er auf den Alpen verlebte, seinen Empfindungen wieder zurückzurufen, den Glanz einer ausgespannten Flæche des

tiefſten

tiefſten Dunkelblaues, mit einem Heere glänzender Sterne beſetzt, die in Klarheit und verdoppelter Heiterkeit ſtrahlen. Eine tiefe, hinreiſſende Schwärmerey verwiſcht das Bewuſtſeyn eines jeden Gefühls und mit ihm ſeine Erinnerung, beym Anblicke der unermeſslichen Weite, in der mit einer ſolchen Deutlichkeit zahlloſe Welten rollen. Die Milchſtraſsen verſchwinden. Alle Geſtirne vergrœſseren ſich.

Keine Hütte getrauet ſich hieher in die Nähe der entſetzlichen Gegenſtände; und nur ein wohlthætiges Spital ſorgt für die Aufnahme erſtarrter Menſchen. Die Thiere fliehen dieſe Gegenden. Eine Leere, in der man ſeinen Pulsſchlag nur hœrt, hat dieſe Weltenkrümme mit einem Schrecken umfangen, in der man mit allem auch ſich ſelbſt mit vergiſt. Nichts reiſst aus der Betæubung als eine neue Betæubung. Und die Erſtarrung der Eisfelder gleitet nur mit reiſſenden Maſſen in jæhnende Klüfte.

Fünftes Kapitel.

Der Montblanc.

Nur hier noch einige Worte über den Riesen aller Alpen, den Montblanc. Schon in einer ungeheueren Entfernung entdeckt man seinen weissen Gipfel; und über alle savoyischen Gletscher, mitten in dem Schooße dieser hohen Berge, ragt er bis in Frankreich sichtbar hervor. In einem Umfange von mehreren Stunden und einer seiner Grundlage entsprechenden Höhe, streckt er eine seit Jahrtausenden liegende Eiskruste, welche nur selten ein hervorragendes Felsstück unterbricht, den Ungewittern entgegen, die selten seine Fläche verlassen und die nebst seinem ewigen Winter ihm den Namen des verfluchten Berges (la montagne maudite) gegeben haben. Wenn, gleich einem Bande, die grauen Wolken seinen jungfräulichen Busen umschlungen haben, so scheint der darüber hinausragende Scheitel einer anderen Welt anzugehören, die,

über

über den Erdball erhaben, einen reineren Himmel nährt. Ganz neue Zusammensetzungen des Schnees und Eises entstehen hier; zahllose Thürme und Sæulen, Brücken und Bogen von der kühnsten Bauart, durchsichtige Eismauren, welche ganze Schlœsser zusammensetzen. Der blaue Aether des Himmels verschmilzt alle diese ungeheueren Massen, an denen die Luft selbst Farben spielt, in ein erhabenes Ganze zusammen, das selbst die Einbildungskraft zu einem unwiderstehlichen Erstarren bezaubert. Grosse zackigte Stufen von einer unermesslichen Erhabenheit scheinen den furchtsamen Fus hinaufführen zu wollen, verliehren sich aber in der Mitte des Weges in schwarze Schründe, die den kühnten Wagehals schrecken. Vor jener merkwürdigen Reise, welche zu seinem Gipfel gelangte, hat man niemals den vierten Theil einer Hœhe erreicht.

Hr. *Bourrit*, der sorgfæltigste Beobachter der savoyischen Gletscher, der das halbe Jahr in ihrem Schoosse zubringt, ein Mann von einem hinreisenden Feuer, hatte schon mehrmals die Jæger ermuntert; aber

die Länge des Weges, den sie vorausſahen, die Mauren, welche erklettert und die Schründe, welche überſtiegen werden mußten, hielten immer ſelbſt die Herzhafteſten von ihnen zurück. Endlich wagten vier Männer einen Verſuch, Michael Paccard, Franz Paccard ſein Bruder, Victor Tiſſai und der junge Couteran. Sie ſchliefen am Fuſse des Takona die erſte Nacht, und verſuchten nach dem Anbruch des Morgens weiter hinaufzukommen. Ihr Weg gieng bald über glatte und mit einem feinen und ſehr ſchlüpfriger Graſe bewachſene Abhänge, bald an ganz ſenkrechten ſehr hohen Eismauren hinan, deren Fuſs in unabſehbare Abgründe verſank oft über ſteile Felſen, wohin ſich die erſten von den anderen hinaufhelfen laſſen mußten und dieſe vermittelſt ihrer langen Eisſtöcke wieder nach ſich zogen. Nach mehreren Stunden, die ſie auf einem Wege durch die gefährlichſten und prachtvollſten Eiszuſammenſetzungen verbracht hatten, gelangten ſie auf ein Schneefeld am Fuſse des Montblanc das, mit einer zahlloſen Menge ungeheuere Spalten durchkreuzt, worüber hin und wieder nur Schneebrücken giengen, ihren Marſch

auſſerordentlich aufhielt. Der Breven verſchwand hinter ihnen bis auf eine kleine herausſtehende Spitze. Endlich kamen ſie an einen See, über deſſen lebhaftes Blau, in ganz ſenkrechte Mauren geſchloſſen, eine Eisbrücke von der kühnſten Bauart, und einer porzellanartigen Durchſichtigkeit hinwegführte. Von dieſem erhabenen Orte entdeckten ſie den Genferſee, der ihnen in einer ſolchen Kleinheit erſchien, daſs er einem ausgeſpannten Tuchſtücke glich.

Hierauf ſtellte ſich ihnen ein ſteiler Schneeabhang entgegen, auf dem zwey Eismauern von einer unabſehbaren Höhe aufgeſetzt waren. Sie giengen um dieſe Stelle herum; aber die Sonne machte den Schnee immer lockerer und ihre Reiſe beſchwerlicher; ja, die Hitze ſtieg im Fortgange der Reiſe in einem ſo hohen Grade, daſs ſie ihre Hüte mit Schnee bedecken muſsten, um ſich vor dem Sonnenſtiche zu ſicheren. Daſſelbe fühlte Hr. v. Sauſſüre nachmals bey ſeiner Reiſe, wo es ihm unmöglich wurde, ohne Sonnenſchirm fortzukommen. Ueberdem befiel

sie eine solche unüberwindliche Mattigkeit, dass sie kaum mehr gehen und sich allein nur durch Hülfe der mitgenommenen starken Wasser wieder etwas auffrischen konnten. Bald hielt sie wieder eine grosse, mit Eiszacken besetzte Kluft auf. Aber ein Umweg liess sie einen hohlen Gang entdecken, der sie um diese Spitzen herum und zu einem kleinen Kegel hinaufführte, von dem sie den Montblanc sich so nahe entdeckten, dass sie ihn nur noch eine Lieue entfernt hielten; ein Irrthum, den sie bald, als von der Klarheit und Feinheit der Luft, welche die Gegenstände immer dem Auge nähert, herrührend bemerkten. Ueberdem sahen sie die Spitze des Montblanc sich mit Wolken beziehen, die in weniger als zehn Minuten auf sie zukamen; doch konnten sie noch durch eine Oeffnung eine von den Ebenen Piemonts übersehen. Das Gewölke ballte sich aber schnell zu einer beträchtlichen Dicke und erinnerte sie an das Umkehren: sie gingen in ihren alten Fussstapfen zurück. Die Furcht, von diesen dicken Wolken umgeben, sich zu verirren, beflügelte ihre Schritte; sie setzten leicht

über

über die gefährlichſten Abgründe hin, und kämen des Abends ſpät zur Priorey ganz abgemattet wieder zurück.

Herr *Bourrit* wagte darauf ſelbſt einen Verſuch, und nahm den *Joraſſe* und *Coutet* von Chamouni, noch zwey andere verſuchte Jäger und den Führer *Maxime* von Salenche mit. Er ſchlug eine andere Richtung ein, nach der ſie bequemer fortzukommen gedachten; aber ein groſser Gletſcher trennte bald zweye ſeiner Gefährten von ihm, die den Berg hinauf kletterten und ſeinem Blicke auf einmal verſchwanden. Er erblickte ſie zwar wieder auf dem Gipfel des Gletſchers, wo ſie ſich in den unermeſslichen Schneegefilden, wie zwey Punkte im Weltall, verlohren; als er aber ihnen nachzukommen verſuchte, befiel ihn und ſeine übrigen Gefährten eine ſo lebhafte, ſo durchdringende Kälte, daſs ſie ſie kaum ertragen zu kœnnen glaubten. Wenige Augenblicke darauf befand Herr B. ſich übel, und wie er noch als eine Vergrœſſerung ſeines Miſsvergnügens bemerkte, daſs die beyden anderen von ihm getrennten Reiſenden, den Wein mitgenommen hatten, ent-

schloss er sich umzukehren; aber immer sahen sie den beyden Wanderern nach, welche die Schneegebirge hinankletterten, allmählig alle Schwierigkeiten überwanden und endlich den Schnee des erhabenen Bergs selbst betraten, der das Ziel ihrer Reise ausmachte. Herr Bourrit ging über unermessliche Eisfelder zurück, über tiefe Schlünde, und unabsehbare Spalten. Sie wurden beym Herabsteigen wieder so wohlgemuth, dass sie sich an einem Abhange von achttausend Fuss Höhe, an dem ihre Füsse herunterhingen, mit der grössten Unbefangenheit niedersezten, als Maximen und Herr Bourrit eine Uebelkeit anwandelte, der sie zum weitern hinabsteigen zwang. Endlich langten sie auf dem Gletscher von Bianoçay an, wo sie die Nacht zubrachten. Iene andere beyden von ihnen getrennten Gefährten, Maria Coutet, und Franz Cuider erreichten nach einem fünftehalbstündigen Marsche den *dôme du gouté*. Sie hatten hier alle Alpen zu ihren Füssen, ihre Thäler, den See von Genf, mehrere andere Gewässer und eine so unermessliche Aussicht, dass alle Gegenstände undeutlich wurden. Sobald sie oben die Schneegegend erreichten, hörte die Kälte

auf,

auf, ihnen beschwerlich zu fallen. Ungeachtet des bequemeren Weges hatten sie doch mit einer so ausserordentlichen Mattigkeit zu kæmpfen, dafs sie bey jedem Schritte fast ausruhen mäfsten. Sie verlohren allen Hunger. Die Sonne schien ihnen um vielmal grœsser und verschwand bey ihrem Untergange mit einer reissenden Schnelligkeit. Sie würden den grœfsten Eispic, der sie ohngefehr 24 Toisen noch überragte, erreicht haben, wenn der Untergang der Sonne sie nicht am Fortkommen gehindert hætte. Um 11 Uhr Abends kamen sie zu der Schlafstætte des Herrn Bourrit zurück.

Endlich erstiegen ihn zwey Einwohner von Chamouni, der Dokter Paccard und Iac. Balmat im Auguft 1786. Als nachher Herr v. Saussüre ihn zu ersteigen wünschte, untersuchte vorher Balmat den Weg, den sie nehmen wollten, und gelangte mit zweyen andern Wegweisern, Ioh. Mich. Cachat und Alex. Tournier zum zweytenmale bis zum Gipfel. Am 1ften Auguft 1787 begab sich endlich Herr von Saussüre selbft mit seinen Bedienten und 16 Führern, die seine Instru-

 mente,

mente, ein Zelt, ein Bette und nebst den Lebensmitteln eine Leiter zum Ueberfezen über die Spalten, trugen, den Rücken des Berges hinan. Um zwey Uhr Nachmittags kamen sie auf dem Berge la Côte, der 779 Klafter über Chamouni liegt, ohne Mühe und Gefahr an, weil bis soweit der Weg immer über Rasen und Steine hinweggeht. Hier brachten sie die Nacht zu. Den andern Tag bestiegen sie den Fuss einer kleinen Kette von Felsen, die in dem Schnee des Montblancs eingeschlossen sind. Der Weg hierüber ist lang und gefährlich. Eine Menge von Schründen spalten allenthalben die Felder; nur dünne Schneelücken führen hinüber, und oft mussten sie die Leiter anlegen, um über sie weg zu gelangen. Um vier Uhr Nachmittags machte man Halt, um hier den Morgen zu erwarten. Die Führer machten den Schnee eben, schlugen das Zelt auf, und die ganze Gesellschaft kroch in einem kleinen Raum zusammen, sich vor der Kälte zu schützen. Den andern Tag kamen sie an so steile Felsenwände, dass erst Fusstritte eingehauen werden mussten, um ihren Gipfel zu erreichen. Gegen 6 Uhr befanden sie sich nach

tausend

tausend Mühseeligkeiten und Gefahren und nachdem Maria Coutet, welcher schon einmal seinem Gipfel nahe gewesen war, in einer Kluft hinuntergestürzt war, wo ihn nur die Stricke seiner Gefährten retteten, am Fusse des Pics. In diesem Augenblick hatten alle Einwohner von Chamouni sich versammelt, und durch Fernröhre sahe man sie, wie Ameisen den Berg hinanziehen, den die dünne Luft so beschwerlich zu ersteigen machte, dass sie alle 15—20 Schritte stille stehen musten, um wieder zu Athem zu kommen; ja, dass Herr v. Saussüre selbst ohnmächtig wurde, und sich von Zeit zu Zeit niederzusetzen gezwungen war. Um 11 Uhr gelangten sie zum Gipfel, nach einem zweystündigen Marsche. In dem Augenblick läutete man mit allen Glocken und trommelte in Chamouni. Die Gemahlin des Herrn v. Saussüre mit ihren beyden Schwestern, welche ihm mit dem Fernrohre unablässig gefolgt war, liess eine weisse Fahne wehen, nahm Glückwünsche an; die Freude war allgemein, Herr v. Saussüre schlug sein Zelt am Gipfel des Berges auf, und brachte daselbst in einer äusersten Mattigkeit, in einer völligen

Gleich-

Gleichgültigkeit der Seele und Unbekümmernifs fünftehalb Stunden zu. Wenn er sich ruhig hielt, fühlte er nur eine kleine Unbehaglichkeit, mehr aber bey der geringsten Bewegung. Dieselben Empfindungen hatten die übrigen. Die Luft zum Essen war gänzlich verschwunden; nur empfanden sie einen unauslœschlichen Durst. Er nivellirte indefs nach den anderen Bergen und fand das Schreckhorn als den hœchsten Gletscher nach dem Montblanc; doch war dies wahrscheinlich der Finsteraarhorn, der den Schreckhorn an Hœhe weit übertrift. Die Aussicht war so ausgedehnt, dafs das Waatland gleich am Fufse des Berges lag, und die Aiguillen, welche ihre Hœhe von Chamouni aus fast unerreichbar zu machen scheint, lagen tief unter ihrem Fufse und ihnen æufserst nahe. Er sah nur die Ketten der Gebirge mit ihren versilberten Spitzen; und die Dünste entzogen ihm die ferneren Gegenstænde mit einer leisen Bedeckung. Das Meer konnte er nicht erkennen, woran die Berge um Genua und die Unterbrechung des ebenen Landes durch Gebirgsrücken schuld waren, da die Hœhe des Gesichtspunktes ihn dazu berechtigte.

Um

Um 3 Uhr ſtieg er mit weit mehr Bequemlichkeit wieder herunter und ſchlief 200 Toiſen tiefer als in der vorigen Nacht. Hier befanden ſie ſich ſæmtlich weit beſſer, erhielten Luſt zum Eſſen, und arbeiteten mit Heiterkeit und ohne ſonderliche Mühe. Um neun und ein halb Uhr Morgens kamen ſie endlich auf dem Berge la Côte, wo ſie Herr Bourrit erwartete, geſund und von den ſchwarzen Floren, womit ſie zum Schutz ihrer Augen ihr ganzes Geſicht eingehüllt hatten, ſehr wohl erhalten, wieder an.

Nachher ward er wieder von einem jungen Engländer, den Herrn ve. Beaufoix erſtiegen, der mit den nemlichen Schwierigkeiten meiſtens dieſelben Bemerkungen machte, als Herr von Sauſſüre.

Der Gipfel des Montblanc iſt nicht eben, ſondern beſtehet aus einer langen Kante, die auf ihrer grœſsten Hœhe ſo ſchmal iſt, daſs zwey Perſonen nicht im Stande ſind, darauf neben einander zu gehen. An der œſtlichen Seite ründet ſie ſich mehr; überall iſt aber die ganze Flæche mit einem dichten

Schne

Schnee, der an einigen Orten vereift ift, bedeckt. Die erhabenften Felfen, welche erft in einer Tiefe von 60—70 Klafter an der Oftfeite unter dem Gipfel hervorragen, find alle Granit. Einer von diefen Steinen war von dem Blitze gefprengt; eine Erfcheinung, welche vielleicht das Wetterleuchten ohne Donnern erklæren hilft. Die Luft ift rein und fchœn, und die Führer des Herrn von Sauffüre fchliefen fehr fanft auf ihren Sæcken; der Wind war auf der hœchften Spitze fcharf und befchwerlich. Eine Piftole machte nicht mehr Lerm, als ein abgebrannter Schwærmer. Eine ftille Oede und eine fchauerliche Feyer der Natur fchienen hier ihren Sitz aufgefchlagen zu haben; kein Vogel wagte fich herauf, und nur zwey Schmetterlinge flatterten über die Eisfelder hin.

Ob der Montblanc gleich nicht eigentlich zu dem Lande gehœrt, das den Gegenftand meiner Befchreibungen ausmacht, fo berechtigt ihn doch fein naher Zufammenhang mit der kœrperlichen Bildung des Landes und feine Verbindung mit den Gebirgsketten, zu einer kleinen Stelle in diefem

Buche;

Buche; so wenig befriedigend auch sein Gemælde ausfallen mufste, weil ich durch die spæte Iahreszeit, in der ich ihn sah, von seinem Gipfel zurückgehalten, ihn nur in der Ferne beobachten konnte.

Sechstes Kapitel.

Hœhlen, Seen und Flüsse der Schweiz.

Es ist natürlich, dafs die Gebirge, welche sich über eine so weite Strecke des Landes ausdehnen, in ihrem Inneren so grofse Kochungen vornehmen und die Produkte derselben, einen solchen Reichthum von Gewæssern, ins Land verschicken, nicht durchaus fest seyn kœnnen. Zahllose oft sehr geræumige Hœhlen und Spaltungen sind ihrem Inneren eingesprengt, und verschmælern sich mehrentheils nach der Oberflæche in kleine Mündungen, welche der hervorstrœmende Quell gænzlich erfüllt, zuweilen jæhnen sie aber auch in beträchtlichen Weiten. So bilden

den sie die Klüfte, welche, oft nichts als öde Räume, nur durch ihre Ausdehnung schrecken, oft aber auch eine geheime Pracht in ihrem unterirdischen Schoosse aufbewahren, gegen die alle Schœpfungen der Sonne verschwinden; ungeheuere brillantirte Eisgewœlber, mit grotesken Figuren versehen, mit dem ganzen Farbenspiele des Wiederscheines geschmückt, in ganz neue Regenbogenfarben gekleidet.

Diejenigen Hœhlen, welche sich in den tiefer ins Land hinabstreichenden Bergen befinden, haben mehrentheils einen sehr milden und weichen Gehalt, indefs die Grotten und Klüfte der hœheren Alpen weit mehr gehærtete Mineralien fassen. Iene sind nur gleichsam mit einer leichten Mondmilch angelaufen oder hœchstens mit einigen Stalaktitzapfen bewafnet; diese besitzen den hohen glænzenden Reichthum jener prachtvollen Krystalldrusen, welche einen so unermeßlichen Werth in einem so kleinen Raume verschliessen. Die Mineralien kalchichter Arscheinen sich gleichsam zu veredelen, mehr Glanz und Durchsichtigkeit zu gewinnen und

ein

ein lebhafteres Farbenſpiel, je höher der Schooſs hinaufſteigt, aus dem ſie hervorgehen. Es iſt unmöglich, ſich einen prachtvolleren Anblick zu denken, als der Eintritt in dieſe Schatzkammern gewährt. Alle Gattungen der Edelgeſteine ſcheinen in einander verwebt, mit einander verſchmolzen zu ſeyn, um den Guſs zu erzeugen, der ihre Decken und Wände bekleidet. Man ſieht ſich in tauſend Spiegeln, und dieſe Spiegel einander ſelbſt wieder zurückwerfen.

Auf dem Pilatusberge, einer ſchon tiefer ins Land ſich verlaufenden Alpe, findet ſich eine hundert Klafter tiefe Höhle dieſer Art, das *Mondloch* genannt, worin Waſſer tröpfelt, welches die ſogenannte Mondmilch abſetzt. Dieſe Höhle iſt ſo lang, daſs ſie an die höchſte Felswand gegen den Canton Unterwalden zu ſich erſtreckt.

Eine ähnliche Grotte beſitzt der Canton Appenzell im ſogenannten *Wild - Kirchlein*, einer Berggruft, die noch eine weit ſchönere Mannichfaltigkeit von Merkwürdigkeiten, beſonders in dem Uebergange enthält, womit

aus der zarteren, kreideartigen Mondmilch der felsenartige Tropfstein hervorwächst. Eine ganz steile Felswand bezeichnet den Zugang zu ihr; senkrecht dehnt sich zur einen Seite ein Fels in sie hinein, zur anderen geht ein schwarzer Abgrund fort, der wie ein dunkeles Band um den vier Schuhe breiten Fusstritt geschlungen ist, auf dem man zur inneren Grotte gelangt. Mehrere Oefnungen schliessen sich auf; besonders auffallend aber strecken dreye neben einander nach der Richtung von Südost sich fort. In der zweyten hat man eine der schönsten Aussichten des Landes über die tiefer liegenden Berge und die zwischen ihnen eingesenkten Thäler. Die dritte aber ist die weiteste und beträchtlichste von der oben die Tropfsteine in grosser Menge und seltsamen Gestalten herabhängen, auf einer Lage von Mondmilch aufgesetzt sind und aus dieser hervorzuwachsen scheinen, die sich von der rechten Seite merklich hinauf zieht. Die zackigte und fadenförmige Gestalt der Zapfen erscheint auf dem milchweissen Grunde weit schöner und lichter, als wo sie sich gleich aus einem Felsen herabneigen.

Die ganze Gegend überhaupt hat einen Reichthum an Erscheinungen der Form. Diese Hœhle ist nur der Mittelpunkt, von dem aus man nach allen Seiten hin auf viele andere trift. So kennt man in einer unbeträchtlichen Entfernung von ihr das *Ziegerloch* von ähnlichem Aeussern und gleicher Natur, wie die Benennung schon sagt; eine andere auf *Hohen-Flœtschen*, die grosse, mit Mondmilch angefüllte Bergklüfte in der Nähe besitzt, und das Tropfstein-Wasser in einer solchen Menge gesammelt hat, dass dies sich in zwey kleine Quellen zusammenziehen kann, welche in kurzer Zeit alles hineingelegte versteineren.

Eine der berühmtesten Grotten der Art trift man aber bey Meerlingen, die *Beatenhœhle*, oder das *Battloch*. Nur ihre Lage, deren Erhabenheit beträchtlich die gewœhnlichen Kalchgrüfte übersteigt, die Schœnheit der Aussicht aus ihrer Oefnung, welche sie in dem Maasse nur mit wenigen theilt, und das romantische des kleinen Beatenbaches in ihrer Nähe, welcher in schmalen Wasserfällen den Berg herabhüpft, machen sie mehr anziehend

als merkwürdig, da sie von den meisten Klüften der Art am Umfange, an der Menge und Schœnheit der Krystallisationen übertroffen wird. Nur ist sie ein anschaulicher Beweis von dem Einflusse der Hœhe und Feinheit der Luft auf die Form der Krystallisationen; eine Hœhe, welche ihnen hier in dieser beträchtlichen Erhabenheit schon Stærke und Festigkeit ertheilt, und sie als Stalaktiten vom Gewœlbe herabhængen læsst, ohne dass man Spuren von Mondmilch bemerkte. Die Gewæsser, welche diese Inkrustationen veranlassen und bilden, scheinen hier noch eine grœssere Kraft und eine Mehrheit von Erdtheilen in sich zu verschliessen, welche ihr weiterer Lauf allgemach niederlegt, und ihnen nur in dem Maasse noch læsst, eine feinere Art von Krystallvegetation zu bewirken. Je hœher hinauf die Berge sich spalten, desto mehr Stærke, Hærte, und damit verbundene Durchsichtigkeit gewinnen die ihnen eingebohrene Gewæchse. Die Mondmilch hat noch gar nichts von der letzteren Eigenschaft, welche in agatfœrmigen Kreisen schon im Inneren der Stalaktitzapfen Spuren zurücklæsst, und sich endlich in die Helle der Krystallen

verliert. Alle zuſammen entſtehen aus den nemlichen Handgriffen der Natur, wie die Waſſertropfen bezeugen, welche die letzteren in ſich verſchlieſſen, durch einen naſſen Prozeſs. Ihr langſames Wachſen giebt ihnen Zeit zu ihrer Læuterung, die wie die Helle in den Stalaktiten, ſich gleichſam von innen nach auſsen verbreitet, in ihren Spitzen am ſtærkſten iſt und mehrentheils unten noch um den Geiſsbergerſtein eine Art von Mutter zurück læſst, in welcher ſie ſtecken.

Dieſe Hœhlen gehœren den hœheren Alpen an, und verſchlieſſen in ſich ganz unermeſsliche Schætze, welche aber nur in verſchloſſenen Grüften ſich erzeugen zu kœnnen ſcheinen, und niemals nach deren Eræfnung wieder nachwachſen. Diejenigen Grotten, welche man offen und noch damit verſehen antrift, ſind daher ganz vollendet ſchon durch irgend eine Bewegung der Erde, oder durch die Kunſt der Kryſtallſucher geſprengt, deren Hauptbereicherung und Nahrungserwerb ſie ausmachen. Die Bauren ſuchen ſie gemeiniglich unter tauſend Gefahren am Fuſse der Aiguillen und oberhalb der Eisthæler; oft

kommen sie indeſs in weniger erhabenen Gegenden bequemer dazu. Ihre Merkmale geben ihnen meiſtentheils weiſse und blæulichte Adern, ein flimmerndes Anſehen, das der Kryſtall noch an dem Felſen feſtſitzend, ſchon in einer Entfernung von ſich ſtreuet, oder kleine Waſſerſtrahlen. Schlagen ſie dann an den Felſen und giebt dieſer einen hohlen Klang von ſich, ſo zerſchmeiſsen ſie die Steine und die Schætze entdecken ſich. In ſechseckigten Tafeln, wie Bienenzellen an einander gehængt, laufen ſie in eine diamantene Spitze zuſammen. — Dürch die ganze Alpenſchweiz ſieht man Oeſnungen zu ſolchen neuen und alten Gruben und oft in einer Hœhe, die man kaum ohne Schwindel betrachten kann. Und doch laſſen zu dieſen ſich oft die Sucher an den abgeſchnittenen Felſen mit Seilen hinanziehen, bohren, über den entſetzlichſten Abgründen ſchwebend, Lœcher ein, füllen ſie mit Schieſspulver an, hængen Lunten daran und ſprengen ſie auf. Dafür belohnt ſie auch oft ein ſolcher Reichthum von dieſen Produkten, die in der Klarheit und Schœnheit nur eine ſolche Hœhe erzeugt, und die ſie ohne Furcht lebenslang nutzen

und

und selbst auf ihre Familie forterben kœnnen, ohne besorgen zu dürfen, es ernte ein anderer einmal den sauren Schweiss ihrer ersten Entdeckung. Denn dies Eigenthum ist unverletzlich geheiligt. Von dieser Art der schweizerischen Industrie mehr noch an einem anderen Orte.

Dieser Hœhlen und Lœcher, woraus man den Krystall bricht, welche sich noch gangbar finden und fleissig benutzt werden, giebt es in der Schweiz eine zahllose Menge. So ward in dem Zinkenberge an der Grimsel vor 50 Iahren der reichste Keller in der Schweiz und vielleicht auf dem Erdboden, von 20 Klafter Tiefe und an einigen Stellen 9 Klafter Weite, entdeckt, der 1000 Centner enthielt und woraus man vollkommen reine Stücke von 100 — 500 — ja 800 Pfund herausbrachte. Das Ganze schætzte man damals schon auf 30000 Rthl. Die Grimsel und ihre Nachbarschaft ist überhaupt davon noch sehr reich; so der Lauteraar- und Finsteraargletscher, das Wetterhorn, Schreckhorn und seine naheliegenden Gebirge. So hat der Berg Waller und Ochsenalp, der Geltenberg im

Lauinen-, der Engſtlingenberg im Siebenthal, der Hartenſtein bey Baden, der Rheinbord, der Gotthard mit ſeinen angrenzenden Alpen, der Rotzberg, der Rielebogen, endlich beſonders der Sandbalm, ſehr reiche Grotten. Im Berg Urslaui fand ſich ein Keller, 15000, und im Kreutzliſtock einer, 24000 Gulden am Werth. In Appenzell iſt der Camor berühmt, und in Wallis bey Fiſchbach iſt auf dem Hegdorn vor nicht gar langer Zeit eine Grotte eröefnet, worin ein Kryſtallſtück von 1400, eins von 800, eins von 600 Pfund ſich befanden. So giebt es auf der Furka und ihren Nachbären; in Bündten auf dem Telli und Putz noch ſehr reichhaltige Gruben. Hiervon habe ich ſchon einige Worte oben geſagt. Zur allgemeinen Ueberſicht, die ich an dieſer Stelle des Buches zur Abſicht habe, zur Berechnung der groſsen Reichthümer der Schweiz, reicht dieſe Aufzæhlung hin. Zweye dieſer Gewœlber ſind aber beſonders berühmt, nemlich der Camor und Sandbalm.

Der groſse *Camor* an den Grenzen der Züricher Freyherrnſchaft Sax enthælt, wie ich

ich schon oben gesagt habe, eine von den reichsten dieser Grüfte. Sie liegt in einem Felsen, eine Viertelstunde über dem Bade Kobelweis. Der Reichthum des Kellers wird auf mehrere hundert Centner Krystalle geschätzt, die aber in keiner ansehnlichen Grœfse fallen. Zu ihrem inneren sehr weiten Umfange führt eine enge Oefnung, wodurch man eine beträchtliche Længe hindurch entweder auf den Knieen fortrutschen oder selbst auf dem Bauche kriechen mufs. Wenn man aber zu ihrer Mitte gelangt ist, so erstaunt man über die Pracht der darin befindlichen Steine, welche die ganze grofse Hœhle bekleiden. Neben und über ihr in dem Felsen drængen sich eine Menge kleinerer Hœhlen hinein, welche den Reichthum auf hundertfache Art abwechseln, und die Gestalt und Farbe ihrer Erzeugnisse nach der Beschaffenheit ihres Grundes, von dem sie dieselben hervorwachsen lassen, vermannichfachen.

Derselben Art ist das Gewœlbe im *Sandbalm* des Canton Uri, dessen eben so mühsamer Eingang in einen eben so geræumigen Keller führt. Man entdeckt mehrere Hœh-

len darin, welche man schon vor vielen Jahrhunderten, in denen man, einer alten undeutlichen darüber befindlichen Aufschrift nach, diese Grotte bearbeitete, in den Felsen hineingearbeitet zu haben scheint. Ungeachtet dieser häufigen Benutzung ist das Gewœlbe mit seinen verschiedenen Zweigen und Gængen noch reich, und erst vor einigen und zwanzig Jahren hat man aus ihnen über 900 Stück Krystalle herausgebracht.

Absichtlich und ængstlich habe ich es vermieden, diesen naturhistorischen Theil meines Werkes zu stark anwachsen zu lassen, weil er die anderen nur hætte verdrængen müssen, überhaupt meinem Ziele nur wenig dient, und sich in mehreren grosen Werken vollkommen bearbeitet findet. Das wenige Neue, was ich ihm habe geben kœnnen und wollen, werde ich noch künftig zu meiner Absicht zu benutzen suchen.

Nun allein noch etwas von den Gewæssern der Schweiz, welche ich meinem Zwecke schon næher verwandt ansehe, weil ihr Daseyn mehr, als die blose Speculation oder

etwa

etwa einige Nahrungszweige und einen ærmlichen Luxus befriedigt. Die Natur verſteckte dieſen auch klüglich in ihrem innerſten Schoofs, indeſs ſie ihren ſchœnſten und erhabendſten Schmuck immer an ihrer Nutzbarkeit verwendet, und die bezauberndſten Szenen gerade an den Gegenſtænden ſichtbar werden læſst, welche ihre Wohlthaten faſſen.

Die Schweiz wird von ihrer Lage, dem inneren Baue ihres Gerippes, und der Nothwendigkeit, manches Uebertriebene zu mildern und Ueberflüſſige abzunehmen, mit einer Menge von Seen ausgeſtattet, welche den herabſtrœmenden Flüſſen ihre ganze Furchtbarkeit nehmen, ihre überſchwemmenden Schreckniſſe in bethauende Wohlthaten ſanft vertheilen, und durch dieſe reiche Auseinanderleitung Milde und Schœnheit um ſo heilſamer ausſtreuen. Sie faſſen endlich in einem weiten Buſen alle Gewæſſer auf, um ihre Beſtandtheile beſſer zu miſchen, durch einander zu mildern, und ſie zu einer allgemeineren, gleichen Fruchtbarkeit zu beſchwængern; oft vermehren ſie die Ausdünſtung grade an ſolchen Orten, welche des Regens und Thaues

ſtær-

ſtärker bedürfen, (wie dies von den Seen des Jura behauptet werden kann,) milderen die Hitze der Thäler, in denen ſie zuſammenrannen, mit der feuchten Kühle ihrer Dünſte, und theilen dem Lande grade den ſchœnſten Theil ſeiner Reize in dem himmliſchen Blau ihrer Fluthen und der lachenden Farbe ihrer Ufer mit, in dem regen Gekræuſel ihrer Wellen, in dem Schattenſpiel ihrer Düfte.

Indeſs nur die græſseren Seen beſitzen das Eigene, welches ſie auſſer ihrer Schœnheit, von der ich ſchon oben geredet habe, in ihrer Nützlichkeit und ihrem Benehmen auszeichnet. Im Thurgau, in der Nachbarſchaft des Rheins, der Rhone und Reuſs, trift man dieſe weiten Becken an, welche in ihrem Felſenſchooſse das herabſtrœmende Waſſer ſammeln, Ueberſchwemmungen dadurch verhüten, feuchte Dünſte auf die Zeiten der Trockenheit ſparen, und ihre Gæhrungen mit den durchſtrœmenden Flüſſen vermiſchen. Sie ſcheinen eine beſtændige Cirkulation zwiſchen jenen groſsen Waſſerbehæltern im Schooſse der Erde, und zwiſchen der Luft unterhalten zu müſſen.

Die

Der *Genferſee* zeichnet ſich ſowohl durch die romantiſchen Reize ſeiner Geſtade, als durch ſeine anſehnliche Grœſse vor ſeinen Schweizerbrüdern aus. In der Mitte des weiten Thales ausgedehnt, das ſich zwiſchen dem Iura und den Alpen gelegt hat, erhält er ſein Waſſer hauptſæchlich aus der Rhone, die aus Wallis nach Frankreich ſich ziehet. Auſſerdem empfængt er noch einen anſehnlichen Zufluſs von einer Menge anderer Gewæſſer, von der Vevayſe, dem *Eau Froide* bey Villeneuve, der Lukrive, der Maladiere bey Vidy, der Venoge bey St. Sulpice, der Veirou bey Morges, der Raye bey Moutru, der Dranſe, der Morge, dem Scheidegewæſſer des Chablais von Wallis u. m. a. Sein Name verændert ſich hin und wieder nach der Küſte, die er beſpült, und ſo nimmt er bey Lauſanne z. B. den Namen des Lauſannerſees an.

Seine Længe betrægt nach Mallet und Pictet, in gerader Linie von Genf über Chablais nach Villeneuve, ungefæhr 15; ſeine Breite von Thonon nach Rolle beynahe 4 Meilen. Dieſe letztere betrægt aber nur in ſeiner Mitte ſoviel; gegen die Enden zu nimmt

nimmt er allgemach ab; von Ivoire bis nach Genf wird er ungleich schmäler, beträgt von hier an nirgends mehr als fünf viertel Stunden, erhält auch den Namen des kleinen Sees, und gewinnt so allgemach die Form eines Mondviertels.

Nahe bey Genf ist seine Tiefe so unbeträchtlich, dass queer durch ihn eine Sandbank sich fortziehet, zwar immer mit Wasser bedeckt ist, sich aber doch bis an die Stelle erstreckt, an welcher der See die Rhone nach Frankreich entlässt; er gewinnt zwar nachher nach Morges zu eine grössere Tiefe, aber nie mehr als 2-300 Fuss. So wächst er, nicht bis an seine Mitte und bis an seine grösseste Breite, sondern bis zu seinem anderen Ende. Er hat nach Saussüre bey Ivoire nur eine Tiefe von 300, bey Evian 620, und endlich bey den schroffen Klippen von Meillerie 950 Fuss. Diese Annahme ist nur für das Ganze berechnet; denn an einigen Stellen, selbst in der grössten Tiefe seines ganzen Körpers, kann er wohl seichter werden. Er hat endlich an sich selbst, ob er gleich einer der tiefsten Schweizerseen ist, eine beträcht-

nächtliche Erhœhung über das Mittlændiſche Meer. Denn *de Lüc* fand ihn im Sommer bey hohem Waſſer 187 $\frac{2}{3}$ Toiſen darüber erhaben, etwas das die Hœhe der Alpen um ſo ſicherer feſtſtellt.

Die Lage des Sees alſo hat, wie man auf den erſten Blick gleich wahrnehmen muſs, etwas ſehr merkwürdiges. Von Genf bis Dranſe ſind ſeine Ufer ſehr verbreitete Ebenen, von denen die Berge einige Stunden weit ſich entfernen. Von Dranſe bis Meillerie rücken dieſe Gebirge dem Ufer zu, und von Meillerie bis an ſein æuſſerſtes Ende ſtürzen ſie ſich ſenkrecht hinunter. Auf der Seite des Bernergebietes findet das nemliche ſtatt. Bis Rolle hat man betræchtliche Ebenen; die Anhœhen rücken von hier aus bis nach Vevay dem See um ein groſses næher, und hinter der Stadt beſpült der See beynahe die Berge. So wæchſt gleichmæſſig die Tiefe.

Auch verbreitet dieſe Lage einiges Licht über die Entſtehung des Sees, die er nur den Hinderniſſen verdanken zu müſſen ſcheint; welche die Rhone bey dem Durchbruche

bruche durchs Land gefunden haben mag. Diese stürzt sich vier Stunden hinter Genf mit einer entsetzlichen Schnelligkeit zwischen dem Iura und Vouache hindurch, die mehr als dreytausend Fuss an Hœhe betragen. Weiter war keine Oefnung für den Strom nach Frankreich hin zu gewinnen, und die grosse Wassermasse brachte eine solche Gewalt zum Durchgange mit, dass sie den Stein, wie ein Gewœlbe aushœhlen musste. Gerade mitten im Bette steht endlich der Credo, ein Berg von gleicher Hœhe mit dem Iura, der durch einige losgerissene Stücke (ein Fall, der vielleicht den *Perte du Rhone* machte) ihr den Lauf sogleich so verdæmmen müsste, dass sie Genf und alle umliegenden Gegenden unter Wasser setzen würde. Aus der Anstrengung die sie anwandte, sich ein geræumiges Bett zu ercefnen, und aus den Hindernissen, welche ihren Gang einschrænken wollten, entstand also der Umfang des Sees.

Von den Alpen, dem grosen Wasserbehælter, kommt also seine Mutter, die Rhone mit allen übrigen sich in den See ergiessenden Wassern herab; diese mischen sich hier

und

und übergeben ihm ihre Fluthen. Jener Fluſs hat im Anfange ſeines Einganges noch einen Theil ſeines Triebes, der ihn in ganz ſichtbaren Strœmungen bis faſt in die Mitte des Sees leitet, wo er endlich ihn ſinken läſst. Hier ſcheinen indeſs die Fluthen unter der glatten Oberfläche des Waſſers ſich immer noch fortzubewegen, an irgend einigen Felſen im Grunde zu brechen, und nach Maaſsgabe der Umſtände, des Laufes, der Winde, der Stœſse, welche in einer groſsen oder kleineren Waſſermenge die Rhone aus Wallis mitbringt, die anderen Strœmungen zu bilden, wovon man keinen unmittelbaren Zuſammenhang mit jenen Hauptbewegungen und keine auffallende Urſache bemerkt; denn ſie gehen zu gewiſſen Zeiten aufwærts, zu anderen abwærts, ohne daſs man die Perioden dieſes Wechſels mit ertræglicher Genauigkeit zu beſtimmen im Stande wære.

Von Wallis und ſeinem lettigen Erdboden wird die Rhone mit der trüben Farbe beſchwængert, welche ſie im Anfange hat; aber ſchon beym Eingange in ihr Becken, ſchlægt ſie ihre erdigten und grœbſten Theile nieder,

und geht nicht, wie man sich einbildet, in einem durch die Farbe abgesonderten Streifen den See entlang, sondern mischt sich bald ganz aufgeklärt den heitern Wellen desselben zu. Die Strœmungen die sie macht, und die Bewegung, welche ihr Einsturz der ganzen Masse des Sees mittheilt, treiben diese abgesezten Theile in die gegenüberstehenden Buchten, die sich allgemach ausfüllen, das Wasser zurücktreiben, und mit Schilf und Rohr ihren Busen bekrænzen. So rückt allmæhlig das Land in den See hinein, setzt ganze Erdzungen an, entfernt die Gestade von ihrer ehemaligen Lage; und manche Dorfschaften wie z. B. Provally, die ehemals nahe am Ufer lagen, finden sich itzt gleichsam in Savoyen tiefer hineingeschoben. Der Anfang des Sees erstreckte sich selbst vielleicht über die jetzt noch sumpfigen Ebenen von Roche und Aelen, bis weit in Wallis hinein. Bey dem engen Pass von Eclüse unter Genf wird er auch an dem Bette, das sich die Rhone an dem Felsen des Iura gegraben hat, sichtbar, dass der See die westlichen und nœrdlichen Gestade ehedem bedeckt haben müsse. An dem ganzen Bogen, den er bey Aubonne

macht

macht, an dem Ufer von Lauſanne bis Vevay beſonders, nagen immer die Strœmungen fort, welche die Wellen des Sees nothwendig hieher beſonders leiten; führen die Ufer, welche ſie losgeriſſen haben, den ſavoyiſchen zu, und geben allmæhlich bis an die Mauren der Ortſchaften fort, bis ſie die amphitheatraliſche Erhœhung einmal einſchrænken wird.

Die Hœhe des Sees fællt und ſteigt nun, nachdem die in ihn ſich ausgieſſenden Gewæſſer vom Schnee anſchwellen, den der Frühling und Sommer in ihre Fluthen einſchmilzt. Er ſteigt im Aprill bis zum Auguſt, und fællt von da an bis zum Dezember. Der Unterſchied beträgt oft über ſechs Fuſs; eine Vermehrung von keiner geringen Bedeutung bey einem ſo groſsen Waſſerbehælter.

Auſser dieſen periodiſchen Strœmungen giebt es noch andere Ebben und Fluthen im See, die œfters ganz plœtzlich, beſonders aber in ſtürmiſchen Tagen entſtehen, wo dann das Waſſer an beyden Enden des Sees merklicher ſinkt, und mit eben der Schnelligkeit wieder anſchwillt. Da man Urſach zu

vermuthen hat, die ganze Gegend um die Alpen herum sey ein vorzüglicher Wohnsitz der elektrischen Materie, weil man selbst einmal im Iahr 1741 und 1742 auf dem See die Erscheinung einer Art von Wasserhose angemerkt hat; so ist es mœglich, dass vorübergehende stark elektrische Wolken die Flæche des Sees in der Mitte erheben und wieder sinken lassen, welches dies Hin- und Herschwanken des Sees verursachen mœchte.

Zuweilen hat man es auch erlebt (wie in d. I. 1570. 1711, und 1733.) [die Arve, die sich ohnweit Genf in die Rhone ergiesst, durch einen heftigen Zufluss von den Gletschern des Faucigny so stark angeschwollen zu sehen, dass sie die Rhone in ihrem Strome selbst aufhælt, in den See zurücktreibt, und den See betrætchtlich selbst anwachsen macht. Die Rhone muss in diesem Falle klein seyn, um der Gewalt der Arve in einer geringen Wassermasse nur schwache Kræfte entgegensetzen zu kœnnen.

Oft wird der See von plœtzlicher Windstœssen befallen, welche besonders an solcher

solchen Stellen, deren Steile keine sichere Anfuhrt erlaubt, die Schiffahrt gefährlich machen. Er hat aber diese Bewegungen, welche die Luft reinigen und die stockenden Dünste aus den niedrigern Thälern in die weiteren Flächen fortdrängen, mit allen Schweizerseen gemein.

Seltsam ist es auch, dass das Wasser des Sees um Genf herum beym Nordwinde warm, und beym Südwind kalt ist; eine Erscheinung die wahrscheinlich vom Gefühle des Beobachtenden abhängt, da beym Südwinde die Luft um ein Beträchtliches wärmer seyn muss, als das Wasser des Sees, das dem Beobachtenden also viel kälter vorkommt; und umgekehrt.

Einen nach Maasgabe seines Umfanges, sehr reichen Vorrath von Fischen, scheint zwar sein reines Wasser nicht zulassen zu wollen; aber dies giebt ihnen dafür desto mehr Wohlgeschmack und Gesundheit. Vorzüglich berühmt sind, selbst bis nach Paris, seine Barschen, Aeschen und Lachsforellen. Oft hat man von den letzteren Stücke von

40-50 Pfunden gefangen. Indefs scheint das Interesse so verschiedener Herren, welche ihn benutzen, auch der Grœsse der Fische alljährlich nachtheiliger zu werden; denn man findet den Ertrag mit jedem Jahre geringer. Hierzu kommt noch, dafs, da der See niemals zufriert, die Fische keinen Zeitraum übrig behalten, sich der immer lauernden Jagd zu entziehen.

Einer der grœsten Seen der Schweiz ist noch der *Züricherſee*, der sich wie der von Genf beträchtlich mehr in der Länge, als in der Breite ausdehnt; denn jene beträgt wohl von dem Dorf Schmerikon bis an die Pallisaden der Stadt zehn starke Stunden, da diese nirgends mehr als eine Stunde ausmacht. Seine Tiefe ist æufserst verschieden; sie hat wohl 80 Klafter zwischen der Aue und dem Dorf Meilen, da sie an der Brücke bey Rapperschweil, die über die Grenze des Ober- und Unterſees geht, so gering ist, dafs man zum bequemeren Durchgange der Schiffe einen Kanal hat ziehen müssen. Seine Schmalheit setzt ihn übrigens der Gewalt der Winde weniger aus, als der Genferſee empfinden

muſs;

muſs. Nicht ſo ſtürmiſch und gefährlich als dieſer, verändert er auch weniger ſeine Geſtade; immer in allen ſeinen Bewegungen ſich gleich, verſtattet er dem Handel beträchtliche Vortheile. Alle italieniſche Waaren gehen dieſen Weg. An den Markttagen verſammelt ſich hier eine zahlloſe Menge von Schiffen aus allen benachbarten Ortſchaften; und dies freudige Gewühl geſchäftiger Menſchen, welche dem Züricher den gröſsten Theil ſeiner nöthigen Lebensmittel zuführen, gewährt den heiterſten Anblick.

Von dem Aeuſseren des Züricherſees habe ich ſchon oben einmal ein ſchwaches Gemälde entworfen. Seine milden Ufer athmen einen ewigen Frieden. Die Wellen ſcheinen ſanfter ſich zuſammenzufalten, heben ſich nur ſelten über die glatte Fläche hervor, und Himmel und Erde ſind feſtlich, wie zu einer Brautnacht, in einander geſchlungen.

Er hat, wie der Genferſee, einen Reichthum an Fiſchen, von denen einige Gattungen zum Theil ihm eigenthümlich gehören.

Forellen, Karpfen und Salmen finden sich hier in grosser Menge und beträchtlicher Grœsse. Sehr selten friert er, besonders am unteren Theile, in dem Maasse zu, dass alle Schiffarth und Fischerey aufhœren müsste. Er scheint überhaupt in seinem Inneren eine eigene Wærme zu næhren, die von dem Sonnenstrahl unabhængig, seine Gefilde mit einer fetteren Milde bedeckt und seine Bewohner mit einer ansehnlicheren Grœsse ausstattet. Diese Fruchtbarkeit, welche an einigen Stellen selbst die des Waatlandes zu übertreffen scheint, erhœhet den Preis der Güter und Weiden zum grœssten in der ganzen Eidgenossenschaft.

Der *Bodensee*, welcher izt die œstreichischen, deutschen und schweizerischen Staaten von einander sondert, setzte schon ehedem die Grenze zwischen den Alemannen, Vindeliciern, Rhætiern und den Helvetiern fest. In einer grosen Weite ausgestreckt, deren Længe vom Einfluss des Rheins bey Buchberg bis nach Stein, 15 bis 16, und deren grœsste Breite von Langenargen nach Rorschach 5 starke Stunden betrægt, zerfællt er in den

brei-

breiteren Theil, den eigentlichen Bodenſee, in den Bodmerſee, der von Coſtanz nordweſtlich in Schwaben hineingehet, und endlich in den dritten Theil, den Unter- oder Zellerſee, der die Grænzen zwiſchen Coſtanz, Thurgau und Nellenburg ziehet. Er bewæſſert fruchtbare Ufer, und ein mildes Klima ruhet auf den Gegenſtænden, die um ihn ſich üppig herumziehen. Mehrere eigene Quellen ſcheinen dieſen Behælter zu füllen, wozu noch der Rhein mit allen kleineren Flüſſen, die er aufnimmt, dem Schuſſach, Arch, Salmſach, Bregenz, Goldach etc. ein beträchtliches beyträgt. Seine græſste Tiefe ſoll in der Gegend von Mœrſpurg über 300 Klafter betragen. Er ſetzt nicht nur die ganze Gegend umher in die engſte Verbindung, (immer der Hauptnutzen der Seen für die innere Kultur der Staaten) ſondern er wimmelt auch von Fiſchen, deren einige Gattungen, beſonders aber die Albulen in verſchiedene Cantons der Eidgenoſſenſchaft ausgeführt werden. Dieſe Benutzung der Fiſche wæchſt um ſo hœher, da der eigentliche Bodmerſee im ganzen Winter nicht zufriert, (wenigſtens beſchrænken

sich die Fälle des Gegentheils auf einzelne Jahre in einem ganzen Jahrhundert), obgleich der Unterſee, als ſein tiefſter und folglich ſein fiſchreichſter Theil jeden Winter faſt eine ſo dicke Eisrinde gewinnt, daſs er Schlitten und beladene Frachtwagen trägt. Der breitere Bodenſee iſt gerade den wæmeren Winden weit mehr ausgeſetzt, da er den kælteren erhœhete Ufer entgegenſtellt. Seine viel gleichere und allgemeinere Tiefe macht ihn zur Schiffarth bequemer, als die anderen Seen der Schweiz; denn er iſt im Stande Schiffe von 3000 Centner zu tragen.

Dieſe vorzüglichen Seen, nebſt einer Menge von anderen kleineren, werden nun in ihren Geſchæften der Nutzbarkeit durch mehrere groſse Flüſſe unterſtützt, die das Land durchziehen, meiſtens durch ſie ſelbſt ihren Lauf nehmen, ſie in einem gelinden Kreislaufe erhalten, ſich mit den næhrenden Theilen, welche ein grœſserer Stillſtand des Waſſers ausgeſchieden hat, von ihnen wieder beſchwængern laſſen, und dieſe dann ihren himmliſchen Geſtaden zuführen, welche durch die Cantone merklich fruchtbarer ſtreichen.

Der

Der Kœnig der ſchweizeriſchen Strœme
ſt der *Rhein;* Er entſpringet in Bündten, wie
nan gemeiniglich annimmt, aus drey Haupt-
uellen, welche die Namen des vorderen,
nittleren und hinteren Rheins führen. Der
ordere nimmt ſeinen Urſprung auf einem
er hœchſten Theile des unerſtiegenen Adula,
em Crispelt, gegen das Urſerenthal und den
t. Gotthard zu. Bald wæchſt er durch den
Zufluſs anderer Gewæſſer, beſonders der aus den
Alpen Mugels und Cornera hervorkommen-
len Quellen, zu einiger Grœſse heran, flieſst
anvix, Tront, Rinkenberg, Oberſax und
lanz vorbey, bis er bey Reichenau ſeinen
Namen und ſeine Selbſtſtændigkeit ablegt,
nd in den hinteren Rhein ſich ergieſst. Der
nittlere Rhein hat ſeine Quelle auf einem
ohen lepontiniſchen Gebirgsrücken, Cadeli-
num genannt, von dem aus er erſt unter dem
Namen Froda, zum Lukmanier und ins
Medelſerthal flieſst. Bey dem Kloſter Diſſen-
is læuft er endlich mit dem vorderen Rheine
uſammen. Ueber die zwey Bergreihen des
Adula ragt endlich eine Gebirgskette hervor,
die gegen Mittag ein 13 Stunden langes Thal
ſchlieſst, an deſſen Spitze der hintere Rhein

zum

zum Vorſchein kommt. Er ſcheint aus den Avikula zu entſtehen, aus dem er unter dem Moſchelhorn in der Geſtalt vieler Gewäſſer hervorkommt, die ſich in einem ſehr tiefen Schlunde verbinden. Dieſer vereinigte Strom flieſst, während er mehrere Bæche in ſich aufnimmt, zuerſt nach Mittag zu, dann zieht er ſich gegen Morgen bis zum Dorf Hinterrhein; in dem Berggange *Rüfflen* ſtürzt er ſich zwiſchen jæhen Felſen mitten im Walde als ein prachtvoller Waſſerfall nieder. Er geht hierauf oberhalb Regüns ſchlangenfœrmig nach Morgen zu bis zum Flecken Reichenau fort, wo er mit dem vorderen und in dieſem auch mit dem mittleren Rheine zuſammenſchmilzt.

Von Reichenau alſo flieſsen dieſe drey Hauptquellen nun in einem einzelnen Strome fort, unfern der Hauptſtadt des Bündtnerlandes, Chur, vorbey, und nachdem ſie bey dem Stædtchen Mayenfeld die Grenzen deſſelben verlaſſen haben, auf der linken Seite neben der Graffſchaft Werdenberg, neben Hohenſax und Rheinthal; auf der rechten aber neben den œſtreichiſchen Herrſchaften Pludenz, Hohenems, Feldkirchen etc. vorüber; trennen

alſo

lso die Eidgenoſſenſchaft und die œſtreichi-
chen Länder. Die Geſtalt des Fluſſes iſt bis
Haldenſtein, wo er erſt anfängt ſchiffbar zu
werden, immer noch die eines Aelpler Ge-
birgswaſſers; er dehnt ſich zwar zwiſchen dem
Rheinthal und den Herrſchaften vor dem Ar-
erberge in der Breite beträchtlich genug aus,
hat aber an Tiefe nur wenig gewonnen.
Dieſe Verbreitung hat ſeine Fluthen vertheilt;
er flieſst langſam und ſanft, und iſt noch
nicht im Stande geweſen, ſich ein ſo tiefes
Bett' und ſo erhabene Ufer auszuhœhlen, daſs
die Länder, welche er beſpült, vor den
Ueberſchwemmungen geſichert ſeyn kœnnten,
womit das Wachſen ſeines Stromes œfters im
Frühlinge und Sommer Wieſen und ſelbſt
nahegelegene Hæuſer und Dorfſchaften zer-
ſtœrt. Selbſt unter Haldenſtein wird er noch
nicht in dem Maaſse ſchiffbar, daſs er nur et-
was beträchtliche Schiffe zu tragen im Stande
wære, ſondern man muſs ſich noch der
Flœſſe bedienen, welche aus 8 - 10 Bæumen
zuſammengeſchlagen, 12 Schuhe lang und
10 Schuhe breit, acht bis zehn Perſonen und
eben ſo viel Centner Waaren tragen kœnnen.
Wenn der Fluſs beſonders durch die von dem

An-

Anschwellen losgemachten Erdtheile etwas getrübt ist, dass der Steuermann den Boden desselben nicht sehen kann, so geräth das Floss zuweilen auf die unterirdischen Klippen, welche es denn nicht selten aus einander reissen. Da sie nicht wieder den Strom hinangehen können, so werden sie in Rheinek verkauft.

Endlich giebt der Rhein unter der Rheinthalischen Stadt Rheinek, bey dem Dorfe Buchberg seine Gewässer dem Bodensee. Er vermischt sie ganz eigentlich mit den Fluthen des Sees, und niemand weiss von der Erdichtung, dass er sie mitten durch den See unvermischt erhalte. Nur höchstens eine halbe Stunde weit vom Einflusse bemerkt man noch, besonders wenn er etwas getrübt ist, seinen Strom in stärkeren Wellen, die aber bald gänzlich mit den anderen Fluthen zusammenschmelzen.

Bey der Stadt Costanz endlich, die den Bodensee begränzt, zieht er sich auch aus demselben heraus, fliesst ohngefähr eine Meile weit, wo er sich dann bey Emmalingen

in

in den Unter- oder Zellersee stürzt, aus welchem er bey der Stadt Stein wieder hervorkommt. Hierauf macht er zwischen der Landgrafschaft Thurgau und dem Nellenburgischen die Grenzscheidung und geht bey Diessenhofen und Schaafhausen vorbey, wo sein Bett' anfängt aus Felsen sich zusammenzusetzen, welche die Fahrt darauf ausserordentlich gefährlich machen. Bey Schaafhausen geht die berühmte Brücke von Holz über ihn weg, welche bey einer Länge von 360 und einer Breite von 36 Schuhen nur zwey Schwibbogen und einen einzigen Pfeiler hat. Endlich stürzt er sich eine Stunde hinter Schaafhausen bey dem Schloss Lauffen mit einem entsetzlichen Getöse aus seinem Felsenbette herab, und bildet jenen oben schon erwähnten Wasserfall, der an Pracht und Ausdruck jeden anderen europäischen weit hinter sich lässt. Unter dem Rheinfall wird der Rhein erst nach zweyhundert Schritten seines Laufes wieder schiffbar; und eine Stunde davon scheint er von den am Wasserfalle losgerissenen Erdtheilen die romantische Insel gebildet zu haben, auf welcher das Kloster Rheinau steht. Der Fluss geht in seltsamen

und

und mannichfaltigen Krümmungen fort, die oft mit hervorragenden Felsen vermischt, seine Beschiffung gefahrvoll machen. Bey Ellikon im Gebiete von Zürich vermischt sich die Thur mit ihm, die, aus der Grafschaft Toggenburg entsprungen, alle Gewässer des Thurgau enthält; und nur eine Stunde weiter hinab bey Tœsrieden, nimmt er den Tœss, einen der wildesten Flüsse des Cantons Zürich, in sich auf; so wie nachher auch bey Coblenz drey andere Hauptgewässer der Schweiz, die Reuss, Limmat und Aar. Nach dieser Vereinigung zieht er eine Zeitlang in vielen Krümmungen sich fort, bis er endlich den zweyten und endlich bey Lauffenburg, einer œstreichischen Waldstadt, den dritten Wasserfall bildet, der den zweyten weit übertrift. Das Bette des Rheins ist hier so eng und zwischen den Felsen gleichsam so eingeklemmt, dass er nicht breiter ist, als etwa ein gewœhnliches Zimmer. Viele Felsen liegen hier mitten in seinem Strome. Hier werden die Schiffe zwar nach einer Entledigung von Waaren und Reisenden mit Seilen neben dem Felsen vorbeygelassen; aber man kann sie nicht wieder hinaufbringen. Nachdem er

unter-

unterhalb der vier Waldstädte das Oestreichische Gebiet verlassen hat, geht er noch einmal zur Eidgenossenschaft hin und bewässert daselbst den Canton und die Stadt Basel. Nur eine halbe Stunde hinter der Stadt aber entfernt er sich gänzlich von seinem Vaterlande und theilt nun seine Fluthen andern Ländern mit.

Da er mit einer beträchtlichen Wildheit fliesst, so reisst er von den Gebirgen, über welche er hinwegstürzt, Steine herab, die im Anfange immer noch eckigt, nur allmählig bey einer Entfernung von seinem Ursprunge abgeschliffener werden. Hieraus entsteht dann auch der Sand, und abgerundete Geschiebe bilden in den Ebenen grosse Kieselmassen. So werden selbst die Krystallen verändert, aus denen die Cailloux du Rhin entstehen. Er hat endlich eine Menge von Fischen, von denen die *Salmen* vorzüglich merkwürdig sind, welche sehr weit den Strom, ja selbst über den Wasserfall bey Lauffen hinaufsteigen sollen.

Der zweyte beträchtliche in der Eidgenoſſenſchaft entſpringende Strom iſt die *Rhone*, die endlich, wie der Rhein, durch die Gewäſſer der Seen, welche ſie durchſtreift, und anderer Flüſſe, die ſie in ſich aufnimmt, zu einem der gröſten europäiſchen Flüſſe erwächſt. Sie nimmt ihren Urſprung aus der Furka, einem ſehr anſehnlichen Berge in Oberwallis am weſtlichen Ende des Gotthards, der auch von ihr den Namen des Rhonegletſchers bekömmt. Auf der oberſten Firne iſt die kleinſte Quelle, welche mit mehrerer vereinigt, in den unteren Gletſchern ſich verliehrt, daſelbſt wahrſcheinlich in einer Waſſerzifterne neue Verſtärkung erhält und ſo gleich als ein ſehr beträchtlicher Bach auf der anderen Seite wieder zum Vorſchein kommt. Gleich an ſeinem Urſprunge gewinnt dieſer von einem aus der Grimſel herkommenden Bache einen neuen beträchtlichen Zuwachs, der ſich in ſeinem Fortgange durch verſchiedene andere Alpengewäſſer immer noch vermehrt, da die Rhone den einzigen beträchtlichen Fluſs ausmacht, der in Wallis die keinen Bäche in ſich aufnehmen kann.

So

So zieht sie auf ihrem Wege die *Elm* aus dem Gerenthale, die Saltinen vom Simplon, die Visp bey Vispach, die Lunz, die Dala, die Wassa, die Pissevache, u. a. m. zusammen. Sie fliesst durch das ganze Thal herab, bey der Hauptstadt Sitten vorbey, und unterhalb dem Dorfe Am Gant, endlich in den Genfersee. Im Thale erhält sie von den Gletscherwassern eine trübe Dicke, in der die Forellen sehr gut gedeihen, und setzt nur erst im Genfersee diese Unreinigkeit ab. Schon ehe sie Wallis verlässt, hat sie nichts mehr von ihrer ursprünglichen Wuth, sondern fliesst in sanfteren Wellen schon bey St. Moriz durch das Gouvernement Aelen ihrem grossen Behälter zu.

Bey Genf endlich kommt sie wieder aus dem See heraus, stürzt sich vier Stunden hinter diesem Orte, nachdem sie sich bey Eclüse zwischen dem Ende des Iura und des Vouache hindurchgedrängt und den Credo passirt hat, in einen Felsgrund, von nicht mehr als 2-3 Klafter in der Breite und bey 25 Klafter in der Tiefe, mit einer solchen Wuth und Schnelligkeit hinab, dass sie an

der Mündung zum Theil in einen dichten Nebel sich auflöst. Dies ist die sogenannte Perte du Rhone. In dieser Höhle rollt der Fluss mit grosser Schnelligkeit und einem starken Geräusche wohl eine Viertelstunde lang fort, und wechselt endlich bald, nachdem er heraus ist, den schweizerischen Grund mit dem französischen um. Nahe bey Genf führt er etwas Goldsand, doch in einer so geringen Menge, dass es kaum die Arbeit belohnt.

Die Quelle eines dritten Schweizerflusses vom ersten Range, der *Reuß*, ist auf der mitternächtlichen Seite des grosen Gotthards, und eigentlich dreyfach. Der erste Ursprung ist im Lago di Lucendro, einem See, der auf dem Gebirgsrücken selbst liegt, wahrscheinlich aus dem von Orcino, Orsikula und anderen Bergen herabkommenden Gletscherwassern entstehet, das ganze Jahr hindurch eine schwärzlicht-grünlichte Farbe hat, mehrentheils aber mit einer Eiskruste bedeckt ist. Der aus ihm ablaufende Bach vereinigt sich bey der Teufelsbrücke erst mit dem anderen Zweige. Dieser entspringt an

den

den nordœstlichen Grænzen des Furka, wo eine Menge grosser Gletscherbæche, nach und nach bey dem Dorfe Spital sich zusammenthut, bis sie sich mit jenem Zweige vereinigt. Endlich empfængt der Strom sein Wasser noch aus dem Oberalpsee, der nordostwærts von dem Urseren Thale in einer hohen und engen Bergschluft liegt, und wahrscheinlich von den herabkommenden Gebirgswassern allmæhlig zusammengeronnen ist. Der herausstrœmende Bach vereinigt sich noch mit mehreren anderen Quellen, bis er bey Urseren in die beyden ersten Zweige endlich einschmilzt.

Die Reuss ist einer der wütendsten und wildesten Strœme der Eidgenossenschaft. Schon zwischen der Hœhe des Gotthardes, und dem Dorfe Spital hat er zwey sehr beträchtliche Wasserfælle, dann stürzt er sich wieder dreyhundert Schritte vom Ende des Urserenthales bey der Teufelsbrücke unter einem starken Staubregen in einem græslichen Falle herab, der sich mit einem entsetzlichen Getœse zwischen engen Felsen fortdrængen muss. Hier œfnet sich der grosse

Riss,

Riſs, der das Gebirge bis an ſeinen Fuſs geſpalten hat und der Reuſs ihren Lauf beſtimmt. Dieſe Pforte trægt das Gepræge der ungeheuern Gewalt, die ſie brach. Von den Wænden der Abgründe, in denen die Reuſs mit dem wildeſten Donner hinabſtürzt, ſieht man mit Zittern eben ſo erhobene Gebirge ſchwer über den Weg ſchweben. Endlich macht ſie noch Waſſerſtürze bey dem Dorfe Geſtinen, und zulezt einmal zwiſchen der Weilerbrücke und Wættingen, und zwiſchen Gurmelen und Weiler. So ſpringt ſie gleichſam in unzæhligen Abſætzen, von deren Menge dieſe nur die vorzüglichen ausmachen, auf die Ebenen nieder; ihr Gang iſt ſelten einen Schritt weit, ohne das wilde Getœſe, welches ihr eigenthümlich gehœrt, und ſie empfængt von der Wildheit ihrer Gegenden neue Schrecken. Das Waſſer dieſes Fluſſes ſchwillt im Sommer, vorzüglich durch die von den benachbarten Gletſchern herabrinnenden Kanæle faſt jede hundert Schritte an, und nimmt mit dem Zuſatze des Waſſers auch immer an Wildheit mehr zu.

Bey Flüelen geht die Reuſs endlich in den Vierwaldſtædterſee, aus dem ſie bey Luzern wieder herauskommt. Wegen der Menge von Klippen, die ihren Lauf jenſeits des Sees beſtimmen und aufhalten, wird ſie hier einigermaſsen erſt ſchiffbar. Bey dem alten Schloſſe Stollberg nimmt ſie die Klein-Emmen auf, flieſst neben Bremgarten und Mellingen vorbey und ſtrœmt endlich unter Windiſch mit der Aar zuſammen, wo ſie vorher noch eine anſehnliche Breite und Tiefe gewinnt. Die kleinen Gewæſſer, aus denen ſie allmæhlig erwæchſt, machen daſs ſie bey dem einfallenden Thau- und Regenwetter leicht anſchwillt, über ihre Ufer hinaustrit und die umliegenden Gegenden verwüſtet.

Die *Aar* hat ihren Urſprung auf den oberſten Firſten der Grimſel, die ſich unter den Gletſchern an Hœhe beſonders auszeichnet. Die Quelle ſcheint ohngefæhr in gleicher Hœhe zu liegen, als die Quelle der ebenbeſchriebenen Flüſſe und des Teſſin auf dem benachbarten Gotthard. Ihr Urſprung iſt, wie der der meiſten vorigen Flüſſe, ebenfalls dreyfach. Auf dem Oberaargletſcher, dem ober-

oberſten Eisthale der Grimſel, ſieht man der Aarbach, oder die Oberaar hervorkommen, die von da aus in das zweyte Eisthal hinabgehet, wo ſie ein Theil des Gletſcherwaſſers von dieſem erwartet. Von hieraus geht der Bach zwiſchen dem Vorderzinken und Tauchliberge weiter hinab, und flieſst endlich nahe bey dem Spital mit der Lauter-Aar zuſammen. Der zweyte Arm, die Finſteraar, entſpringt in dem mittleren Eisthale oder dem Finſteraar-Gletſcher von dem zuſammengelaufenen Gletſcherwaſſer, läuft aber nicht ſichtbar zu einem deutlichen Bache vereinigt, ſondern halb unſichtbar, beſonders bey dem Finſteraarhorn durch die Oefnungen der Berge und unter den Gletſchern weg, und ſchmilzt ſo unſichtbar mit dem Bache des Lauteraargletſchers, dem dritten Zweige zuſammen, der ſich unter dem Eiſe von dieſem ſammelt, und aus der Eiswand unter dem Namen der Lauteraar hervorkommt. Iener erſte Zweig, der Aarbach, hat lange den beträchtlichen Umfang des letzteren vereinigten Stromes nicht. Der erſte unſichtbare Urſprung der Aare iſt daher wahrſcheinlich in dem weſtlichen Winkel des Oberaargletſcher, von dem ſich der

Strom

Strom hinter einem hohen Felsen aus entsetz-
lichen Abgründen hervorstürzt. Eine ganze
Stunde lang setzt sie von hier aus ihren Weg
durch eine grausenvolle Wildniss bis zum Spi-
tale fort, geht hier, wo die erste Brücke über
sie führt, einer steilen Felswand nach, und
stürzt sich endlich über eine scharfe Klippe in
eine wilde enge Schluft mit einem schauder-
haften Getöse hinunter. Diese Gewalt bre-
chen allgemach mehrere schöne Wasserfälle
und machen sie gegen Guthanen hin etwas
sanfter, jenseits dessen sie sich im Hasliande
mit mehreren Bächen vermischt, und in im-
mer trüben, leimigten Fluthen ihr Wasser bis
in den Brienzersee hinabwälzt. Dieser entle-
digt sich ihrer gegen Mitternacht, durch eine
halbstündige Landenge neben Interlachen in
dem Thunersee, aus dem sie sich bey der
Stadt Thun wieder losmacht. Von hieraus
fliesst sie, nun erst schiffbar geworden, in ei-
nem breiten und unsicheren Bette, das sie bey
dem geringsten Anschwellen zum Nachtheil
der ganzen umliegenden Gegend verlässt, bis
Bern fort, das sie grösstentheils umströmt,
von da gegen Abend, dann wieder gen Mit-
ternacht bis nach Aarberg, das sie ebenfalls

einſchlieſst. Sie wendet ſich dann nach Büren gegen Nordoſt, dann mehr gegen Morgen, neben dem alten Solothurn und dem Buchsgau vorbey, unterhalb Brug endlich zur Reuſs, womit ſie ſich bald in die Limmat, und dann in den Rhein bey Coblenz ergieſst.

Die *Limmat* entſpringt aus der Limmernalp im groſsen Thal von Glarus gegen die Grenzen von Bündten, unter dem Namen des Limmernbachs. Dieſer vereinigt ſich mit dem fürchterlichen Bache des Sandalpen, dem Sandbache, unter der Benennung der Lint, die in dem Canton Uri noch den Fismatbach und den Fletſchbach aufnimmt und neben dem Flecken Glarus vorbeyziehet. Unter Miderurnen verläſst ſie den ganzen Kanton, wächſt durch die hineinſtrœmende Wag und ſcheidet die Landſchaft Gaſter und Mark. Bey Schmeriken erhält ſie eine anſehnliche Breite, in der ſie ſich endlich dem Züricherſee einverleibt. Bey Zürich kommt ſie nun wieder unter dem neuen Namen der Limmat heraus, theilt die Stadt in zwey Theile, gehet bey der Stadt Baden, zwiſchen

ihrer

ihren warmen Bädern hindurch und ſtürzt ſich endlich unter dem Vogelgeſang in die Gewäſſer der Aar.

Der *Inn*, ohne Zweifel die hœchſte Quelle der Donau, hat ſeinen Urſprung im Gotthausbunde vor dem Berge Lungin, einem Gipfel des Septimers, unter dem Namen Aqua di Pila. Bald nach ſeinem Urſprunge læuft er in einem kleinen See, dem Lago di Lugni, zuſammen, aus dem er nachmals bey dem Dorfe Majola, zuerſt unter der Benennung des Innfluſſes hervorkœmmt. Bald bildet er bey dem Dorfe Sils wieder einen weit grœſseren, den Silſer-See von einer zweyſtündigen Længe und Breite, der von den vortreflichſten Goldforellen wimmelt. Kaum iſt er aus dieſem See wieder herausgetreten, ſo fængt er eine ordentliche Kette kleiner Behælter bis zu ſeinem Eintritte ins Innthal an; er macht zuerſt den Fiume del Lago, hierauf den Lago di Silvapiana; dann einen etwas betrœchtlicheren, den St. Moriz See, endlich bey Celerina den kleinen Lago di Celerina. Von hier geht er in das obere und untere Engaddin oder Innthal; bey Remus tritt er aus dem Bündtnerlande heraus, und læuft,

nach-

nachdem er Tirol und Baiern durchſtrichen hat, bey Paſſau zuletzt mit dem 39-80 Fuſs tiefen und 784 F. breiten Arme der Donau in einer Tiefe von 33-70 und in einer Breite von 788 Fuſse zuſammen. Dieſe grœſsere Maſſe, welche er mit zur Vereinigung bringt, berechtigt uns, ihn als den Hauptquell der Donau anzuſehen.

Der letzte Hauptfluſs der Eidgenoſſenſchaft iſt endlich der ſchœne *Teſſin*, der aus fünf verſchiedenen Quellen ſein Waſſer empfængt. Die erſte und vornehmſte beſtehet auf dem St. Gotthard in zweyen ziemlichen Seen, die eine halbe Stunde von dem Kapuzinerkloſter ſich aus dem Gebirgswaſſer zuſammenthun, und ihr Waſſer gegen Mittag den Berg hinunter ergieſsen. Die zweyte und weſtliche Quelle beſtehet im See Bredetto an den walliſiſchen Grænzen, der ebenfalls aus dem Gebirgswaſſer zuſammenrinnt, und ſein Waſſer in einem Bache bey Aivol mit dem wachſenden Teſſin vereinigt. Ein anderer kleiner See oben am Fuſs des Petina macht die dritte Quelle, die einen Zweig unter Villa den übrigen zuſchickt. Die vierte liegt an dem Fuſse des Stella, des letzten œſtlichen

Thei-

Theiles vom Gotthard, von dem ein anderer kleiner See seinen Ursprung empfängt, der seinen Vorrath in einem beständigen Bache in das Val Tremoro hinunterströmt und endlich bey Airol mit dem Tessin vereinigt. Die fünfte Quelle liegt endlich im grossen Lukmanier, ohnweit des Ursprunges vom mittleren Rheine. Hier treten mehrere kleine Gewässer zusammen, die im Thale Piova zu einem beträchtlichen Bache erwachsen und sich mit dem Namen des Thales bey St. Carlo in den Lago di Rottam ergiessen. Hier tritt mit ihnen noch einer aus dem Lago di Tan herauskommender See zusammen, und beyde ergiessen sich gemeinschaftlich nun bey Castel del Re Desiderio in den Tessin. Dieser geht nun das ganze Liviner Thal hindurch, erhält von ihm noch aus unzählbaren Bächen einen reichlichen Zusatz; läuft dann durch

das

das Palenſer- und Bellenzer-Thal und endlich, nachdem er einen Theil von Lauis und Luggarus durchſtrichen hat, in den Lukarnerſee, von da aus er durch einen Theil von Italien, das Herzogthum Mayland, läuft, um ſich endlich unter Pavia mit dem Po zu vereinigen.

Auſser dieſen Hauptſtrœmen nährt die Schweiz noch eine Menge anderer kleiner Gewæſſer, welche ſich durch das Land vertheilen, und ſich entweder in Seen oder grœſsere Flüſſe verliehren. So z B die Emmat, die Sanen, die Kander, die Birs, die Simmen, die Zil, die Broye, die Venoye, die Biber etc. Alle aber flieſsen zu einem einzigen Zwecke zuſammen, zum groſsen Ziele der Urbarmachung eines dürren erhabenen Landes und zur Umwandlung deſſelben in das Paradies von Europa.

Die
SCHWEIZ.

Von

Carl Marchese von Grosse.

Erſten Bandes zweyter Theil.

Halle, 1791.
in I. C. Hendels Verlage.

Die Schweiz.

Ersten Bandes zweyter Theil.

Vorrede.

Zu diesem Theile habe ich allein die Erinnerung hinzuzufügen, dafs man nie dabey vergessen mœge: das ganze Werk solle eine mœglichst vollständige *Ueberſicht* seyn. Es kostet mir mehr Mühe, einen grofsen Reichthum zweckmäfsig zusammenzudrängen, als wenig Data durch Räsonnement auseinanderzuspinnen. Es hätte mir nicht an viel

weitläuftigeren Erörterungen, besonders in Hinsicht auf Erziehungsanstalten und Fabriksachen fehlen können, wenn ich den ganzen Umfang aller gemachten Beobachtungen hätte benutzen können. Ich sehe dies Werk aber nur als ein Taschenbuch an, um mit Nutzem in seiner Aufmerksamkeit, und in seinen Untersuchungen sich leiten zu lassen.

in einer weniger læſtigen Ferne werden ſie daher von dem grœſsten Haufen der Reiſenden belauſcht, angeſtaunt und verlieren im Taumel der konventionellen Ueppigkeit anderer Schweizerprovinzen die ganze Stærke ihres Eindruckes bald. Eine andere Quelle der Einſeitigkeit. Man hat folglich entweder gar nichts geſehen, oder man wirft alle Züge in eine einzige Klaſſe, ohne auf die Verſchiedenheit der Provinzen, ihres Bodens und Anbaues, ihrer Schickſale und Staatsverfaſſung eine weitere Rückſicht zu nehmen. Wenige Gemælde trennen die Sitten ſo, wie die Natur und ihre Art, die Provinzen zu ſondern; man ſcheidet ſie entweder zu ſcharf von einander, oder die Schranken derſelben laufen wieder zu verſchliffen und zu flüſſig zuſammen. Ich ſchmeichle mir nicht, mein itziger Verſuch über den Nationalcharakter der Schweizer ſey von allen, ſelbſt auch von den grœbſten Fehlern, ganz frey geblieben; aber ich habe wenigſtens mich von ihnen ſoviel als nur mœglich loſszumachen geſucht.

Das Auszeichnende des ſchweizeriſchen Kœrperbaues, beſteht in einer gedrungen nervigten

vigten Kraft, welche in den Gebirgsgegenden besonders zu Hause ist. Die einfache Nahrung, die Abwechselung zwischen Arbeit und Ruhe, selbst der schnelle Wechsel von Witterung und Wind drücken dem Körper ein besonders regsames Leben ein. Tiefer herab in den Thälern wird er durch Fruchtbarkeit stärker genährt, mehr verwöhnt, und nimmt eine feuchtere Fettigkeit an. Man findet daher im Ganzen die Gebirgsgegenden und die höheren Thäler von den schönsten Mannsgestalten, die tieferen und milderen Flächen hingegen von mehr weiblicher Schönheit bevölkert. Iene kleidet der Eindruck einer härteren Luft und des Wechsels der Einflüsse, da diese hingegen in einer durchaus gleichen Temperatur sich am besten befindet. Iene verschaffen sich in der austrocknenden Bergluft, die rüstige, muskulöse Stärke des schönen Männlichen, indess der weibliche Umriss durch die verstärkte Ernährung und Befeuchtung der Ebenen an Rundung und zarter Glätte gewinnt.

Mehrere Provinzen besitzen hervorstechend schöne männliche Gestalten. Der

grösste

grœfste Theil der Bewohner von Wallis, (wo die Krœpfe sie nicht entstellen), hat eine nervigte Form, und die Weiber ein angenehmes Verhæltniſs der Glieder, oft eine zarte Haut und vortrefliche Augen. Aber jenſeits der Gebirge vorzüglich, zieht ſich die Wohlgeſtalt der Anwohner ſtrichweiſe fort.

So finden ſich beynahe die ſchœnſten Mannsperſonen der Schweiz im Haslithal, wo noch ihre vortheilhafte Meynung an ſich ſelbſt das Tragen und das Hervorſtechende ihres Kœrpers veredelt. Sie ſcheinen von ihr einen gewiſſen Anſtand und eine Bildung zu empfangen, welche die anderen ſchweizeriſchen Landleute vermiſſen laſſen, und dieſe Kultur im Feineren der Schœnheit gleicht die Eindrücke der Verzærtelung in dieſem milden fruchtbaren Thalſtriche aus. Sie entſpringt zum Theil aus einer Art Stolzes, mit welchen ſie ſich hœher, als die übrigen berniſchen Einwohner ſchætzen; ſich von einem ganz anderen Urſprunge, als dieſe, halten, und einer alten Ballade, welche ihn von einer Kolonie hieher verſchlagener ſchwediſcher Edelleute ableitet, zutraulich glauben. Die Weiber dagegen

gegen sind hier weniger anziehend, und werden noch durch die, dieser Gegend ganz eigene, häßliche Tracht unkenntlich verstellt.

Das Waatland hat im Ganzen schöne Formen, doch wieder von einer ganz anderen Gattung, als die Gebirgsgegenden besitzen. Diese sind mit den Reizen der Unschuld und einer reinen Kunstlosigkeit, jene von dem feineren Zauber der inneren Bildung und gelæuterten Sinnlichkeit bezeichnet, welche mit der Annæherung zur franzœsischen Grenze zunehmen. Vevay ernæhrt noch nicht den unaussprechlich hinreissenden Ausdruck und das Mienenspiel der Genferinnen, und die Berner Züge veredeln sich fast mit jedem Schritte in die franzœsische Schweiz hinein.

Die Gesichtshaltung und Mienen der Unschuld sind allenthalben sich gleich, wenn sie aber erst aus dem Naturstande zum gesellschaftlichen Gepræge übergehen, und an den Bezeichnungen verstærkter Gefühle und gereinigter Vorstellungen Antheil nehmen, so gehen sie unendlich verschiedenartig von einander

der ab. Eine zufällige Ideenkombination bestimmt daher über die grœfsere oder geringere Anmuth dieſes geiſtigeren Zuſammenhanges im Antlitze.

Manche Gegenden haben, auch auſserhalb der ſchædlichen Wirkung übertriebener Sittenverfeinerung, auf den Reiz der Bildung einen nachtheiligen Einfluſs. Einige Stædte, wie ſelbſt Bern, beſitzen zwar Mædchen von Friſchheit und Leben im Geſichte, aber mehr unterſetzte Fülle, als die reizenden Wellenlinien, den beſcheidenen Ausdruck, die geiſtvolle Harmonie der griechiſchen Grazie; indeſs in andern, wie in Genf, bey mehr Blæſſe und krænklicher Bleichheit jener Geſichtsausdruck der herrſchende iſt, der dem idealiſchen wirklich nicht fern bleibt. Niemals habe ich in Kindergeſichten mehr Charakter und ein mehr von innen herausgetriebene, bedeutendere Zeichnung geſehen, als in der letzteren Stadt.

Man kann indeſs im Ganzen die Regel annehmen: Je hœher hinauf in die Gebirge, deſto feiner die Bildung. Hiervon iſt der

Iura

Iura ein Beweis, wo die Formen sich immer mehr aus der gestaltlosen Ueppigkeit im Gliederbaue der schwäbischen und badenschen Mädchens zu einer fesselnden Harmonie aus einander wickeln, je reiner die Bergluft mit der zunehmenden Hœhe der Wohnungen wird.

Die Abhængigkeit vom Klima ungerechnet, hat in der Schweiz fast jeder kleine Landstrich, jeder Kanton, eine eigene Nationalphysionomie, eine Miene, welche sich auf den Zusammenhang des Charakters mit der individuellen Lebensart, dem Gefühle von Freyheit oder Druck, und selbst den herrschenden politischen Ideen sich beziehet. So wie es unleugbar (nemlich unter dem noch weniger gebildeten Volkshaufen, wovon hier die Rede allein ist), eine verschiedene Religionsphysionomie giebt, und der gebohrene Protestant von dem gebohrenen Katholiken sich in deutlichen Zügen sehr bald unterscheidbar absondert, so haben die verschiedenen Regierungen auch ihre eigenen kœrperlichen Gestalten. Eine Offenheit im Auge und der Stirne, eine Freyheit in der ganzen

Hal-

Haltung des Gesichtes deuten, wie der scheue, verzogene Blick, sehr bald die Art der politischen Gemüthsstimmung an, und setzen zwischen sehr nahen Grenznachbaren oft ungemein beträchtliche Zwischenräume fest. Der individuelle Nationalcharakter, die Gemüthsart eines Volkes bildet sich eine ihnen eigenthümliche Hülle, die, mit dem Geiste und der Art von Aufklärung verbunden, das ganze Gepräge feststellt. Diesen Grundsatz wird man sehr bald bestätigt finden, wenn man die Eingebohrenen vollkommener Demokratien oder gemässigter Aristokratien mit den Unterthanen oligarchischer Staatsverfassungen vergleicht. Bern und Freyburg trennen sich schon an den Grenzen durch diese feinen Schatten. Auch geben die strengen katholischen Kantone ein anderes Aeussere, als die protestantischen.

Der ganze Zusammenhang des *Nationalgeistes* endlich, von welchem alle Gesichtsform der Ausdruck ist, bestimmt sich immer nach der Natur des Landes in seinen Grundzügen. Die Geschichte kann nachmals darin wenig mehr abändern, als die feinen Tinten hinein-

bringen, und alle ihr gehörigen Eigenheiten scheinen nur Aufmunterungen zu seyn, der Natur des Bodens treu zu verbleiben.

In der Reinheit der Luft, und daher zum Theil in der Höhe des Landes liegt die Quelle aller Volksgesundheit. Wo der Athem des Himmels den Einwohner auf der einen Seite immer wieder erfrischt, und auf der anderen ihm Luft und Kräfte zur Arbeit und zur Bebauung seines Bodens einflößt, ist Gesundheit und Munterkeit immer zu Hause, die Kräfte wachsen zu einer angemessenen Höhe, und statten den Sinn mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit und Unbekümmernifs aus, welche auch jenem Aeufseren einen so hinreissenden Reiz gewährt.

Diese Offenheit und Freymüthigkeit, welche in dem Gefühl der Kräfte ihren Grund hat, scheint des merkwürdigen Schweizercharakter erster Nationalzug zu seyn. Er drückt sich mit Freyheit in allen Wendungen des Geistes aus; er bekümmert sich weder um Verhältnisse noch Umstände; jeder ist ihm gleich, und ungedrückt von den Vorurtheilen

len des Anſtandes geht er ſeinen eigenen natürlichen Gang. Dieſer Zug einer freyen Eröfnung im Charakter bezeichnet, wenn er in einem Volke allgemein ſtatt findet, am erſten und auffallendſten das weibliche Geſchlecht.

Die Mädchen ſind es daher in der Schweiz beſonders, welche die frœhliche Offenheit haben, die nichts Unanſtændiges ahndet. Den ermüdeten Reiſenden lächelt oft ein freundlicher lockender Blick, unter einem leichten Strohhute hervor, wieder munter; man wird frey von ihnen angeredet, und vergiſst unter einem liebenswürdigen Scherzen ſehr bald das Eigenthümliche ihres Geſchlechts. Dieſer Ton der Bewohner veredelt noch die heitere Pracht einer Gegend. Wer es nie fühlte, welchen hinreiſsenden allmæchtigen Reiz dem weiblichen Geſchlechte die Natur in ihrer vollſten Ausdehnung giebt, kennt einen Hauptvorzug von Helvetien nicht, welcher den Reiſenden ſogleich beym Eintritte in dies Land herzlich willkommen heiſst. Die frœhlichen Mædchen, die zugleich mit ihm in die Stædte ziehen, ihn in ihre Scherze un-

befangen verwickeln, keine Gefahr kennen, und Unschuld schätzen, weil sie ihre Bedeutung nicht wissen, machen mit den steifen lächerlich verschämten Töchtern Teuts einen seltsamen Kontrast. Die Städte haben indess wenig von dieser Zwanglosigkeit mehr, weil hier sie das Geschlecht offenbar Angriffen bloss geben müsste. Aber wenn das Kultur des Weibes heisst, seine Tugend hinter einem possierlichen Gemische alberner Sprödigkeit und ekelhafter Aufmunterung zu verbergen, so haben wir sie zu verwünschen Ursach, weil sie uns den treulichsten Genuss eines heiteren unbefangenen Lebens entzog, allen Reiz des Gedankenwechsels und Umgangs verbannte, und dem Manne eine wahre Aufheiterung raubte, die ihm kein künstliches Einschiebsel des Luxus nun wieder ersetzen kann.

Der Hauptgrund dieser Offenheit ist der Frohsinn, welcher dem bedürfnissloſen oder bedürfnissbefriedigenden Zustande der Schweizerbauern allgemein anhängt. Soviel sie zur Lebensunterhaltung nothwendig haben, giebt die Natur neben ihnen immer her, und die

ihrige

ihrige gewœhnt ſich an alles. Ein jeder iſt Herr in ſeinem Hauſe, und keiner ſorgt für den Anſtand des Ceremoniels. Er glaubt einen jeden, der ſich ihm nœhert, ſeiner Freuden empfœnglich, und theilt ſie ſo ganz von Herzen mit ihm. Ieder hat ein Recht auf ſeinen Genuſs, den er ſich ohne Mühe erwirbt, und den er daher ohne Gefühl einer Aufopferung ihm darbieten kann.

Ohne mit dem Anlaſſe und der Natur ihres Landes bekannt zu ſeyn, würde man über die Mœſſigkeit erſtaunen müſſen, welche ihnen die Nahrungsmittel, wie die Art ihrer Vergnügungen zubereitet. Es iſt natürlich nur immer von denen Gegenden die Rede, welche ein verſtœrkter Verkehr noch nicht mit allen anderen Befriedigungen des Geſchmackes verſiehet; und in dieſen giebt es manche Diſtrikte, welche ſich allein vom Ertrage ihrer Heerden ernœhren. Das Hauptnahrungsmittel der Thalleute von Urſeren iſt eine Art von dürrem Kœſe, den ſie anſtatt des Brodes eſſen; die andere fettere Art, welche ſie noch auſserdem machen, verkaufen ſie mehrentheils. Murmelthier und Gemſen-

fleisch macht einen Theil ihrer Leckerbissen. Viele Gegenden von Wallis kennen kein Brod, manche andere nur ein Gebäckfel von Hafer. Der menschliche Körper wird aber mit allen Nahrungsmitteln Freund, und verschaft sich eine Nahrung aus allem, was ihn umgiebt.

Dass diese Mässigkeit der Aelpler aber lediglich eine Tugend der Nothwendigkeit sey, erhellt aus der Leichtigkeit, mit der man sie übertritt. Wenn sie einmal, bey irgend einer feyerlichen Gelegenheit mit den Thalleuten zusammen kommen, so geniesen sie kannenweise den Wein. Gewöhnlich ist immer in jeder solchen Gegend irgend ein Tag zu einem solchen Saufgelage bestimmt, und sie scheinen ihre ausschweifende Munterkeit nur bis auf diesen Zeitpunkt zu versparen. Es ist unglaublich aber gewiss, dass im Haslithale jährlich für 40000 Gulden Wein aus dem Waatlande getrunken wird, das daselbst vortreflich zubereitete Kirschwasser ungerechnet, welches man hier Schoppenweise niederschluckt. Aber nur von diesen Bergbewohnern, welche durch Nachbarschaft und wechselsei-

felfeitigen Umfatz mit diefen Thalleuten in einigem Zufammenhang ftehen, ift dies der Fall, indefs die verborgenen Aefpler nach diefen noch unbekannten Genüffen wenig verlangen. Das Haslithal leidet darum fo viel von diefen Verderbniffen, weil wenig fo enge Diftrikte in der Schweiz einen fo ftarken Beitrag zu den Armeen der fremden, mit dem Lande in Verbindung ftehenden Nationen geben, und daher auch wenig oder gar keine die auslændifchen Verderbniffe von fo vielen Seiten erhalten.

Wie fehr der Bau des Landes auf die Einwohner überhaupt fich wirkfam bezeige, ergiebt der gænzlich nach den Landftrecken modifizirte Nationalgeift. Die Hochlænder zeichnen fich hier, wie in allen Lændern, durch eine feinere Regfamkeit des Geiftes, und durch eine freyere Munterkeit aus, wenn ihr Land diefe nur einigermafsen begünftigt. Dem Appenzeller in den Auffer-Rhoden fcheint ein muthwilliger Witz wie angebohren zu feyn, und man wird fie in ihren Gefellfchaften felten anders als in feinen Streitigkeiten der Laune und des Scherzes ver-

flochten antreffen. Man erzählt von den Appenzeller Bauern sehr viel Naivetäten, wovon ich nur eins als Beyspiel hieher setzen will. Ein Appenzeller ward in Zürich von der Grœsse eines neuen Gebæudes überrascht, und stand verwundernd stille um es anzuschauen. „Wie gefällt dir dies Gebæude, guter Freund?“ frug ihn der Herr des Hauses. „Nicht übel,“ versetzte der Appenzeller. Bauet man, fuhr jener fort, indem er auf einen schœnen Balkon zeigte, in eurem Lande auch solche Gestelle, um *trockne* Birnen zu dœrren.“ — Nein,“ antwortete der Appenzeller, denn in meinem Lande werden nur die *grünen* gedœrrt.

Auf einer anderen Seite sind die Bewohner des *Val de Travers* ihres Scharfsinnes wegen berühmt, welcher durch eine Kultur, die man nicht erwartet, und durch eine wirklich sehr ausgebreitete Lektüre eine erstaunliche Hœhe erreicht. *Rousseau* erwæhnt in einem Briefe an den Marschall von Luxemburg eines Beyspieles davon. Er spazierte, „erzæhlte er,“ in dem Thale umher, und blieb endlich bey einem Hause stehen, wo Mædchen

chen klœppelten. Die Mutter wiegte ein kleines Kind, und indem er dieſer Beſchæftigung zuſah, næherte ſich ihm ein dicker Bauer und redete ihn ſo an: „Sie ſehen, daſs man „Ihre Grundſætze hier eben nicht ſehr genau „befolgt, allein unſere Weiber lieben die al„ten Vorurtheile nicht weniger als die neuen „Moden.“ Rouſſeau ſetzt noch hinzu, daſs er æhnliche Reden unzæhligemale gehœrt habe.

Beſonders verbindet noch der Waatlænder mit dem allgemeinen Hange des Bergbewohners viel Kühnheit, Leichtigkeit und eine Kunſt, in der Welt fortzukommen, welche ihn allenthalben willkommen macht. Wo der Schweizer überhaupt ſich erſt zur Kultur hinneigt, und ſeine kunſtloſe Lebensart verlæſst, da erreicht er immer bald eine betræchtliche Hœhe. Das Land ſcheint, ſo wie in der Verfaſſung ſeines Inneren, auch in dem Charakter ſeiner Angebohrenen alle Extreme zu begünſtigen. Iede Lebensweiſe iſt bis zum Aeuſerſten getrieben: Einfalt und Luxus, Sparſamkeit und Verſchwendung.

Auch die Tapferkeit des Eidgenoſſen ſcheint mir das Produkt ſeines Landes und der damit immer vereinigten Lebensweiſe zu ſeyn. Die unverdorbene Luft giebt ihren kœrperlichen Funktionen Leichtigkeit und Kraft, Arbeit übt ſie darin, und die Gefährlichkeit ihres Landes, manche Art ſich Nahrung zu erwerben, wie Gemſenjagd und Kryſtallſuchen, macht ſie mit Unternehmungen vertrauet, welche Gleichgültigkeit gegen das Leben vorausſetzen, und auf die æuſſerſte kœrperliche Abhærtung dringen. Um etwas zu gewinnen, ſetzt der Berglænder ſich den ſchrecklichſten Gefahren aus. Man iſt ſelten in Verlegenheit, in Abgründe gefallene Sachen von Werth gegen eine ertrægliche Belohnung wiederzuerhalten, und ich habe von mehreren Fællen gehœrt, wo Abendtheurer ſich aus dieſer Abſicht in die tiefſten Spalten hinablieſsen, um ein Felleiſen zu retten.

Ihre Tapferkeit iſt durch ihre Geſchichte hinreichend bewæhrt. Es würde überflüſſig ſeyn, zur Bekræftigung derſelben etwas weiter anzuführen, als nur auf die Schlachten von Sempach, Morgarten, Næfels, Granſon, Morat,

Morat, St. Iakob, und endlich Marignon zu verweiſen. Bey *Næfels* ſtanden zweyhundert gegen dreyzehntauſend, und der alte Marſchall von Trirulce verſicherte von der zu *Marignon*, daſs die 18 Schlachten, welchen er beygewohnt hätte, gegen dieſe nur Kinderſpiele geweſen wären. Eine allgemeine Geſundheit einer Nation, verknüpft mit Patriotismus, bringt immer ſolche Wirkungen hervor.

Der allgemeinſte Hauptzug im Charakter der Schweizer, iſt die unbezwingbare Vaterlandsliebe, der hinreiſsende Nationalſtolz, welcher die Grundlage aller anderen Eigenheiten darin auszumachen ſcheint. Auſser dem politiſchen Grunde ſeiner Verfaſſung iſt wieder die phyſiſche Natur des Bodens nothwendig eine Haupturſach derſelben. Die friſche Leichtigkeit der Alpenluft unterſcheidet dieſe von den anderen Gegenden ſo merklich, daſs der Eingebohrene von jenen in andern ſich von einem ſchweren Drucke beläſtigt fühlen muſs, der ihn an den freyen Athem in ſeinem Vaterlande ſo ſchmerzlich erinnert, alle Gegenſtände um

ihn

ihn her verſchleyert, und ihm eine Sehnſucht nach ſeiner Heimath erregt, welche oft ſelbſt mit ſeinem Tode endigt. Alle Gegenſtände in ſeinen vaterländiſchen Alpen ſind überdem mit einem ſolchen Gepräge von Erhabenheit bezeichnet, daſs ihn die Eindrücke davon nie in der Fremde verlaſſen kœnnen. Allenthalben vermiſst er dann etwas, nichts findet er in ſeiner gewohnten Grœſse, und verlæſst gern den Prunk der Fremde, den er nicht verſteht, um zu dem geheimen Zauber ſeiner erhabenen Mutter heimgehen zu kœnnen.

Auch feſſelt nichts mehr und ewiger an ſich, als die ſtille und ungeſtœrte Einfalt der Lebensweiſe. Die unverſchrobene Natur kehrt immer, ſich ſelbſt überlaſſen, ſelbſt aus dem Schooſse der hœchſten Wolluſt, wieder zu ihr zurück. Es iſt der Zuſtand des Friedens, in dem ſie ſo gern alle ihre Begierden aufliœſt und abkühlt. Und die Lebensart der Alpen hælt ſich mehr der erſten Beſtimmung des Menſchen gemæſs, als irgend eine andere; ſie iſt noch der einzige uns übergebliebene Schatten des patriarchaliſchen oder arkadiſchen

schen Lebens. Ohne mühsam ein karges Feld zu bauen, oder dem Weinstock Nahrung und Gewinst abtrotzen zu müssen, stellt der begierdenlose Aelpler es seiner freundlichen Natur anheim, ihm die Nothdurft zu reichen. Immer haben seine Weiden Gras für sein Vieh, immer seine Heerden Milch für ihn. Alle Arbeiten seines Tages überwindet er mehr durch einen augenblicklichen Muth als durch eine entnervende Geduld. Durch das Gefühl seiner Freyheit erhœhet, geht dieser Patriotismus oft zu einer hinreisenden, gewaltthætigen Schwærmerey über, ergreift nicht nur das kleine Alpenvolk, sondern theilt sich auch dessen Nachbaren, den Einwohnern angrenzender, mehr niedriger und verzærtelter Ebenen erfrischend und holdseelig mit.

Aber es scheint auch in der Schweiz sich zu bestætigen, dass dieser freye, schwærmende Geist am liebsten, ungebundensten und ausschweifendsten in kleineren, ganz von sich allein abhængigen Staaten athmet. Hier scheint er fast den einzigen Gesichtspunkt aller bürgerlichen Bestrebungen auszumachen, indess

indeſs er ſich in weitläuftigeren unter ſich verbundenen Landſtrecken für mehrere Gegenſtände vertheilt, zu einem hœher getriebenen Gewerbsfleiſs, und zur Anſchaffung aller der Mittel umændert, womit man verſtærkte Bedürfniſſe und einen armſeeligen Luxus zu befriedigen genœthigt iſt. Hiervon iſt die kleine Republik *Garſau* ein Beyſpiel, die an ihrer Freyheit, wie an den kleinſten Zeichen derſelben, mit einer beyſpielloſen Innigkeit hængt.

Es wird aber auch in der Schweiz an keinen Erinnerungen geſpart, dem Bürger die vornehmſten Thaten ihrer Ahnen lebhaft zu erhalten. Auf der Stelle bey Sempach, wo der Herzog Leopold und der Luzerner Schultheiſs von Gundeling geblieben ſind, hat Luzern eine Kirche gebauet, in der alle Iahre am neunten Iuni, als den Tag des Vorfalles die ganze Geſchichte der Schlacht abgeleſen wird. Tells Kapelle zeichnet ſich vorzüglich als ein ſolches Denkmahl aus, und an ſehr vielen Orten, wie in Murten u. ſ. w. trift man auf ænhliche Erinnerungen. Kein Land iſt daher auch in denen Theilen ſeiner

Geſchich-

Geſchichte ſo eingeweihet, welche zu ähnlichen Anſtrengungen aufmunteren kœnnen. Man hængt mit leidenſchaftlicher Hitze an allen groſsen Ereigniſſen derſelben; und als die Zweifel des Herrn von Haller gegen die Aechtheit der Geſchichte Tells in den Kantonen bekannt wurden, lieſsen ſich einige von ihnen dies ſo ſehr zu Herzen gehen, daſs ſie in Bern, dem Vaterlande des Verfaſſers, eine allgemeine Vorſtellung dagegen eingaben. Zu Uri ward die Schrift ſogar œffentlich verbrannt, und man würde in der Gegend der Geſchichte ſelbſt das Leben wagen, wenn man ſich als ein Anhænger jener Meynung æuſseren wollte.

Alles, was den Schweizer vergnügt, alle ſeine Volkslieder und Geſænge, beziehen ſich auch ebenfalls auf die Geſchichte ſeiner Freyheit, und erſetzen ihm oft den wirklichen Mangel derſelben. Er ſpricht mit Verachtung von Fürſtendienern, er hœrt von erzwungenen Soldatendienſten und Abgaben; und, ohne die grœſseren Hülfsquellen monarchiſcher Staaten zu kennen, træumt er ſich, da er ſelbſt nur wenig Abgaben bezahlt, über

alle

alle andere Länder der Erde erhaben. Er vergiſst dann ſehr bald den Druck, unter dem er zuweilen ſtehet; in der Fremde fühlt er nur wenig mehr davon, und er erinnert ſich nur an die Dinge ſeiner Heimath, welche er nicht neben ſich findet. Er ſaugt den Begriff von Freyheit mit der Muttermilch ein, und vermiſst ſie dann am dringendſten, wenn er im Auslande zu dienen gezwungen iſt.

Auch begünſtigen einige kleinere Kantone, die, wie ich ſchon oben erwähnt habe, zu jeder Gattung von Ausſchweifung in dieſem Punkte mehr als die grœſseren hinneigen, wirklich eine zügelloſe Freyheit; allenthalben aber findet der Schweizer doch einen Zugang zu einer Theilnahme an der Regierung ſeines Vaterlands offen. Die obrigkeitliche Macht iſt unter einer Menge von Gliedern vertheilt, und an den meiſten Orten læſst ſich immer der fünfte Mann als irgend einen Grad von Macht ausübend betrachten. Die Herrſchſucht, welche den untern Stænden beſtændig anhængt, wird daher nirgends ſo leicht, als in den helvetiſchen Republiken befrie-

friedigt. In den demokratischen hat jeder Bürger auf die eigentliche Regierung ein Recht; in der aristokratischen, wo sie sich mehr auf eine gewisse Anzahl von Familien beschränkt, giebt es noch eine Menge kleinerer Aemter, welche nur der Bürger besetzt; und selbst der eigentliche Unterthan ist an manchen Orten in dem Besitze eines Schattens von Herrschaft. So hat Lausanne, das doch unter einem Landvogte steht, seinen Rath der Zweyhunderte, seine Bürgermeister, Bannerherren, Gerichtsherren und Sechszehner. Und bey den Demokraten kennt ein jeder seine Stimme bey der Landesgemeinde, zum Krieg und Frieden, zur Wahl der Obrigkeiten, und seine Ansprüche auf ihre Stellen selbst. Alles zusammengenommen, was die Wichtigkeit des Schweizers in seinen Augen so unendlich erhebt, giebt hinreichende Gründe seiner Vaterlandesliebe her, die, unter den unübertroffenen Schönheiten seiner Gegenden auferzogen, von der Milde seiner Gesetze erheitert, und von der Sicherheit seines Eigenthums, der Leichtigkeit seines Nahrungserwerbes begünstigt und aufgefrischt, ihn alle Schätze anderer Länder verachten lehrt.

Und überhaupt hat der Patriotismus etwas Ansteckendes. Ein einziger Bürger, den die Sorgfalt des Staates für ihn dazu berechtigt, reisst tausend andere hin, ob sie gleich durch dieselbe Sorgfalt gedrückt werden. Der Stolz auf wahre oder eingebildete Vorzüge ergreift Familienweis. Eines einzigen Gefühl macht auf alle Nachbaren Anspruch.

Es kann nicht fehlen, dass diese Vaterlands- und Freyheitsliebe zuweilen für die innere Ruhe der Staaten in sehr bedenkliche Aeusserungen ausbrechen sollte. Ausser den Zerrüttungen, welche die Eidgenossenschaft, seit ihrer Entstehung wiederholt unter sich auflöeste, scheint Bern vorzüglich solchen inneren Uebeln, die der Wohlstand und das Selbstgefühl immer befœrdert, unterworfen zu seyn. Von *Davels* Unternehmung in Hinsicht des Waatlandes werde ich unter der Staatsverfassung von Bern mehreres anführen; aber auch die so glücklichen und friedlichen Bewohner des Haslithales erinnerten diese Stadt einmal sehr wirksam an ihre Rechte, welche man ihnen zu entziehen vorhatte, ob der erste Anlass dazu gleich sehr unbedeutend

schien.

chien. Man war sonst gewohnt gewesen, die Offiziersstellen der Regimenter dieses Ländchens mit Einwohnern desselben zu besetzen. Nachher aber fand man dies, im Fall eines Aufstandes gefährlich, entzog ihnen unvermerkt diesen Vorzug, und schob ferner ein. Dies hatte bey der nächsten Musterung der Regimenter die Folge, dass einige Flinten scharf geladen waren, und man fand es dieserhalb für rathsamer, die alte Stellenbesetzung wieder herzustellen.

Es ist ein gewöhnlicher Zug im Charakter des niedrigeren Volkes, dass es auf die Zeichen und Symbole seiner Vorurtheile und Meinungen weit starrer und heftiger hält, als auf das Wesentliche derselben. Die wenigsten Völker empfanden es so übel, wenn man den inneren Kern ihrer Religion gewaltsam antastete, als wenn man den äusserlichen Schmuck, und das Eigene ihrer Gottesverehrungen nur leise berührte. So entstand der erste Schweizerbund selbst aus dem Unwillen über äusere Zeichen der Knechtschaft, und man findet alle Kantone für diese Symbole der Freyheit so eifrig und emsig besorgt, dass

man sie ohne Gefahr nicht angreifen durft
In fast allen Kirchen behælt man wæhren
des Gottesdienstes den Hut auf dem Kop
und die Ceremonien der Verfassungen sind
sorgfæltig bestimmt, dass sie sehr oft ins L
cherliche fallen.

Die Liebe zur Heimath ermangelt ab
auch niemals in Veranstaltungen wirksam
werden, welche sich, lediglich um sie zu e
halten, entwickeln. Ausser allen denen v
terlændischen Sozietæten, welche sich mit d
Ausbildung einzelner Seiten ausschiesslich b
schæftigen, hat die Schweiz eine eigene G
sellschaft, welche ihren Nationalgeist ga
eigentlich angehet: die patriotische Gese
schaft zu Olten. Vor ohngefæhr 25-30 Ja
ren nahm sie einen sehr unbetræchtlichen A
fang in Schinznach. Man verlegte sie ab
nachher, um auch die guten Kœpfe der kath
lischen Kantone, welche sich nicht glei
daran Antheil zu nehmen getraueten, ins
gemeine Interesse zu ziehen, nach ihren i
gem Versammlungsort. Es wurde eine fœr
liche Sozietæt gebildet, man gab ihr Gesetz
Vorsteher, selbst gelehrte Arbeiter, die ab
n

nur immer, des freundschaftlichen und fröhlichen Zweckes ihrer Stiftung wegen, als Nebensache angesehen wurden, und knüpfte so ein heiteres Band zwischen den ersten Geistern des gesammten schweizerischen Vaterlandes. Nur später erst nahmen sie Fremde in diesen gesellschaftlichen Bund auf, welche ein gleiches Interesse der Aufklärung mit ihrem Vaterlande verknüpfte. Man kommt hier in einer friedlichen Eintracht zusammen, welche die Entwickelung jeder Individualität und charakteristischen Eigenheit aus so von einander abgehenden Provinzen begünstigt; und doch muss eine jede von ihnen einen vollkommenen Genuss, Aufklärung mangelhafter Vorstellung und neue Begriffe finden.

Wie nun die Vaterlandsliebe, trotz ihrer Heftigkeit und der damit zuweilen verknüpften gefahrvollen Bewegungen überhaupt auf das innere Wohlseyn ihres Eigenthums wirkt, haben alte und neuere Geschichte tausendfältig gelehrt. Nie erhob sich eine Verfassung zu einer anschaulichen Grösse, und zu einem anordnenden Einflusse auf benachbarte Staaten, als durch den damit

verbundenen Muth, und durch das tiefe Regen und Leben, welches er dem Bürger mittheilt. Auf dem Punkte, wo das Intreſſe der Republik allen hæuslichen Vortheil verdrængt hat, und man den Erguſs ſeines ganzen Herzens und aller ſeiner Kræfte dem Vaterlande ſchwelgeriſch darbietet, hat dies auch den hœchſten Standpunkt ſeiner Blühte erreicht. Eine unverændert einfache, mit der Natur des Landes unzertrennlich verbundene, und daher unentbehrlich gewordene Lebensart erhælt dieſen Geiſt der Allgemeinheit Iahrhunderte lang, und er verſchwindet nur unter dem Andrange fremder Bedürfniſſe und neuer Laſter.

Es verſteht ſich zuletzt, daſs die verſchiedenen Theile der Schweiz durch mehrere Eigenthümlichkeiten im Charakter ihrer Bewohner ſich auszeichnen. Der Hochlænder muſs ganz andere National-Gefühle und Anlagen haben, als der übrige Schweizer; ganz andere der kriegeriſche als der handelnde; der deutſche als der franzœſiſche; ganz andere, endlich der Ariſtokrate als der Demokrate. Aber manche Züge werden natürlich

in

in einander verschmolzen, und oft muss das Eigenthum des Einen bey dem anderen wiedergetroffen werden. Bern und Freyburg sind beyde Aristokratien; aber die Regierung von jenem ist mild, gross, und nur für den Reichen zuweilen drückend, für die niederen Volkklassen aber erheiternd und wohlthätig. In Freyburg hingegen ist Bürger und Landmann gepresst. Dies giebt dem gemeinen Berner ein freyes und offenes, dem Freyburger hingegen ein gedrücktes, schleichendes Wesen. So findet sich zwischen Zürich und Basel, welche sehr ähnliche Verfassungen haben, doch ein auffallender Unterschied. Der Baseler hat mehr Eleganz und Geschmeidigkeit, da dem Züricher (besonders dem altardischen) noch das altschweizerische anhängt; der letztere dagegen eine gewisse Wærme, die sich nirgendswo anders antreffen læst. Dies Feuer ersetzt hier selbst den Reichthum der Stadt, und es kommen durch dasselbe manche grosse und edele Dinge zu Stande; es erhebt über manche Vorurtheile, z. B. der Neuerung, und giebt dem Geiste überhaupt mehr Empfænglichkeit für alles Gute und Schœne. Die Züricher sind daher

über ihre bedæchtlicheren Mitkantone über ein halbes Iahrhundert voraus; ſelbſt der gemeinſte Bürger iſt aufgeklært, und ſie haben ſeit langen Zeiten in ihrer Mitte eine gute Anzahl groſser Kœpfe und brauchbarer Gelehrten erzogen. Der Berner zeichnet ſich auf der anderen Seite durch die Geſchliffenheit und das Adliche in ſeinem Weſen aus; er verachtet den Handel, er ſucht den Ton eines Mannes von Stande, und da er, wenn er aus der Fremde, die ſeine Erziehung hat vollenden ſollen, wieder zurücke kommt, keine beſtimmten Geſchæfte hat, ſo widmet er ſich bis zu ſeinem Regierungsantritt dem alleinigen Studio des geſellſchaftlichen Lebens, der Galanterie und des hohen Tones.

Am wirkſamſten und dauerhafteſten iſt die Wendung, welche vermehrter Handel und Gewerbsfleiſs der Sittlichkeit giebt. Mancher Eindruck der herrſchaftlichen Verfaſſung wird gænzlich ausgelœſcht, oder zum wenigſten doch gemildert durch die æuſserliche, zerſtreuende Beſchæftigung des Verkehres; da auf der anderen Seite die Despotie der hœheren Stænde gemeiniglich die dadurch getheil-

getheilte Aufmerkſamkeit der unteren Handelnden benutzt, ihre Herrſchaft um ſo feſter zu gründen. So erhielt die Natur in allen ihren Schœpfungen eine bezaubernde Harmonie. Was das Gleichgewicht der allgemeinen Glückſeeligkeit in ihrer eigentlichen Grundlage ſtœrt, iſt zugleich ein Mittel, das Gefühl des Verluſtes und der Entbehrung erträglicher und milder zu machen.

Selbſt da, wo der Verkehr die Einwohner der Dœrfer und des platten Landes über die natürliche angebohrene Sphære ihres Bodens hinüberzieht, ſcheint auch ein eigener Geiſt ſich ihrer zu bemæchtigen, der, ohne die Erwerbmittel zu verlaſſen, an allen Vergnügungen der Stædter gern Theil nehmen will. Dies iſt z. B. mit Wettiſchwyl, einem Dorfe bey Zürich, der Fall, deſſen Bürger neben ihrem Landbau, für die Fabriken arbeiten, ſich mit dem Handel beſchæftigen, und auf dem See eine anſehnliche Schiffart betreiben. Das hat ihnen mit dem Reichthume alle ſeine Kaprizen gegeben, welche, mit der Originalitæt ihrer angeſtammten Kultur vermiſcht, zuweilen in ſonder-

bare Züge ausbrechen. Das Dorf selbst hat Konzertsæle und Zuckerbecker, und sie würden vor einiger Zeit eine Truppe Schauspieler haben kommen lassen, wenn der Landvogt es ihnen erlaubt hætte.

In allen diesen Mitteln zum Wohlstande liegt auch noch die letzte Quelle des Bürgerstolzes, der freylich im Grunde weit anderer Natur ist, als der Nationalpatriotismus. Iener erbittert die Gemüther gegen einander, indess dieser im einzigen Zwecke des vaterlændischen Wohles sie alle freundlich und vertraulich zusammenhælt. Iener ist auf eine kleinliche Eigenschaft seines Wirkungskreises erpicht, indess dieser sie alle umfasst. Aber der bürgerliche Hochmuth ist nicht nur unvermeidlich, sondern auch nützlich, wo der Staat sich selbst regelmæssig beherrscht.

Vorzüglich zeichnet Bern sich durch diesen Bürgerstolz aus. Die Bürgerschaft dieses Kantons ist in einer so glücklichen Lage, dass nur sehr wenig dazu gehœrt, ihr ein gutes Fortkommen im Staate zu verschaffen. Eine Menge von Stellen im Lande, auf die

sie

ſie alleinige Anſprüche hat, nährt jeden nur etwas Erzogenen, und dem gänzlich Heruntergekommenen entgeht doch niemals die lezte Zuflucht in einem Bürgerhospital. Dies giebt ihnen, nebſt der Schwierigkeit für Fremde, das Bürgerrecht zu erhalten, einen republikaniſchen Hochmuth, der ſich oft in ſehr eigenthümlichen Wendungen æuſsert.

Dieſer iſt indeſs ein um ſo rechtmæſſigeres Eigenthum von Bern, da wenig Republiken eine ſo vortheilhafte Einrichtung haben, daſs mit einer Reihe groſser ariſtokratiſcher Handlungen der alten Geſchichte, die dem unteren Stande gefæhrlich drohen, noch immer ein Geiſt des Patriotismus ſich verbindet, den alle Erſchütterungen des Luxus nicht haben ſtœren kœnnen, und der nicht nur den Bürger, ſondern auch den bloſsen Unterthanen des Staates beſeelt. Nirgends in einem Lande der Welt befindet ſich der Bauer allgemein beſſer, kann weniger durch kleine Abweichungen von den Landesgeſetzen gedrückt werden, und ſeinem Erwerbe ruhiger nachgehen.

Das Bürgerrecht ist in dieser Republik übrigens so schwer zu erhalten, dass man davon in Jahrhunderten kaum einige Beyspiele hat; aber wenn der Nichtbürger keine Ansprüche auf die Stellen des Standes macht, so bedarf er zum Betreiben seines Gewerbes oder Handels gar nicht derselben. Eine Menge Fremder leben hier ohne dasselbe in einer guten Verfassung, da hingegen in andern Kantonen, z. B. in Basel, nichts von irgend einem Vertriebe vorgehen kann, ohne ein Bürger zu seyn, oder sich des Namens von einem Bürger zu bedienen.

Alle diese einzeln auseinandergesetzten Eigenschaften des Bürgers der Schweiz bilden seinen ganzen Charakter. Simplizität, der Hauptgrund derselben, nimmt alle anderen Tugenden, Muth und Scharfsinn, Vaterlandsliebe und Bürgerstolz in sich auf, um sie zu einem entzückenden Ganzen zusammenzuschmelzen. In den künftigen Kapiteln über die Lebensart und den Wohlstand des Landes werde ich nochmals eine Entfaltung desselben in seinem Umfange versuchen.

Achtes Kapitel.

Anlage zu den Wiſſenſchaften und Künſten.

Es iſt ſo lange noch nicht her, daſs man die Schweiz in Rückſicht der Geiſtesbildung und Aufklärung gænzlich verſchrie. Man vermiſste das Gebildetere und Humane in ihren Geiſtesanſtrengungen, welches man zu fodern anfing, jemehr der leichte Geſchmack der Franzoſen ſich Europas bemæchtigte, und ſah über die wirklich oft gigantiſche Grœſse ihrer Unternehmungen weg. Es iſt ein Zug in ihrer Nationalgelehrſamkeit, noch weit mehr, als in der dadurch berufenen deutſchen, an allem zu hangen, was ſich mit Mühe und einem Aufwande von Gelehrſamkeit nur ausführen læſst. Lediglich die ſpætere Verengerung ihres Bandes und Umgangs mit Frankreich hat auch dieſem Theile Politur und eine Ründung gegeben, welche, beſon-

besonders in der franzœsischen Schweiz, oft die Nationalfeinheit Galliens übertrift.

Die Konstitution der Kantone scheint, wie ihre Lage, hierauf wieder empfindlich einzufliessen. Wo man freyer denkt, und sich um den Gang der alten Sitte weniger kümmert, wird man auch duldsamer gegen einander in diesem Punkte, nachgiebiger, empfænglicher. Wo die Regierungsform in einem minderen Drucke und grœsseren Wohlstande Veranlassung giebt zu den stillen Freuden des Nachdenkens, hæuslicher Verschlossenheit, unbefangener freyer Mittheilung, wo man denken und sprechen kann über alles, was und wie man will, da erheitert sich der Gedankenumlauf, die Kultur wird allgemein, man nimmt von allem Fremden das Gute und Brauchbare an. Und wo noch Handel und Wandel dazu kœmmt, um im veranlasten Umgange mit dem Auslande diesen Umtausch zu erleichtern, da schreitet man in allgemeiner Volksaufklærung mit Riesenschritten fort.

In

In Zürich besonders scheint dieser grœssere Geist der Mittheilung herrschender zu seyn, als in den andern Kantonen, besonders aber in Bern. Die Bewohner von jenem haben etwas das den Fremden anziehet und ihn inniger fesselt, indess der Berner sich niemals ganz vom Stolze der Aristokratie loszumachen im Stande ist, aber unter allen Feinheiten der æusseren Politur sich weniger ganz mittheilt, und vollkommene Mittheilung foderen kann. Zürich ist daher in der solideren Art von Kultur weit den anderen Verbündeten zuvorgekommen und begünstigt, seit Jahrhunderten schon, fast alle Künste und menschliche Erkenntnisse lediglich durch diese Empfænglichkeit für einen Ideenwechsel.

Mit den allgemeinen Fortschritten der Aufklærung ist es indess in der Schweiz nicht besser, als in andern Lændern der Welt. Man weicht niemals gern aus dem engen Kreise gewohnter Gebræuche heraus, und die Reform angebohrener Ideen ist auch hier unter allen die schwierigste. Als man die elende Uebersetzung der franzœsischen Psalmen in Basel durch die weit bessere des Prof.

Sprengs

Sprengs ersetzen wollte, geriethen die Gemeinden, in eine so bedenkliche Gährung, dass man froh seyn musste, das Projekt auf eine gute Manier wieder aufgeben zu können. So musste man ebenfalls in Basel das Vorhaben fahren lassen, die alte Baseler Uhr, die eine Stunde früher geht, als alle andere Uhren in der Welt, zu reformiren, weil die Bürgerschaft und besonders die Handwerker sich durchaus dagegen erklärten.

Und doch sucht man, besonders in grossen Städten, sich allmählig zu verfeineren. In manchen, selbst Fabrikstädten der Schweiz, beschäftigt man sich unglaublich mit der Lektüre, und es giebt daselbst Lesegesellschaften und Lesebibliotheken. Alle Oerter im Allgemeinen, welche der Waarenumtausch mit dem Geiste mehrerer Länder verknüpft, bereiten sich eine mildere Empfänglichkeit aller Gattungen neuer Gedanken vor.

Nirgends herrscht aber, dem Vortheile der Lage gemäss, eine allgemeinere Aufklärung, als zu Genf, nirgends eine solche Auswahl, ein so feiner Geschmack in der Lektüre

türe. Die Gründlichkeit in der Auswahl der letzteren hat zugenommen, seitdem man mit deutlichen Ideen sich vertrauter gemacht hat, eine grosse Anzahl daselbst ansässiger Fremden hat manche Vorurtheile verwischt oder unschädlicher gemacht, die Eingebohrenen selbst aber fremden Vorstellungen freundlich eröfnet.

Ueber die Allgemeinheit der Aufklärung disponirt allein die Staatsverfassung eines jeglichen Kantons. Wo sie milde und frey, dem Landmann viele Quellen und Hülfsmittel zum Nahrungserwerbe giebt, verstattet sie ihm auch eine gröfsere Muse zum Selbstdenken. Wohlstand und Ueberfluss sind die Wiege des Genies. Aber man muss einige Mühe haben, sie zu erwerben. Arbeit übt die Kräfte und vervielfacht die Aussichten. Die Kantone, welche ohne sie für jeden Mitbürger Sorge tragen, wie die meisten katholischen, begünstigen Trägheit und die aus dieser entstehende Gattung allgemeiner Verderbniss.

Die Schweizerlandleute haben zuweilen viel Bildung. Man trift in Bauerhœfen nicht selten die beſten deutſchen und franzœſiſchen Schriftſteller an. Man hat von mehreren vorzüglichen Kœpfen unter ihnen gehœrt, die ſich mitten, ſelbſt aus drückenden Lagen hervorarbeiteten. Selbſt das Nationale erhält dann einen lieblichen Schwung. Man kennt den philoſophiſchen Bauer, der ſich aus allen ſeinen niederſchlagenden Beſchæftigungen einen Grad von klarer Vernunft erwarb, der die Gelehrten mitten im Schooſse ihrer Schætze und Hülfsmittel beſchæmt.

Es giebt in der Schweiz Zunftgenoſſen, von deren Kultur man in keinem anderen Lande einen Begriff hat. Dies rührt aus der Urſache her, daſs man das Handwerk nicht als eine Beſchæftigung, der man ſich ganz widmen müſſe, ſondern zum Theil als ein Mittel eines ſicheren Nahrungserwerbes und den Anfang eines politiſchen Lebens anſiehet. Man trift daher hier in den feinſten Geſellſchaften Handwerker, welche darin den Ton angeben, wie Leute nach der Mode ſich tragen, und ſelbſt in ihren Geſpræchen eine

wahr-

nahrhafte, aus anhaltender Lektüre gezogene Unterhaltung geben. Es ist in den Republiken nichts seltenes, dafs ein Gerber, Fleischer, Becker etc. Präsident einer geheimen Kammer ist, während dafs seine Leute unter seiner Aufsicht, das Handwerk mit der mœglichsten Sorgfalt forttreiben.

Es ist ein Eigenthum aller Lænder von der Natur der Schweiz, von der eigenen Festigkeit ihres Kœrperbaues, dafs in ihnen vorzüglich der gesunde Menschenverstand gedeihet. Alles wird auch in den Theilen der Eidgenossenschaft von ihm bezeichnet; kein Land besitzt eine so kernhafte Denkart, und noch weniger die feste Unwandelbarkeit in den Sitten, welche sich so lange unter allen Reizungen des Wohlstandes in ihrer Simplizitæt erhælt. Der schweizerische Landmann blickt nur auf das Wesentliche, und vielleicht aus dem Grunde, weil er sie nicht achtet, hængt er fester an Gewohnheiten und ihm bequemgewordenen Gebræuchen. So kann der gesunde Menschenverstand, den man gewœhnlich als allen Vorurtheilen hœchst feindseelig ansiehet, die Quelle einer scheinbaren

baren Hartnäckigkeit werden, sie beyzu behalten.

Auch schienen sich die Schweizer a diesem gesunden Menschenverstande, welche die täglichen Lebensbeschäftigungen imme hervorbringen oder doch am meisten befö dern, eine lange Zeit genügen lasse zu wollen, und nur die Vermischung mi ihren feineren Nachbaren machte sie auf de Mangel an Kultur der anderen Geisteskräft mehr aufmerksam. Vorzüglich jene grösse ren Städte daher, welche gemeinschaftlich Bedürfnisse, die sich nur durch einen wech selseitigen Umtausch befriedigen lassen, de fremden Bildung früher und inniger nähert fingen seit der Zeit an, ihnen ganz eigen thümlich zuzugehören. Die militärisch Verbindung mit Frankreich vermehrte di Veranlassung, und bald ward eine tief Kenntniss der Sitten des Auslandes Ton de Gesellschaft.

So gehört es in vielen Städten von Rang, wie z. B. in Bern, nun zur Vollendung einer guten Erziehung, den jungen Adel, wenn

wenn er kaum aus der Schule kommt, in fremde Kriegsdienste zu schicken. Dies ist eine Haupturſache des franzœsischen Tones, daſelbſt, und gelegentlich der Sittenverderbniſs in den hœheren Stænden. Das geſellige Leben erhælt zwar dadurch eine unendlich hœhere Politur; aber die Gebræuche nehmen dadurch zugleich eine ſo galante Wendung, daſs man keins der artigen Laſter daſelbſt zu vermiſſen wird.

Zur Vermehrung der Ausſchweifungen in dieſer Hinſicht tragen ſelbſt mehrere mit der Staatsverfaſſung ſelbſt verknüpfte Umſtænde bey. Hierzu gehœren die Vorrechte des Adels, und die Gewiſsheit, welche er hat, ſeine zerrütteten Finanzen durch obrigkeitliche Stellen oder gute Heyrathen wieder in Ordnung zu bringen. Eine gute Landvogtey iſt, wenn er wartet, immer im Hintergrunde ſeiner Ausſichten, bey denen er, die Jahre ſeiner Verwaltung hindurch, ſtandesmæſſig leben und noch eine betrætchtliche Summe zurücklegen kann.

Es ist hierbey zu erwarten, dass die hœheren Stænde wenig von der eigentlichen Gelehrsamkeit wissen. Das Studium, welches die feinere Welt nothwendig macht, verdrængt die stærkeren Anstrengungen jener sehr leicht. Allenthalben gehœrt sie nur immer dem Mittelstand zu, und ist erst zu einem Unterscheidungszeichen von diesem geworden, fængt der erste Stand bald an, es als eine Ehrensache anzusehen, sich absichtlich mit allen ernsteren Kenntnissen und jeder tieferen Wissenschaft nicht mehr zu beschæftigen. Hiernach muss sich nachmals der Stænde herrschende Erziehungsart richten.

In der Schweiz ist diese folglich nicht allenthalben die vollkommenste. Ausser England hat kein Land so viel Pensionen für Mædchen und zum Theil auch für Knaben, als die Schweiz, ob es sich gleich auch nicht leugnen læsst, dass sie sich nirgends in einer grœsseren Vollkommenheit befinden. Vorzüglich viele und vorzüglich gute giebt es im Waatlande, wohin man seine Kinder der Erlernung des Franzœsischen wegen am liebsten schickt. Viele Einwohner von Lausanne beschæf-

beschæftigen sich lediglich mit diesen Anstalten. Da sie hier grosse Gesellschaften besuchen, welche durch den mannichfachen Zufluss von Fremden um so interessanter werden, so erhalten sie hier meistens eine ganz vorzügliche Bildung. Die Manieren der hohen Welt, Geschmack und Fertigkeit in schœnen Künsten, und das Talent, sich in die Menschen zu fügen. Diese Vorzüge einer grœsseren Bildung ausserhalb der Vaterstadt leuchtet selbst den unteren Stænden so merklich ein, dass die Handwerker aus entfernten Orten für eine Zeitlang ihre Kinder gegen einander vertauschen. So schickt der Baseler seine Kinder nach Genf, und dieser hingegen die seinigen nach Basel.

Ausser diesen im ganzen Lande zerstreueten Pensionsanstalten hat jeder Kanton noch seine eigenen œffentlichen Schulen für beyde Geschlechter. Man kennt schon hinreichend für das weibliche die vortrefliche Tœchterschule in Zürich, für das mænnliche die Litteralschule in Bern. Sehr viele und ausgezeichnet vollkommene Anstalten in den Waisenhæusern fast aller Kantone bereiten

vorzüglich den Bürgerstand auf einen hohen Grad von Aufklärung vor. Nur mangelt es im Ganzen noch für die vornehmeren Klassen der oberen Schweiz an Unterweisung.

Die Schweiz hat von jeher Kœpfe vom ersten Range hervorgebracht, die, ungeachtet des Mangels an Hülfsmitteln, Werke lieferten, deren ein jedes Land mit Recht sich rühmen dürfte. Hallers, Zimmermanns, Lamberts, Lavaters, Sulzers, Gesners, Bodmers Schriften sind zu bekannt. Und auch in den Wissenschaften, welche ein tieferes Studium erfodern, hatte sie von jeher vortrefliche Mænner; einen Forer, Frowin, Lanz, Murner, Roding, Geynæus, Bullinger, Heidegger, Wettstein, Lavater, Tobler, Hess, Pfenninger, Meister etc., in der *Gottesgelahrheit;* einen Euler, Bernoulli, Merian, Lambert, Beguelin, Krousaz, Rousseau, Sulzer, in der *Mathematik* und *Philosophie;* einen Bodmer, Haller, Gesner, Salis, Bronner etc., unter den *Dichtern*; Amerbach, Waldkirch, Bochat, Goldast, unter den *Rechtsgelehrten;* einen Gesner, Hailer, Tissot, Bauhin, Zimmermann etc. unter den *Aerzten;* und endlich

welche

welche *Geschichtsforscher!* einen Guilliman, Hottinger, Laufer, Füßlin, Simmler, Meister, Müller, Tscharner, Tschudi etc.

Schon in den ältesten Perioden hatte sie bekannte Sitzerder Musen. Die im achten und neunten Jahrhundert durch ihre Gelehrsamkeit berühmt gewesene Abtey von St. Gallen enthält viele Denkmähler dieser früh erleuchteten Zeiten. Die Bibliothek besitzt noch izt einen Schatz an Manuskripten grosser und deutscher Reformatoren, und ausser diesen noch eine beträchtliche Anzahl klassischer Schriftsteller, von denen vor den Zeiten des Konziliums zu Konstanz, wo man sie borgte und nicht wiedergab, noch ein ansehnlicherer Vorrath vorhanden war.

Indeß kann man nicht leugnen, daß, ungeachtet der für die Kleinheit des Landes sehr beträchtlichen Anzahl von Universitäten (in Bern, Basel, Zürich, Lausanne, Genf, St. Gallen etc) die vielen gelehrten Gesellschaften und Bibliotheken (in allen jenen Städten) die Hülfsmittel zum Studiren von Wissenschaften (die, welche das Vaterland allein

allein angehen, ausgenommen), doch noch unendlich beschränkt sind. Jene grosen Mænner bildeten sich entweder auf anderen Universitæten oder in der Abgezogenheit ihres Studierzimmers; die Biblotheken gehen wenig bis in die neueren Zeiten hinauf, und die Akademien stehen unter dem Drucke von Mængeln, welche eine ausgezeichnete Bildung ihrer Zœglinge, wie der Wissenschaften behindern.

Die Universitæt zu Basel hat z. B. 18 Lehrer, eine nach Verhæltniss der Studentenmenge sehr grose Anzahl, die aus sechzig bis achzig bestehet und vielleicht weit mehr noch einschmelzen würde, wenn nicht die Ungarn hier eine besondere milde Stiftung besæsen. Dieser Verfall der Universitæt und Gelehrsamkeit rührt mit daher, dass man auf einer Seite alle Staatsæmter erhalten kann, ohne auf die gewœhnliche Art studiert zu haben, und dass auf der anderen jeder, welcher der Universitæt sich widmet, alle Ansprüche auf eine Regierungsstelle verliehrt. Dies setzt jene einer gewissen Verachtung aus, welche dadurch noch hœher

wœchst,

wächſt, daſs man die geringen Privilegien der Akademie täglich noch einzuſchränken bemühet iſt, die Lehrer ſchlecht beſoldet, (da eine Stelle wenig über 2-300 Thaler einträgt), und daraus nichts Weſentliches zu ihrer Unterſtützung thut.

Hierzu gehören noch einige Gebräuche, nach denen man bey der Profeſſurenbeſetzung verfährt. Für eine erledigte Stelle ſchlägt man drey Kandidaten vor, welche dann unter einander loſen müſſen; und da alles um eine ſolche Stelle ſich bewirbt, was nur ſeinen Univerſitätskurſus gemacht hat, ſo gerathen die Stellen oft in ſehr fremde Hände, und die Profeſſur der Botanik fällt nicht ſelten einem Mathematiker, und umgekehrt, zu. Da überdem alle Aemter nur Bürgern der Stadt zu Theil werden können, ſo ſind Berufungen aus der Fremde nicht möglich, wenn ſie auch anlockender wären.

An der geringen allgemeinen Gelehrſamkeit iſt auch die Natur der Verfaſſungen ſchuld. Alles hat in republikaniſchen Staaten nur den einzigen Zweck des Antheilnehmens

mens an der Regierung. Man vernachlässigt alles, was nicht dahin unmittelbar leitet. Kaum der Schule nothdürftig entronnen, schickt man in den gebildetern Kantonen den Jüngling auf Reisen, um den fremden Ton anzunehmen, und sich in seiner Bildung vollenden zu lassen. Man muss sich frühzeitig verheyrathen, und dann für das Unterkommen seiner Familie sorgen. Dies Laufen und Streben lässt in den besten Jahren wenig Gedanken aufkommen, welche das stille Studieren befœrdern kœnnten; man kommt zu früh unter Vettern und Basen, und wird von dem Strome der politischen Welt jeder Lust und Musse zu gelehrter Arbeit beraubt.

Alle Volks - und Jugendlehrer stehen sich überdem in der Schweiz æusserst schlecht; ihre Zahl hat sich unmerklich vermehrt, ohne dass der Fond zu ihrer Besoldung zugenommen hætte. Die kleine Stadt von St. Gallen hat 27 Prediger, und seine Schule mit einem Rektor und acht Unterlehrern besetzt. Von allen diesen hat nur der kleinste Theil ein anstændiges Auskommen, und durch ihre Lage von allen Hülfsmitteln zur Gelehrsamkeit

keit wie abgeschnitten, kœnnen sie nichts thun, um ihre Stelle mit Ehre zu bekleiden, oder durch schriftstellerische Arbeiten sich einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen.

Indefs wirkt die Verfassung und Freyheit der Schweiz, auf manchen wissenschaftlichen Zweig ganz eigenthümlich. Kein Land in der Welt hat so gut von seiner Staatsverfassung unterrichtete Bürger, und nirgends sind die Belehrungen, die man selbst von den untersten Volksständen empfængt, weniger zu verachten. Alle Klassen der Nation stehen besonders in demokratischen Kantons einander næher, und selbst in aristokratischen mufs der Adelstolz sich nicht selten zu einer Aufklærung des Bürgers in seinen Gerechtsamen herablassen.

Mit jedem Jahre vermischen sich die Kenntnisse der einzelnen Landstriche mehr einander. Wo man sonst nur deutsch sprach und las, fühlt man der franzœsischen Litteratur sich schon geneigter, und in der romanischen Schweiz, wo man gar keinen deutschen Schriftsteller, als etwa Gefsnern in der

Huber-

Huberschen Uebersetzung, kannte, verschlingt man selbst das Antigallische. Die Liebe zu dieser Litteratur und Gelehrsamkeit ist in Genf seit einiger Zeit beträchtlich gestiegen, und selbst bis zum Enthusiasmus. Man hat izt deutsche Hofmeister, deutsche Gesellschaften, deutsche Lesebibliotheken, und schon werden die deutschen Handwerker hier den französischen wegen Güte, und Wohlfeilheit ihrer Arbeiten vorgezogen. In den oberen Kantonen, z. B. in Basel, hat sich diese Kenntniss der ausländischen, vorzüglich der deutschen Schriften, zwar früher aber immer doch, nach Maasgabe der Nachbarschaft, spæt genug festgesetzt. Man hielt sich daselbst meistens lediglich an französische Litteratur, und unter den gebildeteren Stænden war jeder wirklich eine Seltenheit, der einen deutschen Brief fehlerfrey zu schreiben im Stande war. Izt aber hat man unvermerkt die Leichtigkeit und Frivolitæt des französischen gegen die schwere Soliditæt des deutschen ausgetauscht; aber ich getraue mich nicht zu behaupten, ob immer mit unbeschrænktem Vortheile.

Es giebt schwerlich einen sicherern Maafsstab, wie hoch und in welcher Art die allgemeine Kultur eines Volkes gestiegen ist, als die *Sprache*. Sie ist nicht nur ein Abdruck des Volkskarakters, sondern auch der Volksdenkart. Denn die Wendung einer Redensart bezeichnet immer die Natur des Gedankens.

Die Verschiedenheit der Provinzen, aus welchen die Lænder der Eidgenossen bestehen, machen die Mundarten natürlich auch abweichend. Aber es ist in der That auffallend, dafs man beynahe von Sitten in Wallis bis zum Bisthum Basel eine ganz gerade Linie ziehen kœnnte, welche in dieser Rücksicht Helvetien in zwey verschiedene Theile absonderen würde.

Die deutsche Sprache befindet sich aus demselben Grunde hier in einer seltsamen Verderbnifs; besonders in denen Strichen, wo sie der franzœsischen Grenze sich næhert. Sie wird hier nicht allein in der Verænderung der Sylben, welche der Schweiz eigen ist, gesprochen, sondern man schiebt ihr auch fran-

französische Wörter ein, deren deutsche Bedeutung man übrigens gar nicht verstehet. Dies ist z. B. in Basel sehr merklich der Fall, Näher dem Waatlande erlischt sie unvermerkt in das Gällische, wie im Münsterthale, wo man ein klägliches patois spricht.

Ieder Kanton hat fast seine eigene Sprache, einen schlechten Dialekt des Deutschen, der an den Grenzen in die Sprache der Nachbaren allgemach und durch Rauhheit und Nationalausdrücke immer unverständlicher, erlischt. Dagegen wird er nach Deutschland zu reiner und geschmeidiger.

Die ganze abendländische Schweiz beynahe spricht ein aus lateinischen, deutschen und celtischen Wörtern zusammengeflicktes patois, das fast im ganzen Waatlande allgemein herrschte, und wieder nach Maasgabe der Kantone mehr oder weniger Anmuth besitzt. Nach Basel herauf ist es härter, weich und angenehm in Freyburg. Die Lieder, welche in dieser Sprache hin und wieder in der Schweiz gesungen werden, sind nichts weniger als unangenehm. Die Sprache hat zu einer

ner muſikaliſchen Bildung Anlage; ſie hüpft und iſt in jeder ihrer Beugungen frœhlich, eine Natur, welche ſie in dem Umfange mit wenigen anderen gemein, und in der ungebundenen Entſtehungsart ihrer Tœne unter einem frohen Volke ihren Grund hat.

Die eigentliche Schweizerſprache iſt übrigens vielleicht die ächte deutſche und zum Theil die wahre altſæchſiſche. In Deutſchland ſelbſt iſt ſie nachher gebildet, und durch zahlloſe Veränderungen und Revolutionen endlich zu demjenigen geworden, was man hochdeutſch nennt. Daſs ſie mit der engliſchen ſehr vieles gemein hat, iſt vielleicht ein Beweis, für ihren altſæchſiſchen Urſprung.

Im Allgemeinen betrachtet, hat ſie eine Energie und Kürze, die in der deutſchen Sprache ſich nicht überſetzen læſst. Selbſt drückt ſie Begriffe aus, wofür man im deutſchen kein Wort beſitzt. Von einem Orte, den ein ſonſtiger Aufenthalt intereſſant gemacht hat, ſagt z. B. der Schweizer mit groſser Stærke: der Ort *heimelt* mich an. Von

einem der sich mit alten Weibern und elendem Geschwätze unterhält, sagt man: er *muhmelt*. Es ist mir übrigens unmöglich, mich hier mit einer weitläuftigeren Auseinandersetzung dieser Angaben zu befassen. Diese Erörterung trift man in jeder Reisebeschreibung an.

Ein Land, das so sehr im Grunde noch mit seines Bodens eigenthümlichen Bedürfnissen kämpft, läst seinen Bewohnern selten eine hinreichende Muse, um die schönen Künste zu einer gewissen Höhe hinaufzubilden. Die Witterung ist sich nicht gleich genug, das Klima noch zu rauh, um mehr als den Gewerbsfleiss zu begünstigen. Aber dieser ist in der Schweiz zu einem erstaunlichen Umfange getrieben. Besonders die Oberländer scheinen gebohrene Künstler in der Mechanik; und ich werde unter dem Kapitel von der eydgenossenschen Industrie auf Beyspiele hiervon zu verweisen im Stande seyn, die jedem anderen Lande dieser Lage und Umstände vollkommen fremd sind.

Der hartnäckige Fleiss, welchen die Schweizer auf mechanische Kunstwerke zu ver-

verwenden im Stande sind, ist besonders merkwürdig.

Das bekannte Werk des General Pfyffers ist in dieser Hinsicht das Einzige seiner Art. Schon seit mehreren Jahren klettert er alle Sommer in den Gebirgen umher, und in Gegenden, die vor ihm nur Gemsjæger erstiegen. Auf diesen Zügen hat er immer ein paar Leute bey sich, welche ihm die Instrumente zum Zeichnen und Messen nachtragen, und endlich zwey Ziegen, welche er benutzt, wenn ihm der Proviant ausgegangen ist. Oft hat er von nichts, als dieser Ziegenmilch gelebt. Er misst nun sorgfæltig alle Seiten der Gebirge, nimmt sie auf, bricht von der Steinart Exemplare ab, und misst ihre Hœhe.

Zu Hause setzt er dies wieder in einer eigenen von ihm erfundenen Masse zusammen. Alle Berge sind in ihrer verhæltnissmæssigen Grœsse, die hœchsten betragen ohngefæhr einen Schuh. Die Gegenstænde haben ihre natürliche Farbe, und sind bis auf die verschiedenen Holzarten der Wælder und Büsche, bis auf die Flüsse, Brücken und einzelnen Hæuser, vollkommen ausgedrückt.

Herr Exchaquet in Genf hat dies Werk vortreflich nachgeahmt. Das ganze Thal von Chamouni mit allen seinen Bergen, Gletschern, Wäldern, Orten, Wiesen, Flüssen, Bächen und Brücken ist auf dieselbe Art ausgearbeitet. Der Grund dazu ist Holz, in dem alle Gegenstände genau ausgeschnitzt werden. Das übrige wird durch komponirte Massen nachgeahmt, die Gletscher durch zerstossenes Krystall etc. Und das Ganze dieser Arbeiten hat eine vier bis fünfflüssige Länge.

Nur einige bildende Künste werden ausserdem hier von der Natur des Landes, und folglich von dem Geschmacke der Einwohner befœrdert. Unter diesen ist die *Malerey* eine, die man vorzüglich in Schutz nimmt. Nicht allein hat die Schweiz mehrere grosse Künstler, den originellen Holbein, einen Füsli, Gesner etc., in ihr hervorgebracht, sondern sie scheint selbst eine Vergnügung der hœheren Stænde auszumachen, welche vortrefliche Dilettanten darin aufweisen kann. Zürich besonders hat mehrere Maler besessen, welche einen hohen Grad von Vortreflichkeit ganz allein aus sich selbst her-

hervorarbeiten. Vorzüglich aber ist, der Natur und dem besonderen Reize des Landes gemæfs, die Landschaftsmalerey die Gattung, worauf die meisten, und zwar mit ausgezeichnetem Gewinnst für die Kunst, verfallen.

Auch die Glasmalerey hat in der Schweiz berühmte Meister gehabt, unter denen Leonhard Turneiser, Michael Müller, und Konrad Geyer, ausgezeichnet hervorragten. Basel besitzt gemalte Fensterscheiben eines vorzüglichen Werthes von dem erstern. Izt aber scheint diese Kunst, welche im funfzehnten und sechszehnten Iahrhundert in der Schweiz den hœchsten Gipfel erreichte, fast ausgestorben zu seyn.

In Rücksicht der *Kupferstecherkunst* sind *Aberlis* Blætter vorzüglich geschætzt. Man findet in ihnen durchaus das Eigenthümliche aller Schweizerlandschaften wieder, von den erhabensten Aussichten der Gletscher bis auf die stille und sanfte Majestæt der Seen und Flæchen. Nur ist die Farbengebung stærker als in der Natur, und daher unwahr; seine Fernen sind zu stark markirt, und mit zu vielem

Detail verſehen. Dies trennt den Hintergrund nicht genug vom Vordergrunde, und dieſer hat zu viele Theile, um nicht zu dem Ganzen abzuſtechen. Auſserdem iſt die Manier æuſserſt ſanft und getællig. Im Ganzen verfolgt dieſe Kunſt, unter den Hænden noch mehrerer Meiſter von Rang, den Gang der Malerey. Landſchaften und maleriſche Ausſichten machen ihren Hauptgegenſtand aus.

Medailleurs hat die Schweiz mit Ehre aufzuweiſen. *Daſſier* in Genf hat auf Fleuri, Pope und Montesquieu drey vorzügliche Medaillen geliefert. Unter allen iſt aber *Hedlinger*, als der erſte bekannt. Seine Münzen ſind durch ihre Schœnheit zu einer wahren Seltenheit geworden. Auſser der groſsen, welche Bern den fremden Abgeſandten bey ihrer Abreiſe zu verehren pflegt, hat er noch eine mit dem vortreflich ausgedrückten Geſichte eines alten Mannes geſtochen, zwey mit ſeinem Bruſtbilde, auf einem Revers mit einem Tiſch und einem darauf geſtellten Spiegel, und auf dem anderen, mit einer Eule, einem Helme, Schild und Speer.

Die

Die *Bildhauerey* hingegen ist nur noch zu einer geringen Ausbildung gelangt, und die vorzüglichste Arbeit, die sie hervorgebracht hat, ist das bekannte Grabmahl zu Hindelbank von *Nahl*, das er der Gattin seines Freundes, des Pfarrers *Langhans* setzte, welche am Morgen des Osterfestes, das ihm eine neue Beziehung gab, in ihrem ersten Wochenbette starb.

Dies Denkmahl ist von Sandstein gehauen, ein einfacher, nur mit wenig Sinnbildern der Auferstehung verzierter Leichenstein. Der Stein ist aber geborsten, und die Mutter mit ihrem vom Arme sich hervorarbeitenden Kinde, sucht die Risse zu erweitern. Ihr Gesicht soll ähnlich seyn, und stellt ein entzückendes Bild dar von frohem Erwachen und süsser Hoffnung. Die Brüche des Steines sind bis zur Täuschung natürlich gearbeitet, so dass man mit Recht auf den Gedanken fallen kœnnte, er sey wirklich vorher zerbrochen gewesen.

Wieland besingt dies Meisterstück sehr malerisch:

Seht, wie vom Donnerton des Weltgerichts erweckt
Durch den zerriss'nen Fels, der dieses Wunder deckt,
Die schœnste Mutter sich aus ihrem Staub erhebet!
Wie den verklærten Arm Unsterblichkeit belebet!
Wie bebt vor seinem Stoss der leichte Stein zurück!
Wie glænzt die Seeligkeit schon ganz in ihrem Blick!
Ihr triumphirend Aug', im heiligen Entzücken,
Scheint den enthüllten Glanz des Himmels zu erblicken;
Der Seraphinen Lied rührt schon ihr lauschend Ohr;
Ein junger Engel schwebt an ihrer Brust empor,
Und dankt ihr izt zuerst sein theur-erkauftes Leben:
Der Wandrer siehts erstaunt und fromme Thrænen beben
Aus dem entzückten Aug'; er siehts und wird ein Christ
Und fühlt mit heil'gem Schau'r, dass er unsterblich ist.

Die

Die *Muſik* hat in der Schweiz noch keine beträchtlichen Fortſchritte gemacht. Groſse Komponiſten hat ſie niemals hervorgebracht. Dazu iſt dies Klima im Ganzen zu rauh, die Aufmunterung zu gering. Der Haupthang in derſelben beſchränkt ſich meiſtens auf die rührenden und einfachen Melodien, welche die Stimmung des ganzen Landes will, und welche auch das Herz ſo unwiderſtehlich bezaubern. Künſtliche Sänger ſind da gar nicht zu Hauſe, und die Kehle der Bauern hat, auſser der Harmonie des *Geſanges*, wenig von anziehender Lieblichkeit.

Selbſt in dem Oberlande der Schweiz, wo die Kultur ſonſt doch zu Hauſe iſt, wie z. B. in Baſel, findet man an Muſik nur wenig Geſchmack. Die Winterkonzerte ſind ſchlecht beſetzt, und werden noch ſchlechter beſucht. Jenes iſt immer eine unausbleibliche Folge von dieſer, ſobald das Publikum, wie hier, die Magerkeit der Beſoldungen beſtimmt. Für durchreiſende Virtuoſen iſt ſelten eine erträgliche Ernte zu hoffen. Selbſt die Anſtalten, Säle etc. ſind nicht ſonderlich einladend.

Unter allen ſchœnen Künſten iſt indeſs die *Baukunſt* in der Schweiz noch am weitſten zurück. Bern hat zwar angefangen ſich durch artige Gebæude zu verſchœneren, aber alle neuen Anlagen tragen ein ængſtliches Gepræge von noch zu republikaniſcher Simplicitæt, und die Hütten der Bauern wiſſen gar nichts von hollændiſcher Nettigkeit. Alles ſcheint nur noch auf das erſte Bedürfniſs berechnet, und ſelbſt ein leicht anzubringender Grad von Bequemlichkeit iſt noch ſelten.

Auch iſt die *Gartenkunſt* in der Schweiz noch nicht hoch gediehen, noch ganz franzœſiſch, und ſteht mit den prachtvollen Naturſzenen in einem ſeltſamen Abſtich. Die Verbindung dieſer beyden Umſtænde iſt um ſo wunderbarer. Aber der geringe Hang zum Spazierengehen, und die Leichtigkeit ihn auſserhalb einer Verzæunung, kœſtlicher und geſchmackvoller befriedigen zu kœnnen, ſcheint eine Haupturſach der Vernachlæſſigung aller Kunſtanlagen zu ſeyn. Es gehœrt ſchon ein ſehr hoher Grad eigenthümlicher Volksaufklærung dazu, die Szenen der Natur

tur mit einer Nationalkunſt zu ſeinen Anlagen zu nutzen.

Eine Ausnahme von dieſem ſonſt allgemein in der Schweiz herrſchenden ſchlechten Gartengeſchmack machen indeſs die engliſchen Anlagen zu *Arlesheim*, die, in der glücklichſten Gegend und mitten im Schooſse der bezauberndſten Gegenſtände gelegen, alle Vortheile haben, ſie mit Geſchmack zu einem Ganzen an einander zu knüpfen. Man kann dieſe Anlage aber eher eine deutſche als eine ſchweizeriſche nennen.

Es fehlt der Schweiz überhaupt an einer Lenkbarkeit und Biegſamkeit in den Gefühlen, welche des Geſchmackes eigentliche Grundlage ausmachen. Es muſs ſich, um den bildenden Künſten eine recht ſchœne Blühte zu geben, ein frœhlicher *Leichtſinn*, den Helvetien mit ſeiner Bedürfniſsloſigkeit niemals erzeugen kann, mit Aufmunterungen der Sinne und ſinnlichen Genuſſes verbinden, welche ſie nie darbieten und niemals befriedigen mag. Ein warmes, ſich gleiches, wollüſtiges und ſchwelgeriſches Klima, ein

reicher

reicher Boden, ein anhaltendes Feuer der Seele, schœne Gestalten aller Gattungen sind die ersten Foderungen des Künstlergenies und nur Italien kann darauf antworten.

Neuntes Kapitel.

I. I. Rousseau.

Es ist eine süsse Freude, welche eben, weil sie zu den reinsten gehœrt, sich immer neu erhält, die hinterlassenen Spuren grosser Mænner aufzusammeln, und mit ihnen sich zu vereinigen, aber es ist nichts mehr, als ein Tribut der Dankbarkeit, den man ihrem Beyspiele schuldig ist, sie in einer Zeichnung zusammenzustellen, mit welcher man auf das Gefühl seiner Zeitgenossen gern wirken mœchte. Ueberhaupt nun verblühete Jahrhunderte wieder aufzuwecken, ist eine Bestimmung, welche den Zauberstab des Schriftstellers ehrt, wenn er sie auch in ihrem erloschenen Glanze nicht ganz wieder vergegenwærtigen kœnnte.

Die

Die vorigen Kapitel gaben eine Darstellung der schweizerischen Kultur; es lohnt sich der Mühe, sowohl die kräftigen Anlagen zu entfalten, mit denen man hier geboren werden *kann*, den Geist, mit dem sie beseelt, die Glückseeligkeit, mit der sie das Leben wieder mit dem Leben aussöhnt, und Empfänglichkeit mit Genuss; als auch die Gegenwirkung dieser Bildungen auf sie selbst zu berechnen. Man nenne mir aber eines anderen, als Rousseau's, Leben, das allen diesen Foderungen näher entspräche.

Man erwarte hier indess keine Lebensbeschreibung *Rousseaus*. Der bestimmte Raum dieses Werkes ist zu sehr beschränkt, um grossen Gemälden einen Platz verstatten zu können. Man erwarte auch keine Zeichnung, die sich an seinen unermesslichen Verdiensten um Zeit und Nachwelt versucht. Eben weil sie gross, weil sie unermesslich sind, mag man sich auf fernere Zeitalter gedulden, wo man die letzte Bewegung, welche sie dem Erziehungswesen und überhaupt der Aesthetik der Gefühle gaben, in einem neuen Strome verschwinden sieht. Ich bekenne

kenne mich hier als Rouſſeaus Freund, und dies Bekenntniſs deutet die Grenzen dieſes Opfers hinreichend an.

Aber weil ich ihm ſo herzlich, ſo innig Freund bin, und mit einer Wærme an ihm hange, die in meine Empfindungen verſchmolzen, jedem Schickſale meines künftigen Lebens, jeder Revolution meiner Vorſtellungen, ohne von ihnen etwas zu befürchten, ruhig entgegenſieht, mœchte ich auch meiner Zeit ſein Andenken rein und gelæutert erhalten. Indem ich durch die Schilderung ſeiner Tugenden, ſeiner Schwærmerey für alles Gute, durch ſein zartes Gefühl, ſeine Liebe und Freundſchaft ihm vielleicht Verehrer verſchaffe, mœchte ich ihm auch ſo gern durch ſeine Menſchlichkeit Freunde verbinden, durch ſeine Schwæchen die empfindlichſten Seiten des Herzens berühren, und alle Menſchen ſich ihm verwandt fühlen machen. Nichts feſſelt ſtærker, als eine gleiche Stimmung. Das Herz, dem die Leiden nicht fremd ſind, ſchmiegt ſich allem Kummer auſser ihm, und ſelbſt ſeinen traurigſten Folgen für die Menſchlichkeit freundlich und liebevoll an.

Nichts

Nichts hat überhaupt seinem œffentlichen Karakter einen dauerhafteren Schaden gethan, als die ungemeſſene Bewunderung, womit man ihn sogleich nach seinem Tode, im eigentlichſten Sinne zu verfolgen anfing. Es liegt in der menſchlichen Natur, immer von einem Extrem auf das andere zu fallen. Sobald seine Konfeſſionen erſchienen, ſah man seine Sinnesart zu entblœſst und zu begreiflich, um ſich nicht in allen seinen Illuſionen auf einmal getæuſcht zu erblicken. Der Halbgott erſchien hier als ein einfacher Menſch und ohne Sonderbarkeit mehr. Man überſah auch das Gute, da man ſich dazu geſtimmt fühlte, nun von seinem Begriffe recht viel abziehen zu müſſen. Die beyden letzten Theile seiner Bekenntniſſe vollendeten endlich das Werk. Izt ſind seinem Namen nichts übrig geblieben, als die Ehre der Ruhmſucht, einige ſchœne Auftritte des menſchlichen Lebens, und nur wenige Freunde.

Aber eben die beyden letzten Theile seiner Bekenntniſſe, die ihm in den Augen seiner meiſten Freunde ſoviel Schaden gethan haben,

haben, haben meinem Herzen ihn noch werther gemacht. Dieser Lebensweisheit, welche zwar den Genuss der Einbildungskraft und reizbarer Empfänglichkeit unwiederbringlich zerstört, aber sie um so mehr reinigt; diesem Gewinnst an klaren Maximen, welcher nach dem Verluste des Ideals, sich der Vernunft um so wärmer aufdringt; dieser Menschenkenntniss, welche man, von den Bekenntnissen einer eröfneten Seele geleitet, gleichsam aus sich selbst und um so angenehmer hervorholt, lässt sich eine innige Theilnahme niemals versagen. Der Gott zerrann vor uns, aber ein Bruder ist uns vollkommner an seine Stelle getreten.

Die spæteren Bekenntnisse haben auch noch vor den ersteren den Vortheil voraus, dass sie diese noch glaubwürdiger machen. Die Schilderungen jener jugendlichen Spannung, welche sich jedem Gefühle mittheilen mussten, schienen nur ein sanfter und heiterer Traum, der uns unwillkührlich fortriss. Die Melodie seiner Vorstellungen, der Zauber seiner Schwærmerey, das stille Feuer, der heimliche Bezug einer einzigen Begierde nach Ruhe

und

und heiterer Glückseeligkeit, selbst der träge Friede kœnnen zu der Hœhe erst nach einer Menge von Begebenheiten gelangt seyn, welche wir hier nur in ihren Spuren wiedererkennen. Iener Genuſs, so wie er ihn mit seinem Iünglingsalter verbunden darstellt, war das Resultat mehrerer Erfahrungen, einer lœngeren Lebensdauer, denen er das Angenehme und Lachende in dem Augenblicke des Zeichnens entwandte, um sie in den ersten Zeitpunkt des Daseyns überzutragen. Dieser war nicht so, wie er ihn schildert, sondern er schildert ihn, wie er denselben sich spœter, als genoſsen, einbildete. Die Mühseeligkeiten und das Elend eines jeden Tages werden durch neue Schmerzen verwischt; aber das Angenehme erhælt sich in der Zurückerinnerung. Er sah seine Iugend als eine verlohrene seelige Vorwelt an, an der er, rein und unkœrperlich herumschwœrmend, wie an einem goldenen Zeitalter hing.

Die ersten Theile seiner Bekenntniſse scheinen auch wirklich einem vorigen Leben anzugehœren. Nichts findet man davon in seinen spœteren Schicksalen wieder; keine

Spur jener Offenheit, jener zärtlichen Weich-
lichkeit, jener Nachgiebigkeit, die ihm an
einem Arkadien angebohren zu seyn scheinen.
Eine furchtsame, scheue, menschenfeindliche
Düsterheit hat sie verdrängt, und Rousseau
ist nicht Rousseau mehr. Aber keine Revo-
lution in der Welt geschieht in ihrem Innern
plötzlich. Diejenigen Umstände, welche sie
immer weiter zu entfernen scheinen, bereiten
sie oft langsam und um so sicherer vor.

Wenn es überhaupt möglich wäre,
mit ungeschwächter Wahrheit die Gefühle sei-
ner Jugend im spæteren Lebensalter sich wie-
derzuerinneren, so würde man sich über die
Geschichte der Seele manches grossen Mannes
weit mehr im Reinen befinden. Aber der
allein schon stille Fluss vorüberschleichender
Stunden, wenn sonst auch kein entscheiden-
der Unfall mit der ganzen Lebensweise auch
die Vorstellungen abændert, wæscht die er-
kaltende Seele von allen Erinnerungen rein;
immer nach Genuss und Glückseeligkeit ha-
schend, sammelt sie nur frohe und freundli-
che Augenblicke zusammen, die Entfernung
in Zeit und Raum belebt und malt das

Schœ-

chœne noch lockender aus, seine verhaßten
eiten vergehen oder koloriren sich anders,
nd so ist am Ende jener Nachgenuß der
ugendjahre gebildet, welcher meistentheils
üh sich mit der ängstlichsten, beklommen-
en Sehnsucht zurück nach ihnen, verbindet.
Was jener dem Glücke der Gegenwart sanft
nd lächelnd hinzufügt, fühlt man wieder
urch diesen sich gewaltsam entzogen.

Man sieht es nun aber, wie wenig
ahr die Darstellung dieses Zeitpunktes seyn
œnne. Alle diese haben nur ein einziges
uster, nach dem sie sich bilden, Unschuld
nd niemals getrübten Frohsinn; und alle
emælde der ersten Zeitalter sehen einan-
er gleich. Ein entzückendes Nichtsthun
ird über alle ernsthaften Regungen Herr;
ie kummerlosen Stunden im schœnen Genuß
iner hœchsten Existenz verschlingen mit stær-
ern Eindrücken alle Anfælle des Trübsinnes,
nd man freuet sich seines Lebens, ohne ei-
entlich weder dies noch seine Freude zu
ühlen. Was aus dem Strome ans Land der
ukunft geworfen wird, sind nur Annehm-
chkeiten und Gunst des Glückes. Die Er-

ziehung liegt in den Umſtänden mehr al
in den Menſchen, und man wird das wa
man ſeyn ſoll, ohne zu fühlen *wie.*

Was die Menſchen in jenem Zeitpunkt
auf die Erziehung wirken wollen, müſſe
ſie den Umſtänden anvertrauen. Dieſe be
mächtigen der Empfänglichkeit ſich weit frü
her und gewiſſer, als die unmittelbaren Ein
griffe des Willens, und alle Ereigniſſe de
Zukunft werden von dem erſten Stoſse die
ſer Zufälle abhängig.

Die Stimmung, welche Rouſſeau vo
ſeiner Erziehung erhielt, findet ſich in alle
Zuſammenſetzungen und Lagen ſeiner Ge
ſchichte auch auffallend wieder. Ohne ſic
von einer dichteriſchen Einbildungskraft be
geiſtert zu fühlen, welche zur Bildung un
Ausſchmückung ihrer Gemälde ſich nur vo
der Laune und von unwillkührlichen Einge
bungen leiten läſst, muſste er immer er
durch den Anlaſs eines empfindlichen Eindr
ckes aufgefodert werden, ſich ihm zu über
laſſen, alle zufällige Wahrnehmungen z
ſammeln, und ſeinem jedesmaligen Bedürf
niſſ

niſſe gemæſs zuſammenzuſtellen. Nie findet man daher jene Bilder und Rührungen in ſeinen Arbeiten den Kreis der Paſslichkeit verlaſſen, ſeine bildende Hand ſchaltet über einen nur geringen Reichthum von Bildern und Vorſtellungen mechaniſch künſtlich, und verſteckt in einer Fülle von æuſseren Wendungen die innere Kargheit. Dies giebt ſeiner Sprache die unendlich ſanfte und liebliche Ruhe, welche ſich des Leſers mit Gewiſsheit bemæchtigt. In einem beſchrænkten aber weiten Bette gleiten langſam ſeine Empfindungen hin, und ehe man es will, findet man ſich an ſeine Gedanken mit Blumenketten geheftet, die er nicht wieder auflœſt, als bis er ſelbſt ermattet.

Iene Schlaffheit, welche ſeine Iugend ſo unthætig macht, welche, ohne Arbeit gekoſtet zu haben, ſo früh ſchon nach einem Ruheplatze herumziehet, ſtœſst in ſeinem ganzen künftigen Leben auch an die kleinſte Schwierigkeit an. Er verfællt von einer Arbeit zur anderen, weil er die jeder von ihnen angehœrenden Hinderniſſe ſich nicht zu überwinden getrauet. Bald ſehen wir ſeinen

Wunsch, als Musiker sich Ruhm und Brod zu verschaffen, bald spielt er Schach, und endlich geht er als Gesandschaftssekretär nach Venedig. In jedem findet seine Furchtsamkeit etwas mißliches, seine Trägheit etwas ánstœssiges. Kein Traum findet sich realisirt, und keine Hofnung erfüllt. Unauthœrlich mit vergangenen Zeiten beschæftigt, muss er den Genuss der Gegenwart und die Ahndung der Zukuft vergessen.

Ein neuerer Schriftsteller *) hat es mit überzeugendem Scharfsinne bewiesen, dass Rousseau ein gebohrenes Künstler-Genie war, mit allen seinen Talenten, Gemüthsgaben, Launen und Eitelkeiten; aber mir scheinen die Eigenschaften desselben, die uns darauf führen, erst spæter entwickelt. Es waren in früher Jugend noch andere Talente, und zwar selbst solche in ihm, die dem Hange zu der Kunst geradezu entgegenarbeiten; aber die stille Neigung zu einer wollüstigen, durch nichts gestœrten Ruhe, welche die Verzærtelungen seiner ersten Erziehung næhrten, führte ihn selbst unter den sanften Træumen seiner

*) Herr von Ramdohr.

seiner Seele zu der Ausbildung jener Fertigkeiten, deren der Künstler bedarf. Verlangen nach friedlichem Genuss schliesst die Sinne unvermerkt der Wahrnehmung von Schönheit und Grazie auf; der lässige Müssiggang führt am leichtesten zur bequemen Erlernung kleiner mechanischer Künste, zur Uebung des grübelnden Scharfsinnes und zusammensetzender und ausdauernder Einbildungskraft, der Mangel an jeder anderen Beschäftigung, und die Langeweile zur Geduld in der Ausführung. Seine Art zu arbeiten, seine äusserste Sorgsamkeit in der Aufsicht über die kleinsten Verhältnisse seiner jedesmaligen Beschäftigung, der Zug, dass er immer, um zu arbeiten, von einem angreifenden Gegenstande aufgefodert werden musste, selbst die spæte Entwickelung seines Genies, liegen schon in der Art seiner Selbsterziehung vorbereitet. Er kopirte nachmals Noten und Schriften mit eben der Geduld, er verrichtete mit eben der Sorgfalt die kleinsten mechanischen Arbeiten im spæteren Alter, mit der er die Træume und Beschæftigungen seiner Iugend zusammensezte und ausmalte.

Die ſtille Schwermuth, welche ihn ſo ganz eigen bezeichnet, das ewig brennende Verlangen nach einem ruhigen Plætzchen, wo er in feſſelloſer Muſse ſeine Stunden vertræumen konnte, iſt ein æhnliches Reſultat ſeiner erſten Geſchichte. Wie es dieſe ohne Widerſpruch zeigt, ſo waren dieſe Træume im Anfange mehr lachend und heiter, als düſter; nur nachher gewannen ſie jene ſchmerzliche Dunkelheit. Da er immer nur ein Schæferleben kannte, wo die Menſchen mit ihm ganz zuſammentrafen, den nemlichen Empfindungen nachgingen und ganz in ſeinem beſchrænkten Gedankenkreiſe, ſo wie er, ſich glücklich fühlten, ſo ſprang er in ſpæteren Jahren als dieſe Ahndungen der Zukunft ſich durch ganz entgegengeſezte Erfahrungen geſtœrt fanden, zum Gegentheil über. Er hatte noch zu wenig gelebt, um dies Extrem mildern zu kœnnen, und da ihm alle ſüſſe Bilder der jugendlichen Schwærmerey entwendet wurden, füllte er ihren Platz mit traurigen Vorſtellungen aus, auf die ihn ein ungünſtiges Schickſal nicht allmæhlig geleitet, ſondern die ihm Unglück ohne Vorbereitung aufdrang. Der ſchmale Kreis ſeiner Erfahrungen

gen verleitet ihn überhaupt sein ganzes Leben hindurch zu so gewaltsamen Sprüngen, und man sieht ihn von einem ängstlichen Schwanken zwischen zweyen Grundsätzen, welche er beyde gern begünstigen mœchte, unaufhœrlich zerrüttet.

Alle seine nachherigen Schicksale und Unternehmungen ernæhrten diese schwermüthige Neigung. Die sitzende Arbeit beym Notenschreiben, und selbst das Mechanische dieses Geschæftes, welches der gereizten Phantasie bald einen grenzenlosen Tummelplatz aufschliesst, der Drang der Umstænde, welche ihm Aufopferung mancher lieben Bequemlichkeit erbot, um seinem Geiste endlich einmal einen festen bürgerlichen Standpunkt zu geben, die Nothwendigkeit sich bey tausend inneren und æusseren Anreizungen zum gesellschaftlichen Leben von den Menschen loszumachen, um von seiner Hænde Arbeit in Unabhængigkeit leben zu kœnnen, und der daraus nachher entstehende natürliche Hang zur Einsamkeit, alles drückte seine Seele mit einem Gewichte nieder, das sie nur selten wieder emporzuheben vermochte.

Indeſs erwacht der glückliche Lebensgenuſs in tiefer Ruhe und mæſſiger Betrachtung wieder, ſobald er nur erſt wieder fühlt, er habe ſich ihnen mehr genæhert. Nach der vorgeblichen Steinigung zu Motiers-Travers, woran Thereſe, der es im Dorfe nicht gefiel, wohl ſchuld ſeyn konnte, nahm er zur St. Petersinſel im Bielerſee ſeine Zuflucht, brachte hier, wie er uns ſelbſt erzæhlt, zwey Monate damit hin, Muſik und Botanik zu ſtudieren, mit einem umgebundenen Sacke auf die Bæume zu klettern, und ſein Obſt ſelbſt zu brechen, Kolonien von Kanninchen auf die kleine Inſel zu führen, oder ſich mit gen Himmel gerichteten Augen auf dem Rücken in einen Kahn zu legen, und ſich ſo ganze Stunden bis tief in die Nacht, auf dem See von der Willkühr des Windes und der Wellen umhertreiben zu laſſen.

„Wenn der Abend kam," ſagt er," verlieſs ich die Anhœhen der Inſel, und ſezte mich an das Ufer des Sees in irgend einem heimlichen Winkel auf den Sand nieder. Das Geræuſch der Wellen, und die unruhige Bewegung des Waſſers beſchæftigten alle mei-

ne

ne Sinne, und liefsen in meinem Herzen keine andere Unruhe aufkommen, sondern machten, dafs ich mich in entzückenden Træumereyen verlohr, in welchen die Nacht mich, ehe ich es selbst bemerkte, oft überraschte. Das An- und Abprellen der Fluth, das anhaltende, Ruckweis verstærkte Geræusch dieser Bewegung gab meinen Augen und Ohren ohne Unterlafs Eindrücke; und diese Eindrücke vertraten die Stelle innerer Gefühle, die wæhrend meines Hintræumens in mir erloschen, und waren zureichend, mich mein Daseyn mit Wohlbehagen empfinden zu lassen, und der Mühe des Nachdenkens zu überheben. Von Zeit zu Zeit stiegen in mir schwache, augenblickliche Betrachtungen über die Unbestændigkeit der Dinge dieser Welt auf, wovon mir die Oberflæche des Wassers ein Bild darbot. Aber diese flüchtigen Eindrücke erloschen gar bald in der Gleichformigkeit der ununterbrochenen Bewegung, auf welcher ich gleichsam hinschwebte, die mich aber ohne alle thætige Theilnahme meiner Seele, dennoch so angenehm festhielt, dafs ich mich ungeachtet der Aufforderung der Zeit und des verabredeten

Zei-

Zeichens, dennoch nicht ohne Mühe von diesem Ort losreissen konnte." —

Noch lebhafter ist dies Gemälde an einer anderen Stelle, die ich hier mit *seinen* Worten herfetzen will:"

„Quant le lac agité ne me permettait „pas la navigation (seine obenerwähnte) je „passais mon aprés-midi à parcourir l'isle — „— — m'asseyant tantôt dans les réduits les „plus rians et les plus solitaires pour y rêver „à mon aise, tantôt sur les terrasses et les ter„tres pour parcourir des yeux le superbe et „ravissant coup-d'oeil du lac et de ses riva„ges, courronnés d'un coté par des mon„tagnes prochaines, et de l'autre élargis en „riches et fertiles plaines dans lesquelles la „vûe s'etendoit jusqu'aux montagnes bleuâ„tres plus éloignés, qui la bornaient. En sor„tant d'une longue et douce reverie, me „voyant entouré de verdure, des fleurs, „d'oiseaux et laissant errer mes yeux au loin „sur les romanesques rivages qui bordaient „une vaste étendue d'une eau claire et crystal„line; j'assimilais à mes fictions tous ces

aima-

„nimables objets, et me trouvant enfin rame-
„né par degrés à moi-même, et à tout-ce
„qui m'entourait, je ne pouvois marquer le
„point de séparation des fictions aux réalités,
„tant tout concourait également à me rendre
„chére la vie recueillie et solitaire que je me-
„nais dans ce beau séjour. Que ne peut-elle
„renaitre encore!“ (ruft er endlich aus), Que
„ne puis je aller finir mes jours dans cette
„isle chérie, sans en ressortir jamais, ni ja-
„mais y revoir aucun habitant du continant
„qui me rappellat le souvenir des calamités
„de toute espéce qu'ils se plaisent à rassem-
„bler sur moi depuis tant d'années!“

In dieser Geschäftslosigkeit glaubte er seinen hœchsten Genuſs zu finden, aber der heitere Ton der Seele, welcher eigentlich nur ermattende Geschæftigkeit im vollen Umfange und mit Dauer beglückt, hœrte bald wieder auf. Er schwærmte allenthalben, von seinen eigenen Bildern gestœrt, rastlos umher, und überall pasr die Stelle seiner *Heloise* auf ihn: „Thor! wo fliehest du hin! das Gespenst ist „in deinem eigenen Herzen!“ —

Indeſs traten zur Verſtimmung ſeines Inneren auch noch die æuſseren ængſtlichen Verhæltniſſe ſeiner Hæuslichkeit hinzu. Seine Thereſe, ein doch nur, und beſonders nach dem Verluſt ihrer jugendlichen Anmuth und Unbefangenheit, welche ihn zuerſt feſſelte, hœchſt unbedeutendes Geſchœpf, hætte ihn dieſer Umſtænde wegen zwar im Anfange ihrer Verbindung hinreichend zu unterhalten vermocht. Ihre ſanfte Nachgiebigkeit paſste zu ſeinen Schwærmereyen, ihre Schwæche, die ſie ihm ganz anſchmiegte, war Bedürfniſs für ſeine Begierde, ſich mitzutheilen, Frau von Warens hatte ihn an ein weibliches Weſen gewœhnt, das ihn verzog; aber auch unter den reizendſten, einfachſten Genüſſen froher Sinnlichkeit und wahrer Geiſteserhebung, muſste ihn doch die Vergangenheit zuweilen an das mahnen, was ihm von ſeiner erſten Geliebten für ſeinen Enthuſiasmus wiedergegeben war, an ihren reinen Sinn, an ihre entzückende Ueppigkeit und an die Wolluſt des Umganges, der alle Geiſtesfæhigkeiten durch Aufmunterung hebt und verdoppelt.

Zwar

Zwar sagt er, er habe die ersten sechs Jahre des Umganges mit ihr die vollkommenste häusliche Glückseeligkeit geschmeckt. „Das Herz meiner Therese war das Herz eines „Engels; unsere Zuneigung wuchs mit unse„rer Vertraulichkeit, und wir fühlten von „Tage zu Tage mehr, wie sehr wir für einan„der geschaffen waren. Wenn unsere Ver„gnügungen sich beschreiben liessen, so wür„den sie durch ihre Einfalt Lachen erregen. „Unsere einsamen Spaziergänge ausser der „Stadt, wo ich einen kostbaren Aufwand „von acht bis zehn Sols in irgend einem „ländlichen Wirthshause machte; unsere klei„nen Abendessen im Raume vor meinem Stu„benfenster, bey welchem wir, einander ge„genüber, auf zwey Fussschemeln sassen, die „wir auf einen Koffer gestellt hatten, der ge„rade die Breite der Fensterbank einnahm — „diese Fensterbank diente uns dann zum Ti„sche; wir athmeten frische Luft ein, konn„ten die Gegend überschauen, die Vorüber„gehenden sehen, und obgleich im vierten „Stockwerke, dennoch alles auf der Gasse „beobachten, ohne uns im Essen stœren zu „zu lassen. — Wer kann die Reize ihrer „Gast-

„Gaſtmæler beſchreiben! Wer kann ſie füh-
„len? — Sie beſtanden, ſtatt aller Gerichte,
„aus dem Viertel eines groſsen Brodes, eini-
„gen Kirſchen, einem kleinen Stückchen
„Kæſe und einem halben Schœpchen Wein,
„das wir beyde mit einander austranken.
„Freundſchaft, Zutrauen, Vertraulichkeit,
„Sanftmuth der Seele, wie kœſtlich iſt das
„Mahl, das durch euch gewürzt wird! Zu-
„weilen blieben wir da bis Mitternacht ſitzen,
„ohne daran zu denken, daſs es ſo ſpæt war,
„wenn uns Mama nicht erinnerte.“

Aber dies dauerte nicht lange. Mama ſchuf ſich immer ein eigenes Intereſſe, und wuſste Thereſe mit in das ihrige zu verwickeln. Ueberdem war Thereſe eiferſüchtig auf ſeine Freunde, welche ihr denſelben manche Stunde lang Augenblicke ſtahlen, und um ihn inniger noch an ſich zu feſſeln, machte ſie ihm alle ſeine Bekannten vethaſst. Dies muſste ſeine Schwermuth unendlich vermehren, und wurde zur erſten Quelle des Menſchenhaſſes, von dem wir nachher alle Gefühle bemeiſtert erblicken. Ia zu der Zeit, als man ſich noch um ſeine Freundſchaft und

einen Umgang ängstlicher bewarb, als sie noch fürchten konnte, ihn einmal einzubüssen, scheint ihre Anhänglichkeit den höchsten Grad der Wärme besessen zu haben; sie hielt sich, trotz aller Anfoderungen und Kunstgriffe seiner Freunde und ihrer Familie ihm treu, und zuerst in der Einsamkeit, wo sie nichts mehr besorgen konnte, gab sie den Eingebungen ihrer Mutter mehr nach. Er fühlte dies auch sehr bald. Ihre Offenheit war verschwunden; ihr Karakter versteckter. Nun lediglich noch auf ein dürftiges, freudenleeres Verhältnifs mit einem armseeligen Weibe beschränkt, kroch er immer mehr und mehr in sich selbst zusammen, und sein Mistrauen gegen alle seine Bekannte vermehrte sich nur bey ihren Versuchen, ihn durch heimliche Wege einem Mismuthe zu entziehen, welchen sie seiner drückenden häuslichen Verfassung zuschrieben. Sein Betragen veränderte sich überdem so wie sein Ruf zunahm, er ward seinen Anhängern durch Hartnäckigkeit lästiger, sein Trotz erhielt ein gezwungenes Ansehen, seine Freunde liefsen öfterer an, und allgemach erzeugte sich jene schwarze Idee von einem förmli-

chen Komplotte gegen ihn und seine Celebrität, welcher gewiss niemals statt hatte.

War diese Idee erst wirklich in seiner Seele begründet, so lieferte sie ihn zugleich wirklich in die Hände derer aus, die eine eigentliche Absicht, ihm zu schaden, oder ihn nur zu benutzen hatten. Therese mit ihrer Mutter bekam eine unbeschränkte Gewalt über ihn, und jene Geschichte zu Motiers-Travers scheint lediglich daher ihren Ursprung zu haben. Die Sicherheit war um so grœsser, je mehr ihn Entfernung von allem Umgange an diese Familie fesselte. Wenn er missvergnügt aus einer Gesellschaft nach Hause kam, vielleicht durch seine eigene Schuld es geworden, ermangelte man nicht, es auf die Menschen überhaupt zu schieben, und der arme Rousseau blieb künftig zu Hause, um sich an seinen eigenen Grillen zu nähren. Seine zu grosse Schwachheit und Nachgiebigkeit mussten auch unvermerkt Theresen entfernen; denn die Weiber verachten am Ende den immer, welcher ihnen beständig gehorcht, und in ihren Umgange allen eigenen Willen verliehrt. Rousseau ward immer sonderbarer

und

und finsterer, und bald war sein spæterer Karakter gebildet.

Die wirklichen Verfolgungen, welchen seine Schriften ihn ausezten, kamen zu den eingebildeten hinzu, seinen Misмuth wie seine Arroganz zu erhœhen. Der Gedanke, nun ein Mærtyrer der Wahrheit und Tugend zu seyn, dehnt beyde zu einer unglaublichen Grœsse aus, und verleitet ihn zu wiederholten Schritten, die ihn noch tiefer in Unfælle stürzen, ohne ihn derselben verdienter zu machen. Er irrt von Orte zu Orte herum, und bringt sich muthwillig selbst um die Ruhe, die er nie aus den Augen zu lassen vorgiebt. Immer scheint er nur darin zufællig verwickelt, aber seine Eitelkeit, dem Publiko immer merkwürdig zu bleiben, sein Eigensinn, der ihm mehr Ueberlauf zuziehet als abweist, hængen mit schmerzhaften Ereignissen zusammen, welche ihm die Træume der Vergangenheit immer lebhafter auffrischen, und das Gefühl der Gegenwart immer unertræglicher machen.

Seine natürlichen Anlagen waren die eines harmlosen Träumers. Zwar verräth mancher Jugendstreich einen boshaften Knabenmuthwillen, manche Unternehmung eine unerwartet leichtfertige Gewandheit, aber man sieht ihn doch, ohne Seelenerhebung, immer schläfrig, träg und schüchtern die Bahn der schlaffen Zufriedenheit fortwandeln, auf der er nur selten, von einem Funken zukünftiger Celebrität und Grösse überrascht, einmal stillstehet. Zuweilen gehört es zu seinen Träumen, berühmt zu seyn, aber seine schönsten Jahre verstreichen in einer üppigen Schwelgerey und Verzärtelung.

Bey Frau von Warens gewinnt er seinen Hang zum weiblichen Geschlechte zuerst. Ohne einer einzigen Leidenschaft heftig anzuhängen, läst er sich nun gern verziehen, und gewöhnt sich an die Liebkosungen des anderen Geschlechtes, ohne ihm lange etwas dafür wieder zu geben. Es ist ein passiver Genuss, und selbst als er älter wird, fängt er an, im Vergnügen so viel zu grübeln, dass der günstige Augenblick ihm darüber verstreicht. Signore Janotto, sagt ihm seine ve-

netianiſche Liebſchaft mit Recht, *laſcia le donne, e ſtudia la matematica.* Zu ſehr ſeinen Idealen hingegeben, findet er in der Wirklichkeit nichts für ſeinen Geſchmack, und doch læſst er ſich zuweilen unwillig von ſeinen Bedürfniſſen überraſchen. So wird ſeine Thereſe le Vaſſeur zuerſt ſeine Beyſchlæferin und dann freywillig ſein Weib. Er iſt im Anfange unausſprechlich glücklich mit ihr; ſie giebt ſeinen Schwærmereyen nach, ſie hat Verſtand genug, ſeinen Schwæchen zu ſchmeicheln, ſie ſorgt für ſeine Sinne. Seine Hæuslichkeit und die mit ihr verdoppelten Bedürfniſſe ziehen eine Zeitlang ſeine Ideen vom drückenden Herumſchweifen ab, ſtillen ſeine Unruhe, heben ſeine Zerſtreuungen auf, ſeine Thætigkeit erwacht, und er fængt an, ſich in ihr glücklich zu fühlen. Aber nur im Anfange war dieſe Verbindung für ihn ſo voll von heiteren Freuden, ſpæter hin drücken ihn ſchmerzhafte Folgen.

Auch ein lebhafteres Gefühl ſeines eigenen Selbſtes erweckt ihn auf einmal aus ſeiner Mattigkeit. Er geræth in Paris mit den græſsten Kœpfen, einem Diderot, und mehreren

reren Encyklopädisten in eine enge Verbindung, sein Ehrgeiz erwacht; leicht von einem Gegenstande zur Nachahmung hingerissen, steht er auf, um zu einem Muster der Moral sich zu erheben. Sein Ruf wird lauter, und er so immer mehr der Gegenstand des Neides und einer ungebrochenen Verfolgung.

Selbstgefühl, oder ich will auch sagen, jene Selbstsucht Rousseaus, welche in der Verzärtelung erster Erziehung ihren Grund hat, wird auch nachher zu allen seinen Fehlern die tiefste und wirksamste Veranlassung. Die Quelle, woraus zugleich seine wärmsten Empfindungen entspringen, alle seine heitersten Freuden, seine reinsten Entzündungen, giebt auch einer Kälte den Ursprung, welche ihn von den natürlichsten Gefühlen abwendig macht. Ein Genuss seiner Kräfte, vielleicht nicht, so wie sie sich äusserten, sondern wie sie sich, zwangloser, hätten äussern *können*, macht ihn ungerecht gegen die Gefühle anderer Menschen, die er in den seinigen gern hätte mitunterdrücken mögen.

Man betrachte die ihm so sehr zum Vorwurf gemachte Geschichte seiner mit Theresen erzeugten Kinder, die er ihrer Mutter gleichsam vom Busen reisst, um sie dem Findelhause anzuvertrauen. Er entschuldigt zwar diesen Fehler, aber gewiss nur mit Gründen, die er erst spæter erfand, wo die Zeit und die Entfernung von jenen so gemisshandelten Gegenstænden die ersten Gefühle der Natur schon lange verwischt hatte. Seine Lage war drückend, aber seine Bequemlichkeit, sie nicht verlassen zu wollen, noch grœsser. Er verabscheuet jede Verænderung darin, die ihn seinem alten Gedankensysteme, seinen Grillen und dem Laufe der Einbildungskraft entfremden kœnnte, und opfert lieber eine augenblickliche Aufwallung hin. Sein hoher Sinn für alles Gute, Edele und Schœne æussert sich nur dann, wenn es sich mit Mühe ausüben læsst, und den Eindrücken des Augenblicks der Furcht einer læstigeren Zukunft kann er nicht widerstehen. Ueberhaupt scheint dieser Sinn die Frucht einer Krankheit zu seyn, die in den Augenblicken, wo sie nachlæsst, ihn zu Hærten verleitet. Nur auf eine geringe Menge von Be-

dürfnissen eingeschränkt, glaubt er auch in diesen zugleich ein Recht zu haben, für ihre Befriedigung alles hingeben zu dürfen. Ruhige Spekulation, eine gewisse Verwœhnung seiner Freunde, ein Nachgeben seiner Grillen, und selbst eine Unzufriedenheit mit den Menschen, welche ihn, nun zur Gewohnheit geworden, mit sich um so zufriedener macht, haben sich so sehr seines Wesens bemæchtigt, dass es ganz aufhœren zu müssen scheint, wenn eins von ihnen sich davon trennen sollte. Kann man es ihm nicht verzeihen, dass er hier ein schreckliches Opfer seiner Erziehung wird, dass er sich von natürlichen Empfindungen trennt, um sich von einer erkünstelten Nothwendigkeit um so gewaltsamer fortreissen zu lassen, und dass überhaupt jene Gefühle jenseits eines gewissen Zeitalters der Iahre, ausserhalb dem schœnen Glücke der Hæuslichkeit, matter und unwirksamer sich æussern.

Es ist wahr, er sinkt hier noch tiefer, als zur Gewœhnlichkeit der Menschennatur herab. Aber hœrt er darum auf, ihr doch anzugehœren? Manche der menschlichsten, man-

manche der bezauberndſten und wohlthætig-ſten Tugenden hat in einem Fehler ihren Grund! Und welches der ſchœnſten Güter des Lebens, wenn es auch nur aus bloſsen Gefühlen beſteht, wird ohne eine Aufopfe-rung anderer Güter erkauft? Der Geiſt be-reichert ſich an Grœſse nur durch manches Unglück, in das er alles um ſich her verwi-ckelt, und gelangt niemals zu dem Ueber-blicke, der die Erhabenheit ſeines Urſprun-ges bezeichnet, als durch die Hingabe vieler für die meiſten Menſchen ſehr wichtiger Kleinigkeiten. Dies iſt nicht ganz hier der Fall; aber man kann die Stimmung, die je-nes veranlaſste, als einen Erſatz für ſeinen Karakter anſehen. Sie befreundete ihn am in-nigſten mit jener hœheren Tugend, die ſich, mit ſich ſelbſt befriedigt, von den Menſchen abkehrt, und er ſchœpfte *zum Theil* die Nei-gung aus ihr, da ſtiller Lehrer zu werden, wo er ſich zu ſchwach fühlte, mit ganzer Kraft handeln zu kœnnen.

Und ich getraue mir nicht, zu ent-ſcheiden: was konnte der Nachwelt nütz-licher ſeyn? durch eine gute, menſchliche Hand-

Handlung, die man weniger achtete, weil sie zu natürlich war, sich unter seinen Freunden und Bekannten ein mit ihnen vergängliches Denkmahl zu stiften, oder, ein stiller Lehrer der Menschheit auch aufserhalb dem Kreise derer, die seine Lebensgeschichte wufsten, Geister zu erheitern, und Herzen zu erwärmen? Konnte eins ohne das andere nicht seyn, wurden die Handlungen jener von den Aufwallungen dieser Neigung vernichtet, welches war dann das wertheste und nothwendigste? Man urtheile doch nicht, von sklavischen Banden in einem elend engen Wirkungskreise gehalten, über die Ausbrüche einer gekränkten Stimmung, und selbst einer Ehrfurcht, die sich der ganzen Welt weit näher angehœrend fühlen!

Freylich hat er bey den freywilligen Opfern, welche er diesen bringt, nur wenig Verdienst. Die Bedürfnisse anderer, Wohlstand und æufsere Ehre verachtet und giebt er hin, aber sie kosten ihn nichts. Seine ganze Natur ist ihnen fremd, oder er hat sich ihnen in der Art seiner Erziehung schon lange entwœhnen müssen. Die kleinen Nothwendigkeiten

geiten, an deren Erfüllung er sich selbst gefesselt hat, reissen ihn hingegen über alle Empfindungen hin, und machen die edelsten Gefühle und Ahndungen der Natur schweigen. Er kümmert sich um Gehalte und Unterstützung nicht, die er nicht nöthig zu haben glaubt, und die er hätte annehmen sollen, um seine Kinder selbst und besser erziehen zu können. Aber welche Kämpfe gehen allen seinen Handlungen vorher! Der gedrückte Geist krümmt sich unter allen Anfällen höchst gewaltsam, und fällt unter der Nothwendigkeit seiner Natur, nur ein Opfer der rührendsten Menschlichkeit.

Rousseaus Karaktergemälde ist in dieser Rücksicht überhaupt nur eine Zeichnung aus der allgemeinen Menschennatur gehoben, so wie Sittlichkeit sie verderbt, und Erziehung sie verschroben hat. Allen Menschen sind Gefühle von Edelmuth und Grösse eigen, worauf Rousseau nur, weil er sie bey andern weniger wahrnimmt, stolzer ist; bey allen behindert Eigenliebe aber mehr oder weniger ihren Ausbruch. Die Empfänglichkeit für die Veranlassungen sie zu zeigen wird enger

und

und ſtumpfer, je mehr das Selbſtgefühl auch zu Selbſtbeſchauung verleitet. Ohne miſslungene Plane, ohne geſcheiterte und verkannte Anſprüche gehœrt dieſer Gattung verzærtelter Seelen die ganze Welt an, und ſie umſpannen den Erdkreis mit Liebe, wenn nicht irgend eine Rückſicht auf ihr eigenes *Ich* ſie zurückhælt. Das Uebel wird aber um ſo ſchlimmer, die Beleidigung ihrer Anſprüche um ſo ſchwerer und empfindlicher, je mehr ſie ſich innerhalb einer gewiſſen Sphære beſchrænkt halten. Ganz ſo ſtellt auch Rouſſeau ſich dar. Die Augenblicke eines von fremden Eingriffen ungeſtœrten Genuſſes ſeiner ſelbſt, gehœren allen Menſchen zugleich mit an, und er haſst ſie nur, von ihnen in ſeinen Rückſichten gekrænkt.

Indeſs war es natürlich, daſs der Druck dieſer Eigenheiten, ſeine ſo æuſserſt zarte und leicht zu beleidigende Empfindbarkeit von ihm auch manche ſeiner Freunde entfernt; und ſo liegt in der Folge der Urſach nur noch eine Verſtærkung der leztern. Er fühlt ſich gekrænkt; ein allgemeines Miſsvergnügen macht ihn gefühlvoller für ſich; er

wird

wird kälter gegen das, was ihn umgiebt; sein Hang, abgesondert und *einsam* zu *scheinen*, macht ihn *wirklich verlassen*. Seine Empfindlichkeit hat überhaupt nichts für das Wohlwollende, Gefallende eines freundschaftlichen Menschenanlockenden, Menschenerheiternden Umgangs; oft gänzlich und beleidigend stumm, will er nichts dafür geben, worauf doch seine Foderung dringt; abwechselnde Launen machen seine Freunde immer in seinem Karakter ungewisser, und da er endlich über die Ursach seiner Abgeschiedenheit nachdenkt, sind schon alle Mittel unwiederbringlich verloren. Ausser dem abschleifenden Zirkel der grosen Welt erzogen, und nur von seinen selbsterschaffenen Vorstellungen genährt, weiss er nichts von den angenehmlichen kleinen Zauberkünsten freundschaftlicher Verständnisse, und durch Nachgiebigkeit verzogen, verschliesst er auch das in sich, was diese einigermasen zu ersetzen vermöchte.

Aus demselben Grunde sieht man Rousseau mit weit mehr Behaglichkeit beym weiblichen Geschlechte verweilen, besonders da, wo er

Bieg-

Biegſamkeit für ſeine Ideen, Duldſamkeit für ſeine Launen und Schwächen, Gefühl für die Eigenthümlichkeit ſeiner Gefühle, Schwärmerey für ſeine Schwärmerey antrift. Die Dienſte, welche ihm eine Freundin erweiſst, werden mit weit mehr Wärme in ſeinem Gedächtniſſe niedergelegt, als alle wirklich weit wichtigeren Aufopferungen ſeiner Freunde. Die Delikateſſe, mit der ihm jenes Geſchlecht ſeine Gunſtbezeigungen darbietet, iſt ihm unverdächtiger, ſelbſt ihre Eigenheiten, ihr kleiner Dünkel und Trotz, den er am männlichen niemals vertrægt, macht die Weiber ihm rührender, und oft ſieht man ihn, ohne daſs er es bemerkt, wenn beſonders irgend ein Ehrgeitz hinzukommt, von einer harten Despotie grauſam und doch geduldig beherrſcht.

Dem Zeitpunkte, wo er für wirkliche Liebe wieder erwacht, ſehen wir einen anderen vorangehen, der dieſem Genuſſe, dieſer Begeiſterung, dieſem ſchwelgenden Leben in Gegenſtænden, mit denen er ſich verwandt fühlt, ſeine ganze Stimmung wohlthætig vorbereitet. Die wirklichen Weſen, welche ihre

Arme

Arme ihm nachher entgegenbreiten, sind nur Stellvertreter von andern, mit denen er schon lange gelebt hat, und verdrängen eine ganze lebendige Welt ätherischer schöner Gestalten.

Als er sich aus der Stadt zum Landleben hinausgerettet hat, als der Gesang der Nachtigallen sein Ohr wieder zum erstenmale berührt, als er alle seine Leiden zu Ende, alle seine Wünsche und Ahndungen erfüllt glaubt, schliesst auch seine Seele zugleich sich dem paradiesischen Genusse seines eigenen Selbsts auf. Eine gespannte Einbildungskraft, eine tiefe Fühlbarkeit und der unerschöpfliche Vorrath von Träumen und Ahndungen, an dem er nun schon sein ganzes Leben hindurch gesammelt hat, schaffen ihm nun eine Welt, eigen seiner Art zu empfinden, und für sie allein nur befriedigend. Welche Wollust daher, mit ihr nach seinen Gestalten zu jagen, und seine Welten bilden zu helfen.

Aber es konnte doch nicht lange dauern, so mufste er in die wirkliche Welt zurückkehren. Und was fand er *hier* mit sei-

nem

nem Bedürfnisse zu lieben! Therese verstand ihn nicht, und mit den übrigen Menschen glaubte er sich auf immer entzweyet. Eine süsse Schwermuth, die aus dem hinreissenden Gefühle des Alleinseyns entsteht, bemeistert sich seiner Empfindungen, und er kehrt unter seine Ideale zurück, um von neuem aus allen sich ein Wesen zusammenzusetzen, an das seine ganze Seele sich hängen kann. Er will es sich immer vergegenwärtigen. Er will es selbst geniessen, wenn seine Einbildungskraft stumpf und ermattet ist. Und seine *Julie* entsteht; dieser Liebling seiner Seele beschäftigt ihn ganz, und scheint ihn vollkommen wieder glücklich zu machen.

„In Venedig," sagt er, „in dem Gan„ge öffentlicher Geschäfte, — — in Paris, „im Strudel grosser Gesellschaften, bey „schwelgerischen Abendtafeln, im Glanz der „Schauspiele, im Dufte des Weihrauchs — „da, und aller Orten, kamen die Schatten „der Gebüsche, die Bäche, meine einsamen „Spaziergänge in mein Gedächtniss zurück, „machten mich zerstreuet, niedergeschlagen, „pressten mir Seufzer ab, und erregten Sehn-

„sucht

„sucht in mir.“ — Aber wie er auch alle die Freuden seines ländlichen Aufenthaltes genofs, fiel er in ein schmerzliches Nachsinnen über den Zeitpunkt, zu dem er nun gekommen war. „Wie war es mœglich, dafs „ich mit einer Seele, die von Natur aller „Ausdehnung fæhig, einer Seele, der Leben „und Lieben eins war, bis dahin noch nicht „Einen Freund gefunden hatte, der ganz „mein gewesen wære; nicht Einen wahrhaften Freund für mich, dem ich mich so ganz „geschaffen hætte fühlen kœnnen, eben so „sehr Freund zu seyn! Wie war es mœglich, „dafs mit so entzündbaren Sinnen ich nicht „*wenigstens* einmal von dieser Flamme für einen bestimmten Gegenstand ergriffen wurde? „Zernagt von dem Bedürfnisse, zu lieben, ohne „dies je vollkommen befriedigen zu kœnnen, „sah ich mich die Pforten des Alters erreichen „und sterben, ohne gelebt zu haben.“

„Diese Gedanken beschæftigten mich in „der schœnsten Jahrszeit, im Monat Junius, „unter frisch belaubten Büschen, bey dem „Gesange der Nachtigall und dem Rieseln der „Bæche. Alles trug dazu bey, mich wieder

„in jene zu verführerische Weichlichkeit zu ver-
„senken, für welche ich gebohren war, von
„der mich der harte und strenge Ton,
„in welchen mich eine lange Gährung ge-
„stimmt hatte, auf immer hätte zurückbrin-
„gen sollen. — Bald sah ich um mich her
„sich alle Gegenstände versammeln, die mir
„in meiner Iugend das Herz gerührt hat-
„ten. — Ich sah mich umgeben von einem
„Serail von Houris — alte Bekanntschaften,
„für die das lebhafteste Gefühl mir nicht
„fremd war. — Aber die Unmœglichkeit,
„wirkliche Wesen zu erreichen, verschlug
„mich in ein Land von Hirngespinsten, und
„da ich nichts Existirendes um mich sah, das
„meines Taumels werth gewesen wære, so
„nährte ich ihn in der idealischen Welt, die
„bald durch meine Einbildungskraft mit We-
„sen, nach meinem Herzen, bevœlkert wurde.
„Nie fand ich diese Hülfsquelle zu gelegene-
„rer Zeit, und nie war sie ergiebiger. In
„meinen immerwæhrenden Uebersp annungen
„berauschte ich mich Stromweise mit den won-
„nevollsten Gefühlen, die je in eines Men-
„schen Herz gekommen sind.

„Ich

„Ich vergafs ganz die Menfchengattung,
„fchuf mir Gefellfchaften von vollkommenen
„Kreaturen, fo himmlifch durch ihre Tugen-
„den, als durch ihre Schœnheit, fichere, zært-
„liche, treue Freunde, wie ich fie hier unten
„nie antreffen konnte. Ich fand foviel Ge-
„fchmack daran, auf diefe Weife im Himmel,
„mitten unter bezaubernden Gegenftænden,
„die mich umgaben, fortzuwandeln; dafs
„ich ungezæhlt Stunden und Tage damit hin-
„brachte, das Andenken an alle übrigen Din-
„ge verlohr, mir kaum die Zeit nahm, in
„Eil einen Biffen zu effen, und nur vor
„Begierde brannte, zu entfliehen, um mei-
„ne geliebten Gebüfche wieder zu errei-
„chen.“ — —

„Ich malte mir die Liebe und Freund-
„fchaft, die beyden Gottheiten meines Her-
„zens in den fchœnften und herrlichften Ge-
„ftalten. Ich fand Wonne darin, fie mit al-
„len Reizen des Gefchlechtes auszuzieren, das
„ich immer angebetet hatte. Ich fchuf lieber
„zwey Freundinnen als zwey Freunde, weil
„das Beyfpiel, wenn gleich feltener, doch
„auch liebenswürdiger ift. Ich begabte fie

„mit Gemüthsarten, die zu einander ſtimm-
„ten, aber doch verſchieden waren; mit Ge-
„ſtalten, die nicht vollkommen ſchœn, aber
„nach meinem Geſchmack waren, und die
„durch Wohlwollen und Empfænglichkeit für
„feine Gefühle belebt wurden. Ich gab der
„Einen braune, der Anderen blonde Haare;
„jene war lebhaft, dieſe ſanft; die Eine klug,
„die Andere ſchwach, aber auf eine ſo rüh-
„rende Art ſchwach, daſs die Tugend da-
„durch zu gewinnen ſchien. Der Einen gab
„ich einen Geliebten, deſſen zærtliche Freun-
„din die Andere war, wenn nicht noch etwas
„mehr; aber ich lieſs keine Mitwerbung, kei-
„nen Zwiſt, keine Eiferſucht ſtatt haben, weil
„ich mir Gewalt anthun muſs, irgend ein
„peinliches Gefühl mir vorzuſtellen, und ich
„dies lachende Gemælde durch nichts ver-
„finſteren wollte, was die Natur herabwür-
„digt. Eingenommen von meinen beyden
„bezaubernden Muſtern, ſezte ich mich ſelbſt
„in Gedanken, ſoviel als mœglich, in die
„Stelle des Liebhabers und Freundes; aber
„ich ſchuf ihn liebenswürdig und jung, und
„gab ihm dabey die Tugenden und die Mæn-
„gel, die ich an mir bemerkte.“

„Um

„Um meine Leute in einen Aufenthalt
„zu verſetzen, der ſich für mich ſchickte,
„muſterte ich in Gedanken nach der Reihe die
„ſchönſten Gegenden, die ich auf meinen
„Reiſen geſehen hatte; allein ich fand kein
„friſches Laub, keine herzrührende Landſchaft
„ganz nach meinem Sinne. Die Thäler
„Theſſaliens würden mich befriedigt haben,
„wenn ich ſie geſehen hätte; aber meiner Ein-
„bildungskraft, die müde war etwas zu er-
„finden, behagte ein wirklicher Ort zum Ru-
„hepunkte, um mich über das wirkliche Da-
„ſeyn der Bewohner zu täuſchen, die ich da-
„hin verſetzen wollte. Lange dachte ich an
„die boromäiſchen Inſeln, deren bezaubern-
„der Anblick mich entzückt hatte; allein ich
„fand für meine Leute da zuviel Kunſt und
„Verzierung. Ich bedurfte indeſs eines Sees,
„und wählte am Ende den, um welchen
„mein Herz herumzuirren, niemals aufgehört
„hatte. Ich ſezte mich an dem Theile ſeiner
„Geſtade feſt, wo meine Wünſche mir ſchon
„lange einen Wohnplatz geſchenkt hatten.
„Der Kontraſt in der Ordnung der Gegen-
„ſtände, der Reichthum und die Mannichfal-
„tigkeit der Lagen, die Pracht, die Majeſtät

„des Ganzen bestimmten mich vollends, und „ich liefs meine jungen Mündel in Vevay „wohnen.“ — — —

„Nachdem ich meinen Plan im grœbern „angelegt hatte, kam ich nun zur Ausarbei„tung der einzelnen, entworfenen Situatio„nen; und aus der Anordnung derselben ent„standen dann die ersten beyden Theile der „*Julie*, welche ich während dieses Winters „mit unbeschreiblichem Vergnügen verfertigte „und ins Reine schrieb. Ich nahm das schœn„ste Papier, auf dem Schnitte vergoldet, dazu, „streuete herrlichen himmelblauen und Sil„berSand darauf, und nähete meine Hefte „mit blauer Seide zusammen — kurz! ich „fand nichts zierlich, nichts galant genug „für meine reizende Mædchen, in die ich, „gleich einem zweyten Pygmalion, vernarrt „war. Ieden Abend, wenn ich behaglich „am Kamine sass, las ich den Hofmeisterin„nen unaufhœrlich aus diesen beyden Theilen „vor. Die Tochter sagte nichts, schluchzte „aber mit mir, voll inniger Rührung; die „Mutter hingegen, welche keine feinen Kom„plimente darin fand, verstand nichts davon,

„blieb

„blieb ruhig, und begnügte sich, wenn ei„nen Augenblick lang alles still war, mir „jedesmal zu wiederholen: das ist recht „schön, mein Herr!“

Während dieser Arbeiten erscheint die Græfin von H., zwar nicht sein Ideal an Schœnheit und Vollkommenheit, aber mit allen kleinen rührenden Reizen reichlich geschmückt, welche auf Rousseau's Herz Ansprüche haben; unbefangen, frœhlich, biegsam und sehr geneigt, seinen Schwærmereyen nachzugeben, und die Ausbrüche *seiner* Liebe zu hœren, weil sie mit ihm von der *ihrigen* sprechen mœchte. Und mit welcher Liebe erwiedert er ihre Aufopferungen; wie rein, wie ganz in Gefühlen zerflossen, wie ohne allen Willen mehr, ganz aufgelœst in ihr, wie uneigennützig! Alle Anfoderungen seiner Sinne reden nur leise in diesem bachantischen Taumel seiner inneren Empfindungen. Alles ist ihm heilig, alles fodert Gegenliebe, und doch liebt alles in ihm, ohne sich wiedergeliebt zu sehen, alles genießt, ohne sich wieder genossen zu wissen. Keine Zærtlichkeit konnte reiner, keine hingebender seyn. „Wir

„waren beyde trunken vor Liebe," sagt Rousseau, „sie für ihren Geliebten, ich für „sie; unsere Seufzer, unsere wonnevollen „Thränen vermischten sich. Bey der süssesten „Vertraulichkeit hatten unsere Empfindungen „so viel Aehnliches, dass es unmœglich war, „nicht einen Vereinigungspunkt zu treffen; „und doch vergass sie sich, mitten in dieser „seeligen Trunkenheit, nie einen Augen„blick; und ich betheuere, ich schwœre es, „wenn ich, durch meine Sinne irregeführt, „zuweilen den Versuch gewagt habe, sie zur „Untreue zu verleiten; so habe ich es doch „niemals wirklich gewünscht. Die Heftig„keit meiner Leidenschaft selbst, war ein Mit„tel, sie im Zaume zu halten. Die Pflicht der „Verlæugnung hatte meiner Seele einen hohen „Schwung gegeben; der Glanz aller Tugen„den zierte in meinen Augen den Abgott „meiner Seele; sein gœttliches Ebenbild zu „entweihen, das hiess ihn vernichten. Ich „hætte das Verbrechen begehen kœnnen; „hundertmal beging ich es in meinem Her„zen; aber Sophien herabzuwürdigen? ach! „das vermochte ich nie! Nein, nein! ich „habe es ihr selbst so oft gesagt, wære ich

„Mei-

„Meister gewesen, meine Leidenschaft zu be-
„friedigen; hätte sie selbst ihren Willen mei-
„ner Willkühr überlassen, so würde ich
„ausser den Augenblicken von Geistesabwe-
„senheit um diesen Preis nicht haben glück-
„lich seyn wollen.“

Aber Sophie fühlte auch diese Liebe.
„An ihrer Seite,“ fährt Rousseau fort, „auf
„einer Rasenbank, unter einer Akazie voll
„Blühten, fand ich, um die Bewegungen
„meines Herzens auszudrücken, eine Sprache,
„die ihrer wahrhaft würdig war. Es war
„das erste und einzigemal in meinem Leben;
„aber ich redete erhaben, wenn man das so
„nennen darf, was die allerzärtlichste und
„feurigste Liebe liebenswürdiges und verfüh-
„rerisches in ein menschliches Herz senken
„kann. Welche berauschende Thränen ver-
„gofs ich auf ihren Knien! Wie viele liefs ich
„sie wider Willen vergiefsen! Endlich rief sie
„in unwillkührlicher Entzückung aus:“
Nein! nie war ein Mann so liebenswürdig,
„und nie liebte ein Liebhaber, wie Sie! Aber
„ihr Freund St. L. hört uns, und mein Herz
„kann nicht zweymal lieben.“ Ich schwieg,

und seufzte; „ich umarmte sie. — Welche „Umarmung! Aber, dabey blieb es. Seit „sechs Monaten nun lebte sie allein, das „heißt, entfernt von ihrem Liebhaber und „von ihrem Gemahle; seit dreyen sah ich sie „fast täglich, und immer war die Liebe der „dritte Gesellschafter. Wir hatten einander „gegenüber zu Abend gespeißt; wir waren „allein, im Mondenscheine, in einem Hœlz„chen; und nach einer zweystündigen, „æußerst lebhaften und zærtlichen Unterre„dung, ging sie, mitten in der Nacht, aus „diesem Bosquet, und aus den Armen ihres „Freundes, eben so unberührt, eben so rein „an Leib und Seele heraus, als sie hineinge„gangen war."

Dieser reizende Taumel hælt ihn eine Zeitlang ganz in seinen Banden. Wie er aber endlich zu einer Betrachtung seiner Lage wieder erwacht, so verschwindet auch auf einmal der beseeligende, himmlische Zauber. Er fühlt nun, dass er alt ist, und glaubt sich durch diese Leidenschaft in den Augen seiner Freunde lœcherlich gemacht zu haben. Seine Geliebte wird auch wirklich, weil er geplaudert

dert hat, seinetwegen das Mährchen der Stadt, und bricht den Umgang mit ihm ab. Empfindlich sucht er sich an seinen Freunden im voraus zu rächen. Iene empœrende Szenen mit der Mad. D'-y, seiner alten Wohlthæterin, und der Besitzerin seiner Einsiedeley entstehen daraus, und die Folge davon ist, dass er jene edle, ihm wirklich gewogene Frau schmerzlich beleidigt, und diese verlæst. Wer findet aber in allen diesen für uns krænkenden Auftritten nicht den gewœhnlichen Gang eines misstrauisch-gemachten, sich selbst verschiessenden Herzens?

Wie sehr ihn seine Eitelkeit stimmte, zeigt sein nachheriger Aufenthalt beym Marschall von Luxemburg. Hier ward er wieder verzærtelt; die Marschallin that alles zu seiner Aufheiterung; ihr Gemahl erschœpfte sich in Liebkosungen, und Rousseau war bald wieder im Gleise seines Frohsinnes und seiner Heiterkeit. Selbst seine Bequemlichkeit opfert er dieser Verbindung nicht selten auf. Aber nicht immer erhælt er sich in dem Karakter eines grossen Mannes, und seine Ungewohntheit, mit der grossen Welt umzugehen, læst

ihn

ihn tauſenderley Inkonſequenzen machen. Die Celebritæt, die er ſich durch dieſen Umgang zu erwerben vermeynt, führt ihn zugleich auf ein ſchlüpfriges Eis, auf dem er ſich nicht lange, ohne Fallen, zu erhalten verſtehet.

Immer befindet er ſich mit ſeiner Ehrſucht im Kampf. An ſeine Unfælle gewœhnt, wurden ſie bald Wolluſt für ihn, indem ſie ihn den Augen der Welt intereſſant zu machen ſchienen. Er kümmert ſich auf dieſem Punkte um keine alten Freundſchaften und Verbindungen mehr, und ſtürzt ſich aus ſeiner Ruhe, die er im Grunde zu lieben aufgehœrt hat, in neue Uebel, um der Aufmerkſamkeit der Welt eine neue Richtung zu geben. Seine Briefe vom Berge verjagen ihn aus Neuchatel, ſeine Projekte für die Korſen, aus der St. Peterinſel. Sein Herumtreiben in der Welt hat für ihn aufgehœrt ein Uebel zu ſeyn, und in jeder neuen Begebenheit ſieht er nur einen neuen Zuwachs zum Ruhme, eine Vermehrung der Theilnahme aller Welt und des allgemeinen Bedauerns.

Alle

Alle die Keime der nachherigen so grosen Zärtlichkeit seiner Gefühle hätten zu einer ganz anderen Richtung entwickelt werden kœnnen, wenn die Erziehung der Umstænde anders gewesen wære. Dies zeigt das, was diese wirklich geworden sind, und was sie in manchen Augenblicken waren. Als er die Preisfrage gelesen hatte: Ob die Wissenschaften die Sitten verdorben oder gereinigt hætten, so „sah er," wie er sich ausdrückt, „eine ganz andere Welt vor sich. Er wurde ein anderer Mensch. Seine Gefühle stimmten sich mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit in den Ton seiner Gedanken; alle seine kleinen Leidenschaften wurden erstickt durch den Enthusiasmus für die Wahrheit, für die Freyheit, für die Tugend, und diese Gæhrung erhielt sich in seinem Herzen længer als vier oder fünf Iahre hindurch, in einem so hohen Grade, als sie vielleicht nie in einem anderen Menschen Platz gehabt hat."

Und was ist nun das kurze Resultat dieser ganzen Untersuchung? — Man thut ihm Unrecht, ihn ein vollkommenes Muster der Tugend zu nennen; aber noch mehr,

wenn

wenn man in ihm ein schönes Vorbild derselben verkennt. Seine selbstgeschaffenen Leiden führen weit sicherer, als die lautersten Vorschriften aller Moral; seine Tugenden sind anziehender, weil sie menschlicher sind, sie fodern dringender zur Nachahmung auf, weil sie Resultate herzerschütternder Kämpfe sind. Und wen fesselt nicht seine himmlische Güte, wenn sie auch nur unter Idealen sich æussert, die Reinheit seiner Phantasie, das liebliche Feuer seiner Liebe und Freundschaft! Auch der Schmerz, dem er sich absichtlich unterwarf, wird rührend in seinen Folgen; die læssige Hingebung in den Strom seiner Schicksale fodert verwandte Kræfte auf, und jedes Erwachen alter Bilder, sonstgefühlter Aufmunterungen, sonstbefolgter Empfindungen zaubert ein zærtliches Mitgefühl im Herzen hervor, das über alle seine Fehler zu dem Ziele, das seinen Anlagen unter anderen Umstænden erreichbar war, sanftmüthig hinwegblickt. Und ist dann der Mensch über sich Herr? Kann er eine einzige Idee, eine einzige Empfindung hervorbringen, *wann* und *wo* er sie will? Und ist das Leben nicht ein Strom, in welchen wir von den Umstæn-

den

den geſtoſsen, rauh gemacht, oder abgeſchliffen, ohne alle Willkühr das werden, wozu uns der Genius unſeres Lebens beſtimmt!

Zehntes Kapitel.

Wohlſtand des Landes.

Ungeachtet der groſsen inneren Mängel, welche ich, als die Bevœlkerung der Schweiz behindernd, nachher näher entwickeln werde, iſt dies Land doch um ein groſses Theil volkreicher als man auswærts gemeiniglich annimmt. Man ſchærzt mit Recht die Anzahl der Einwohner ohngefæhr auf 2 Millionen, wenn man diejenigen dazu rechnet, welche ſich im Auslande befinden; eine für die Kleinheit des Landes ziemlich anſehnliche Menſchenſumme.

Doch nehmen alljæhrlich die Klagen über vermehrte Entvœlkerung zu, welche auch

auch in mehreren Umſtänden ihre Urſachen hat.

Zuerſt liegen ſie in der faſt in allen Kantonen eingeriſſenen Lebensart, die, wenn ſie auch den Kœrper der Eingebohrenen nicht *ſichtbar* ſchwæcht, doch auf die Kindermenge nicht ohne Einfluſs ſeyn kann. Man heyrathet viel zu früh, und auf den Dœrfern ſtirbt manche Mutter und manches Kind, wegen Mangel an vernünftiger Hülfe bey der Geburt. Neue Einwohner erſetzen ſelten dieſen Abgang, und in manchen Stædten iſt das Bürgerrecht nicht nur gar nicht zu gewinnen, ſondern man kann auch nicht einmal ſein eigenes Haus beſitzen, und iſt von einem jeden Amte ausgeſchloſſen; gewiſs nichts weniger, als für neue Anſiedler lockend.

Der Hauptgrund liegt indeſs in dem hæufigen Auswandern der Schweizer, das durch ihren zunehmenden Luxus, durch die Leichtigkeit allenthalben Dienſte zu erhalten, durch ihre Art, ſich bequem durch die Welt zu bringen, durch die Vorliebe des Auslandes für die Nation, unendlich erleichtert und

beför-

befœrdert wird. Besonders die Einwohner der franzœsischen Schweiz verlassen ihr Vaterland, sich fremden Diensten zu widmen. Da sie, vermœge ihrer Verfassung, von allen hohen Ehrenstellen des Staates ausgeschlossen sind, so vertrauen sie sich anderen Gegenden an, um ihr Glück zu machen, und wenn sie auch immer einmal wieder zurückkehren, um in ihrer Heimath zu glænzen, so sind doch immer zwey Drittheile der Einwohner ausserhalb derselben.

Alle diese Ursachen haben selbst auf die reichsten Handelsstædte der Schweiz einen merklichen Einfluss, und scheinen sie nur für die Anzahl von Einwohnern zu gross gemacht zu haben. So rechnet man in Basel ohngefæhr 15000 Seelen, da es wol 60-80000 enthalten haben soll, wie auch ihre ausserordentliche Menge von Stadtkirchen und ihr betrœchtlicher Umfang, bezeigen. Der Verkehr hat sich aus einigen derselben herausgezogen, und da nicht alle Familien, welche sonst durch ihn ernæhrt wurden, an diesen Wanderungen des Handels innerhalb der Schweiz Antheil nehmen konnten, so waren

sie gezwungen, ihr Brod in anderen Lændern zu suchen.

Es ist überdem eine richtige Bemerkung, dass das vermehrte Fabrikwesen in der Schweiz die Ehen zwar hæufiger macht, aber dafür auch unfruchtbarer. Alle, noch einfachen Hirtenvœlker schicken jæhrlich eine Menge Einwohner fort, die das Land nicht ernæhern kann, und so sind in der Schweiz keine Einwohner zu fremden Kriegsdiensten geneigter, als die Bewohner des Haslithales. Die Fabriklænder hingegen nehmen immer an Bevœlkerung ab, obgleich immer neuer Anwachs aus der Nachbarschaft die Sterblichkeit zu ersetzen sucht.

Indess werden, wenn die Bevœlkerung abnimmt, und die Erwerbsmittel nur einigermassen sich gleich bleiben, die übrigen Einwohner um so reicher und wohlhabender. Und diese Wohlhabenheit findet man in allen Kantonen, wo die Industrie der Schweizer entweder von dem Zustande der Regierung begünstigt wird, oder aus ihm sich nur, wenn auch mit einiger Mühe, hervorzuarbeiten im Stande ist.

Im

Im Aargau und Emmethale, besonders im erstern, befindet sich die grœfste Wohlhabenheit in der Schweiz, wo die Landleute mit der Viehzucht, das Spinnen und Weben von Leinen- und Baumwollengarn verbinden. Im Emmethale findet man daher den Luxus der Stædte, schœnes und geschmackvolles Hausgeræth, Reinlichkeit und Sauberkeit im Hause, und auch schon Koketterie in der Kleidung.

Manche Bauern in der Schweiz haben, vorzüglich in diesen Gegenden, ein Vermœgen von 2-300000 Gulden Dies giebt ihnen zugleich eine edle Gastfreyheit. Ieder macht sich ein Vergnügen daraus, einen Fremden zu bewirthen, und wird es sehr übel empfinden, wenn man dafür ihm Geld anbietet. Aber dieser Reichthum ist nichts weniger als allgemein, und richtet sich grœfstentheils nach der Natur der Landesverfassung; doch zuweilen auch nach des Bodens natürlicher Unergiebigkeit. Der Landstrich zwischen Schaathausen und Winterthur ist einer der elendesten in der Schweiz. Die Dœrfer darin sind bis zum Auffallenden schlecht, die Ein-

wohner lumpigt, und fast jeder Junge darin ein Bettler. Und doch sind die benachbarten Gegenden fett und fruchtbar, und Zürich thut sehr viel für diese Landstrecke. Allein alle Unterstützungen des Handels begünstigen den Gelderwerb zwar, aber weniger allgemein, als eine mœglichst hoch getriebene Benutzung des Bodens und vaterlændischer Produkte.

Bern hat so z. B. weder einen so grosen Handel, noch so beträchtliche Manufakturen als die anderen Kantone. Die Republik ist überhaupt mehr militærisch, und da der Handel zum Glück von den regierenden Familien nicht geachtet wird, so kann sich keine einzelne unter ihnen einen so grosen Reichthum erwerben, welcher der Verfassung am Ende nachtheilig würde. Aber wenn auch in Bern wenige sehr reich sind, so sind dagegen nur wenige sehr arm. Eine fast gleiche, anstændige Wohlhabenheit hat sich über diesen ganzen reizenden Erdfleck ausgebreitet, und erhælt im innersten Schoose der Ruhe den einzelnen Bürger weit froher und glücklicher.

Die

Die Schweiz bedarf indeſs einer groſsen Betriebſamkeit, weil ſie gerade die beyden nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens, Getraide und Salz von ihren Nachbaren kaufen muſs. Dieſen Abgang muſs ſie dadurch erſetzen, daſs ſie im Handel ihre natürlichen Früchte durch Güte entweder unentbehrlich macht, oder ausländiſche Waaren in Fabriken bearbeitet und verſchœnert.

Die Natur und Gebirgigkeit des Landes, welche dem Einwohner weit mehr Muſse erlaubt, begünſtigt beſonders den lezten Weg des Erwerbs, und macht die Schweiz an Fabriken reich. Doch iſt in Abſicht der Induſtrie ein ſehr groſser Unterſchied unter den verſchiedenen Kantonen. Graubündten, Schweiz, Luzern, Uri, Unterwalden, und andere Oberländer kennen die Erwerbsarten der Appenzeller, der Einwohner von Glarus, Toggenburg, Neuburg, Walandis etc. gar nicht. Aber jenen Bergbewohnern fehlt nur der Handel und die Verfaſſung von dieſen, um ihre natürlichen Anlagen zu derſelben Vollkommenheit zu entwickeln.

Die *Induſtrie* iſt ein in dem Karakter der Schweizer wirklich glänzend hervorragender Zug, und es ſcheint in ihm eine Eigenthümlichkeit zu liegen, welche um ſo gewaltſamer anſtrebt, je gröſſer ihre Hinderniſſe ſind. Gerade die Gegenden, welche tiefe Einſchnitte beſchwerlich und felſigter Grund beynahe ganz unbrauchbar machen, ſind am ſchönſten und emſigſten bebauet. Der dürrſte Erdſtrich wird zu einem Ertrage gezwungen. Selbſt die zerſtörende Wuth widriger Naturerſcheinungen wird gemildert und zur Befruchtung angewandt. Um den kahlſten Felſenmaſſen hält ſich Freyheit immer lieber auf, denn kein Ueberfluſs reizt hier zu irgend einer Bedrückung. Und die mit jedem natürlich unfruchtbaren Lande meiſtens verbundenen Anſprüche auf die Theilnahme, an der Geſetzgebung haucht den Bewohnern ein Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit und Unabhängigkeit ein, das der Bebauung des Bodens und der Benutzung ſeiner Früchte äuſserſt vortheilhaft wird. So enthält der kleine, und natürlich öde Kanton Appenzell eine Betriebſamkeit, welche den kleinſten Erdfleck, wo ſie haften kann, zu einer beträcht-

trächtlichen Ergiebigkeit zwingt. Das ganze Land ist eine an einander hängende Reihe von Landhäusern, welche von ihrem Gebiete umgeben, eine Schönheit und Milde über diesen so unfruchtbar scheinenden, felsigten Erdstrich verbreiten. Das Waatland, und besonders die ihm gegenüberliegende Küste von Savoyen enthält vortrefliche Pflanzungen, welche den dürrsten Felsenklüften gleichsam wie eingezwängt sind; und in den traurigsten Schlufften von Wallis findet man grüne Weiden und Weinstöcke gebauet, oder an einer grauen Steinmasse romantisch herabhängen. So hat auch ein auszeichnendes Aeusseres von Industrie das kleine, kaum anderthalb Meilen im Umkreis enthaltende Gebiete von *St. Gallen*, welches in Rücksicht der Konstanzer Nachbarschaft um so auffallender ist. Nur wenige Stellen des Bodens, wie die Strecke zwischen Zürich und Winterthur, widerstehen diesem Geiste nutzender Arbeitsamkeit.

Die *Oekonomie* der Schweizer ist überhaupt dem Eigenthümlichen ihres Bodens vollkommen zugethan. Auch das Auswen-

dige derselben verräth das Arkadische des Hirtengeschmackes. Alle Besitzungen, besonders im nördlichen Theile, sind mit grünen Hecken umzäunt, die Bäche fliessen in genau abgemessenen Betten, und wässern die Wiesen durch trefliche Einschnitte; alle Plätzchen, welche der Wiesenbau ersparte, sind mit Obst-, besonders mit Nuss- und Kirschbäumen besezt, und machen das Ganze einem Garten ähnlich. Dieser Kunstgriff, das Nützliche mit dem Schœnen zu verbinden, verdoppelt den Ertrag; denn aus den Nüssen zieht man ein vortrefliches Oel, das dem Baumœhle beykommt, und aus den Kirschen, besonders den Bergkirschen wird das starke Kirschwasser gebrannt, welches die schœnsten Liqueurs an Kraft und Heilsamkeit übertrift, und das man im Lande selbst in grosser Menge verbraucht.

An Obst haben die meisten Kantone einen sehr reichen Ertrag, und in manchen macht es getrocknet einen grosen Theil der Ausfuhr aus, z. B. in Zürich. Indess verdrængt der zu hæufige Anbau desselben nicht selten sichtbar den wichtigeren Ackerbau. Die

Bau-

Bauern ziehen in den Weinbergen die jungen Obſtbæume auf, welche ſie nachher an die Landſtraſsen oder auf Felder und Wieſen verſetzen. Man ſcheint dieſe Bepflanzung des Landes indeſs ſeiner inneren Güte gemæſs ſo einzurichten, daſs man um ſo mehr pflanzt, je ſchlechter es iſt, um durch eine reichliche Obſternte einen kümmerlichen Ertrag des Bodens einigermaſsen wieder zu erſetzen.

Um die welſchen Nuſsbæume aufzuziehen, pflanzt man die Nüſſe wie die Kaſtanien. Das daraus gezogene Nuſsœhl erſpart viel Butter, und macht daher die Kæſe fetter; zum Verſpeiſen wird es kalt, zum Verbrennen wird es aus den geræſteten Früchten gepreſst.

Das *Nußwaſſer*, ein im Waatlande ſehr üblicher Liqueur, iſt ebenfalls von gutem Nutzen. Man nimmt die Nuſs, wenn ſie noch in der Milch iſt, ohngefæhr zu Anfang des Auguſtus, trocknet ſie ab, und ſtœſst ſie in einem ſteinernen Mœrſel. Auf 40-50 Nüſſe kommt ein Maaſs Orleaner Brantewein, welches zuſammen man ſechs Wochen im Schat-

ten ſtellt und fleiſſig rüttelt, dann durchſeigt, und mit einem Pfunde Zucker vermiſcht, und wieder 14 Tage bis zur vœlligen Auflœſung des Zuckers ſtehen læſst. Dann wird der Liqueur durch Lœſchpappier gegoſſen, und mit Gewürz vermiſcht.

Das erwæhnte, noch viel beſſere Kirſchwaſſer hingegen, wird meiſtens aus friſchen, ſeltener aus trocknen Kirſchen abgezogen. Man nimmt hierzu die ſchwarze wilde Kirſche, zerquetſcht ſie in einem Faſſe, und læſst ſie daſelbſt, ohne Waſſer hinzuzuthun, bedeckt und zuweilen umgerührt gæhren. Dieſe Gæhrung, iſt meiſtens in 2 bis 3 Wochen vollendet, welches durch die oben ſichtbare Klarheit angezeigt wird. Wenn man es nachmals abziehet, ſo muſs man es vorher, zur Verhütung des Anbrennens, noch einmal in der Blaſe umrühren. So lange es klar kommt, iſt es gut. Zerſtoſsene Kerner dazu gethan, geben ihm einen ſehr angenehmen Geſchmack. Getrocknete Kirſchen müſſen, wenn man ſie dazu anwenden will, zuerſt mit heiſsem Waſſer abgebrühet werden, ſonſt ſind zu ihrer Benutzung dieſelben Handgriffe erforderlich.

Auch

Auch der Enzian, welcher in der Gegend der Grimsel sehr häufig wächst, giebt einen ähnlichen *Geist* von Feuer und feinem Geschmack. Sein Brennen beschäftigt aber nur einen kleinen Theil von Einwohnern, die sich in eigends dazu eingerichteten Hütten verstreuen.

Der Wein macht einen Hauptertrag in manchem Theile der Schweiz, nur wissen sie ihn gerade in den Theilen, wo er zur Feinheit der italienischen und französischen Weine eine vollkommene Anlage hätte, wie im Veltlin, nicht zuzubereiten. Sie lassen ihn zu lange stehen, und er geräth gewöhnlich eher in Gährung, als er gekeltert wird.

Der grosen Menge schmackhafter Pflanzen gemäss, ist in manchen Gegenden schon die Gärtnerey zur Kunst gediehen, besonders da, wo der Boden, wie im Basler Gebiete, den Anbau von Gartengewächsen so ergiebig begünstigt. Wirklich giebts in der Nähe der grösten Städte ganze Dörfer, welche blos für die Küche und Tafel derselben zu arbeiten scheinen. Dies hat zugleich die Folge, dass

dafs der Koch da, wo der Gärtner raffinirt, nicht zurückebleiben will. So hat die Basler Küche in dieser Hinsicht einen vorzüglichen Ruf.

Doch hat die Küche der eigentlichen Schweizerbauern keine grofse Abwechselung in den Zugemüsen; sie ziehen eine grofse Menge von *Kürbissen* auf. Diese machen nebst dem *rœmischen Kohle* und grofsen *Rüben* den grœsten Theil ihrer Gartenkultur aus; man ifst sie in Milch gekocht, und füttert mit ihnen, in Wasser gekocht, die Schweine. Der Anbau derselben ist ganz wie in Deutschland; in einem fetten aber nicht sehr feuchten Boden, steckt man die Kerne, wenn der Frost vorüber ist, 2 Fufs weit aus einander, und læfst die Pflanzen an einem Zaune oder einer Mauer, oder auch über den platten Boden hinwegranken. Wenn der Kürbis reif geworden ist, trocknet man ihn ein wenig, und verspeist ihn nach und nach.

Der *rœmische Kohl* oder *Mangold* ist eine andere Hauptvorkost des schweizerischen Landvolkes. Man sæt ihn im Frühjahr in einem

einem fetten und schattigen Boden, und da er sehr dick hervorschiesst, so vertheilt man die Pflænzchen, wenn sie eine Hœhe von 3 Zollen erreicht haben, auf andere Beete und weiter aus einander. Wenn die Pflanze sechs Blætter getrieben hat, so kann man schon 2 wegnehmen, welche dann das Zugemüse geben, und so nach Maafsgabe der Fettigkeit ihres Landes mehrmals in der Woche fortfahren, so dafs nur immer die 3-4 obersten Blætter sitzen bleiben. Die ersten sind immer zart und sehr weichlich; die spæteren bey zunehmender Grœfse der Pflanze haben zwar starke Rippen, sind aber doch noch immer ein esbares Gericht.

Die grofsen *Rüben* endlich, sind ein drittes nothwendiges Hauptstück der Haushaltung. Hanfland, das man hacket und dann besæet, wird mehrentheils zu diesem Endzwecke gebraucht; indefs auch jeder andere Boden, in dem sie aber mehrentheils, wenn sie besonders dichte beysammenstehen, kleiner gerathen. In jenem Lande wachsen sie oft bis zur Kopfsgrœfse heran, und ihr Inneres wird auf den Schweizertischen verspeist,

ſpeiſt, während Blætter und Schaalen den Schweinen gegeben werden. Auch werden ſie wie Kohl gehobelt und in Salz eingemacht.

Da die Viehzucht und der Milchertrag, wie unten noch næher erœrtert werden wird, dasjenige iſt, wovon die Schweizer am meiſten leben müſſen, ſo iſt der damit zuſammenhængende Wieſenbau ein ihrer Aufmerkſamkeit vorzüglich unterworfener Geſichtspunkt. Die Matten (Wieſen) werden vorzüglich mit ihrer Fruchtbarkeit durch die vortrefliche Waſſervertheilung ausgeſteuert, worüber ein ſo Fluſs- und Quellenreiches Land, als die Schweiz, immer Herr iſt etc. Wo die Bæche nicht hoch genug ſind, ſchwellt man ſie mit in den Weg gelegten Brettern und Bæumen auf, und leitet ſie dann in kleine Rinnen durch die Wieſen, wo ſich die Feuchtigkeit im ganzen Erdreiche vertheilt. Man modifizirt den Strom durch hin und wieder angebrachte Fallthüren, nach Beſchaffenheit der Foderungen des Bodens. Dieſe allgemeine Bewæſſerung geht mehrentheils zum erſtenmale im Merz vor ſich. Gemeiniglich

niglich ist ein Theil von ihnen mit eigentlichen Futterkräutern besäet, sonst schneidet man das Gras zweymal, treibt dann dazwischen das Vieh hinein, und wässert sie wieder nach dem Erforderniſſe der Iahreszeit und Witterung.

Auf den hœheren Alpen ersezt die Natur dieſe Veranstaltungen so vollkommen, daſs ſie eben ganz allein darum die Fruchtbarkeit und die auszeichnenden Produkte besitzen. Die Schneemaſſen, womit ſie ihre Hœhe bedeckt, trænken die darunter liegende Erde gerade zu der Iahrszeit am meiſten, in der an tieferen Orten die Quellen eintrocknen, und die Græſer verdorren. Ie hœher die Gegend daher ist, desto fetter ist die Milch, desto delikater und theurer der daſelbſt verfertigte Kæſe; der Grayenzer und Sanenkæſe ist weit koſtbarer als der tiefer bereitete Emmethaler.

Ueberhaupt ist das zum Wieſenwachs aufgelegte Land in der Schweiz von doppelter Art. Diejenigen Wieſen, welche so bequem liegen, daſs ſie beſtændig gut gewæſſert wer-

werden kœnnen, werden nicht gedünget, und nur in dem Falle einer zu grosen Verschlimmerung der Graspflanzen oder Vermehrung des Unkrautes umgeackert. Eine Art beständiger Wiesen hingegen geben, ohne Bewässerung, blos durch innere Güte viel und vortrefliches Gras, und von diesen sind besonders die Oberländer voll, auf denen sie oft viermal des Jahres benuzt werden kœnnen, ohne etwas anders als nur zuweilen ein wenig Dünger zu erhalten.

Das andere, weniger zum Wiesenwachs tüchtige Land hingegen mus von Zeit zu Zeit gedüngt und umgeackert werden. Man theilt es in mehrere Theile ein, die man wechselsweis alle 2 Jahre düngt, umackert und besæet. Bey der dürrsten Gattung des Bodens hingegen ist dies indes nicht einmal hinreichend, sondern man mus es nach einigen Jahren brache liegen lassen.

Die Gemeinweiden haben in der Schweiz sehr grose Vertheidiger. Man schreibt ihnen grœstentheils die Bevœlkerung der Alpen zu. Obgleich die Einwohner allein, welche ihr

Vieh

Vieh im Winter durchzufüttern im Stande sind, nur die Weiden benutzen kœnnen, so ist ihnen doch auch selbst der kleine Gewinnst, der gegen den Vortheil der Reichen ihnen zufællt, immer sehr nuzbar. Sie suchen dann daneben bey ihren Hütten soviel Wiesenwachs zu erhalten, um für den Winter sich ein hinreichendes Futter sammeln zu kœnnen. Ueberdem sind die Alpen zu nichts weiter als zur Futterung zu gebrauchen, und wenn sie daher auch vertheilt würden, so kœnnte der davon zu ziehende Vortheil nicht viel grœsser seyn. Die Viehwirthschaft ist der Eigenthümliche und am hœchsten nuzbare Theil der helvetischen Bentriebsamkeit, welches Wiesen eintræglicher und theuerer als Ackerland macht.

Man læst das Vieh auf und an den hohen Gebirgen Tag und Nacht über unausgesezt weiden, bis Kælte und Schnee es verjagen. Nachher wird es in die platten Thæler hinabgetrieben, um den Rest des abgemæheten Grases und Korns vollends noch aufzuzehren. Manche Sennen haben viel Vieh, und doch weder Alphœfe, noch Sennhœfe, noch Wie-

sen. Diese miethen dann dergleichen, und lassen, während der Gebirgsfutterung, das in den Thälern indefs gemæhete Gras für den Winter einsammeln, oder ziehen im Winter von Dorf zu Dorf, und kaufen in jedem ihr Futter.

Da das *Produkt* der Milch, der Hauptnahrungszweig ist, und die Schœnheit wie der Preis ihrer Kæse allein von ihrer Grœfse abhængt, so findet man die Milch und Butter in fast allen Kantonen, wo Kæse gemacht werden, zu einem sehr hohen Preise gestiegen. Der kostbare *Rahm* (Nidlen genannt), der von einer solchen Vortreflichkeit ist, dafs er in seiner hœchsten Güte ein darauf gelegtes Messer tragen mufs, ist selten, und die Butterausführung ist sogar in einigen Gegenden verboten. Kæse ist daher der Hauptgegenstand der gangen Sennenwirthschaft.

Alle Tage, während der Weidezeit, macht man einen Kæse, zu welchem der Senne die übrige Tagszeit die Milch einsammelt. Um das Melken so gut als mœglich zu beschleunigen, treibt man die Heerde an der

Hütte

Hütte zusammen, und die Sennen helfen einander. Die gesammelte Milch wird hierauf in den grosen Käsekessel, der am *Turner* (einem hölzernen Schnabel) über ein Feuer hängt, durch einen mit frischen Tannenreisern belegten Seigetrichter gegossen, durchgeheitzt, und nachher der Lab (etwa 3 Loth auf 100 Maas Milch) hinzugefügt. Den oben sich aufsetzenden Abzug nimmt man mit einem hölzernen Schaumlöffel ab, und wenn der Käse mit den Molken nun zusammengeronnen ist, (welches man *balderen* nennt), so sondert man beyde vermittelst des *Käsebrechers*, preset den Käse dann etwas, und bringt ihn in den Kälekorb, umgiebt ihn mit einem hölzernen Ringe, deckt ein reines Tuch und ein rundes Brettchen darüber, und beschwert dies mit einen Steine. So erhält er Gestalt und trocknet allgemach aus. Eben so wie der Kuhkäse bereitet wird, macht man ebenfalls den Schaaf- und Ziegenkäse, von welchem lezteren der Solothurner besonders einen Ruf hat.

Die Hauptsache bey der Sennenwirthschaft ist folglich grose Käse, (d. h. über

40 Pfund schwere) zu machen. Diese werden um ein Sechstheil theurer bezahlt als die kleinern, weil sie der Milchsammlung wegen in der besten Jahrszeit bereitet werden müssen, und die Vermischung der Theile weit angenehmer und inniger ist. Da aber die Milch 10 von 100 an fettem Käse, und eine Kuh im Durchschnitt täglich nicht mehr als 15 Maass Milch giebt, so muss die Heerde um einen 100 pfündigen Käse herauszubringen, schon an 70 Stück enthalten. Sie sind daher nur ein Vorzug des Reichen.

Durch ein nochmaliges Kochen der Molken, oder *Sirpen*, wenn der erste fette Käse schon von ihnen getrennt ist, erhält man nun noch den *Ziger*, welcher das Hauptnahrungsmittel des Alpenhirten ausmacht, frisch die Stelle des Brodes ersezt, und selbst auch gesalzen als Hauptwintervorrath dienen muss.

Der Käse, welche man in der Schweiz bereitet, giebt es mehrere Arten.

1) 2) Zwey Arten von *Ziegenkäse*, wovon der eben angeführte in Solothurn am besten

ften, und wahrſcheinlich aus Kuhmilch verfertigt wird, æuſserſt fett und von einem vortreflichen Geſchmack iſt; der zweyte aus dem berniſchen Oberlande herkommt, und die Ziegenmilch im Geſchmacke deutlich verræth.

3) Der *Schabziger* oder grüne Kæſe, von einer 7 bis 8 Zoll hohen Grœſse, welche nach einer eigenen Art Klee (*Trifolium melilotus*) ſchmeckt, die man in Glarus, wo er verfertigt wird, Zigerkraut nennt und eigentlich dazu anbauet. Man ſchabt ihn, und ſpeiſt ihn mit Butter.

4) Der *Saanenkæſe*, welcher viel hærter noch als der vorige iſt, ſo daſs er ſich nur mit einer Reibe behandeln læſst. Er iſt fett, und hat Augen, doch weniger als der Emmethaler. Man iſst ihn in Suppen, wie Parmeſankæſe; Gewœhnlich wiegt er 22-24 Pfund.

5) Der vortrefliche *Griertskæſe* (*Fromage de Gruyeres*), den man in Gruyeres macht, und als den erſten unter allen betrachtet. Er hat kleinere Augen als der Emmethaler, iſt ſehr lo-

cker, fett, und zerſchmilzt im Munde; hat übrigens Grœſse und Schwere mit dem folgenden gemein.

6) Der *Emmethaler Kæſe*, iſt der gewœhnliche unter dem Namen des Schweizerkæſes bekannte, hat groſse Augen, und wiegt meiſtens 40 - 60 Pfund.

7) Den *Urſerenkæſe*, welcher im Urſerenthale gemacht wird, ohngefæhr 10 Pfund wiegt, und ſo fett iſt, daſs man ihn in Baumblættern gewickelt verſchicken muſs. Man erœfnet ihn oben, und nimmt nach und nach das Inwendige heraus. Um gut zu ſeyn, muſs er halb faul ſeyn, und ſehr ſtark riechen. Er hat mit dem Griertskæſe in allen Eigenſchaften viel Aehnlichkeit.

8) Der *Kæſe von Gex*, welches Lændchen man in dieſer Rückſicht zu Helvetien rechnen kann, von 10 - 12 Pfund Schwere, muſs ebenfalls halb verfault und verſchimmelt ſeyn, um ihn mit Wohlgeſchmack genieſsen zu kœnnen; daher man ihn an feuchten Orten alt werden læſst.

9) Der

9) Der *Münſterthalenkæſe*, aus dem Bishum Baſel, iſt dem Schabziger ähnlich.

Der Abſatz der Kæſe iſt von einem unglaublichen Umfange. So hat allein das kleine Urſerenthal 11 Senten, welche ohngefähr im Durchſchnitte jährlich 585 Zentner Kæſe à 30 Flor. geben, und eine oberflæchliche Berechnung der Ausfuhr einzelner Kantone, welche man in mehreren Reiſebeſchreibungen ziemlich genau antreffen kann, ſezt den Gewinnſt des Landes durch dieſen Artikel vollkommen ins Reine.

Immer findet man endlich, daſs ein Volk lange gewœhnt an eine Lebensart, die Befriedigungsmittel derſelben ſich zum hœchſten Stolze anrechnet. Man gebraucht alte Kæſe, in manchen Alpenſtrichen ſelbſt als Kleinode und Ahnentafeln, da bey einem jeden merkwürdigen Vorfalle in der Familie ein eigener gemacht und zurückgelegt wird. Dieſe werden nicht leicht angegriffen, und nur ſehr ſelten etwa zu Geſchenken für einen beliebten Pfarrer gebraucht. Gewiſſe Iahre legen ihnen auch wirklich an Güte zu,

und sie haben den schœnsten Geschmack ohngefæhr in einem sechszigjæhrigen Alter.

Die Nachmolken werden zulezt für das Mastvieh benuzt; und nur an einigen Orten zu einer Gesundheitskur, wozu die vortrefliche Beschaffenheit der würzhaften Kræuter sie doch vorzüglich berechtigte, gebraucht.

Die Viehwirthschaft wird um so mehr noch das nothwendigste Bedürfniss des Landes, da die hœchsten Erdstriche zum Kornbaue nicht taugen.

In den Gebirgsgegenden ist Brod das seltenste und theuerste Nahrungsmittel. Die Hauptbekœstigung schrænkt sich auf diese Milch und die Fabrikate daraus ein. Wenn der Winter oft acht Monate hindurch alle Gemeinschaft zwischen den Wohnungen zertrennt, so ist die Hauptzuflucht des Aelplers ein guter Vorrath von Kæse, welcher ihn bey Kræften und Gesundheit erhælt.

Die natürlichste Art des Erwerbs ausser der Viehzucht und dem leichten Umsatze ihrer Produkte, ist die einfache Aufsuchung und Benutzung der natürlichen Erzeugnisse

des

des Landes. Zuerſt rechne ich hieher die gewöhnliche Iagt, welche ſich vorzüglich auf Gemſen, Steinbœcke und Murmelthiere beſchrænkt.

Mit den Gemſenhæuten gewinnen die, welche von dieſer Iagd Profeſſion machen, ohngefæhr ſechs bis zehn Louisdors des Iahres. Man hat mehrere Arten ſie zu fangen. Ehemals legte man ihnen, beſonders in den ſavoyiſchen Gebirgen, Schlingen; aber die zu hæufigen Nachſtellungen haben dieſe Thiergattung ſo ſehr aufgerieben, daſs es ſich nicht mehr der Mühe und der Gefahr verlohnt, die, um die Schlingen an ſo hohen Oertern zu unterſuchen, nothwendig war.

Ungeachtet dieſer zunehmenden Seltenheit der Thiere, beſchæftigt ſich noch ein groſser Theil der unteren Volksklaſſen mit dieſer Iagd, und achtet weder die unzæhlichen abſchreckenden Beyſpiele darin verunglückter Perſonen, noch die ſie unaufhœrlich umringenden anſchaulichen Todesgefahren. Es ſcheint in dieſer mühſamen Beſchæftigung ein geheimer, alle Kræfte anſpannender Zau-

ber zu liegen, der über alles dies mit Leichtigkeit wegblicken läſst.

Der Gemſenjæger macht ſich mehrentheils ſchon in der Nacht auf, um bey guter Zeit in der Früche die Weiden, welche von den Gemſen beſucht werden, noch früher als die Heerden derſelben ankommen, erreicht zu haben. Wenn er hier keine antrift, ſo ſteigt er immer weiter und hœher hinauf. Nimmt er aber daſelbſt einige wahr, ſo ſucht er hinter einer Erhœhung, die ihn verbirgt, ſich ihnen zu næheren, bis er ihre Hœrner unterſcheidet; hierauf legt er ſein Gewehr an, welches gewœhnlich ein einfacher Karabiner iſt, woraus man aber zweymal hinter einander ſchieſsen kann, und nur ſelten verfehlt er ſein Ziel. Iſt das Thier erlegt, und der Weg nach Hauſe zu weit oder gefæhrlich, um es ganz mit ſich ſchleppen zu kœnnen, ſo zieht er ihm ſogleich das Fell ab, das er mit ſich nimmt. Sonſt iſt das Fleiſch der Jungen ſehr wohlſchmeckend und nahrhaft.

Wenn aber das ſcheue und immer aufmerkſame Thier den Jæger erkennt, wie dies

mei-

meiſtens der Fall iſt, ſo entflieht es mit einer aufſerordentlichen Schnelligkeit ſogleich auf die Schneefelder, und auf die jæheſten Felſen mit ſchauderhaften Sprüngen. Dies iſt dann um ſo gewœhnlicher, wenn mehrere dieſer Thiere beyſammen ſind, wovon ſich dann immer, durch einen geheimen Inſtinkt und durch Erfahrung belehrt, eins auf eine Erhabenheit ſtellt, von der die ganze Gegend ſich rund umher überſehen læſst, bey der Bemerkung von dem geringſten Bedenklichen ſogleich die übrigen der Heerde durch ein durchdringendes Geſchrey warnet, worauf dieſe hinzulaufen, von der Grœſse und Art der Gefahr ſich ſelbſt zu überzeugen, und wenn ein reiſsendes Thier oder ein Iæger ſich næhert, ſo ſchnell als mœglich zu den unerſteiglichſten Klippen entfliehen.

Der Iæger muſs ihnen nun nachſteigen; von tauſend Todesgefahren umringt, an glatten vœllig ſenkrechten Wænden hinauf, über unermeſsliche, mit Schnee bedeckte Klüfte, am Rande der ſcheuslichſten Abgründe. Wenn er ſich den ganzen Tag über nun von Fels zu Fels geſchwungen, und an jæ-

hen

hen Spitzen, ohne von ihnen an einen Weg zur Rückkehr zu denken, herumgeklettert ist, überfällt ihn zuweilen die Nacht. Ohne seine Beute zu verlassen, welche die nemlichen Ursachen, die ihn aufhalten, benutzen, kriecht er unter einen niederhangenden Felsen, und verzehrt hier, von der ganzen übrigen Welt völlig abgeschnitten, ein dürftiges Nachtmahl von trocknem Käse und Brod in einsamer Stille. Wenn ihn der Morgen früh erweckt, so fängt er, von der Kälte völlig erstarrt, seine Jagd wieder von neuem an; nach dem er sich mit einem Schluck Brantewein erfrischt hat, nimmt er seinen Sack auf den Rücken, und tritt seine Wanderung durch neue gräfsliche Gefahren an. So gehen oft mehrere Tage hin, ehe er seine Beute erreicht. Seine ganze Familie und besonders sein armes verlassenes Weib martert sich indefs mit den erschrecklichsten Quaalen, und erwartet jede Nacht die Erscheinung ihres Mannes, um ihr anzuzeigen, wo sein zerschmetterter Leichnam sich befindet.

Immer gerathen die Iæger in grofse Gefahr, wenn das Thier, ehe es erlegt wird, sich

sich aufs æufserste eingeklemmt sieht; es wirft sich dann wol selbst dem Iæger entgegen, und zwischen ihm und der Felswand, an der er sich hælt, um ihn in den benachbarten Abgrund zu drængen. Die Gefahr vergrœfsert sich, wenn in dem Falle mehrere dieser Thiere beysammen sind. Hier sichert nur die æufserste Vorsicht, und ein festes Anhalten des Iægers an seiner Wand. Der Iæger giebt dem Thiere dann gemeiniglich noch einen Stofs, der es vœllig hinabstürzt.

Zuweilen versteiget der Iæger sich auch soweit, dafs er weder vor, noch hinter sich kann, und dafs ihn nur noch ein gewagter Sprung übrig bleibt, sein Leben zu retten. In dieser æufserstten Gefahr, wo er oft nur ein handbreites Felsenstück zum Ansatze hat, wirft er Gewehr, Iagdtasche und alles von sich, ziehet die Schuhe aus und schneidet sich in die Ferfen, dafs das herausdringende Blut seinen Standort weniger schlüpfrig mache. So wagt er den Sprung.

Auch gerathen wol die sich begegnenden Iæger über eine gemeinschaftliche Beute

in

in einen sehr ernsthaften Streit. Ein junger Savoyarde verwundete eine Gemse tödtlich. Zwey andere Walliser schossen nachher auch auf das Thier, und tödteten es vollends. Das Recht des Besitzes gehörte aber offenbar dem ersten Schützen, er nahm auch die Gemse auf, um mit ihr herabzusteigen. Die Walliser hingegen, welche wegen eines Absturzes nicht sogleich gerade zu ihm gelangen konnten, riefen ihm zu: das Thier niederzulegen, weil es ihnen gehöre, und schossen ihm, da er sich an diesen Zuruf nicht kehrte, zwey Kugeln nach, die dicht neben ihm weggingen. Er hatte weder Pulver noch Kugel mehr, konnte sich auch nirgends hin retten, und sah sich daher seinen Raub zu verlassen genöthigt; versteckte sich aber rachedürstend hinter einem Felsen, um die Walliser zu beobachten. Diese ergriffen ihre Gemse, und gingen zu einer benachbarten Hütte, um daselbst die Nacht zuzubringen. Der Savoyarde flieg aber in ein zwey Meilen entferntes Dorf herab, kaufte Pulver und Bley, lud seine Flinte mit einem Doppelschuss, und näherte sich der Schlafstette seiner Feinde. Eben war er im Begriff beyde zu erschiessen, als es ihm

ein-

einfiel, dafs sie in die Hœlle fahren würden, weil sie ohne Beichte und Absolution sterben müfsten, er entsagte daher seinem Vorhaben, weckte sie und benachrichtigte sie von der Gefahr, der sie eben entgangen wären. Dies edelmüthige Betragen rührte die beyden Walliser so sehr, dafs sie freundschaftlich die streitige Gemse mit ihm theilten.

Aller dieser Gefahren ungeachtet, und obgleich hœchst selten einer von diesen Iægern eines natürlichen Todes stirbt, so verlæfst doch niemand die Lebensart wieder, der sie einmal ergriffen hat. Ein junger Gemsenjæger sagte zum *Herrn von Sauffure:* „Mein „Grosvater und mein Vater sind beyde Opfer „dieser Iagd geworden; und ich selbst bin so „sehr davon überzeugt: sie werde auch mir „das Leben kosten, dafs ich diesen Sack hier „auf meinen Schultern nur meinen Sterbekit„tel nenne, weil ich weifs, dafs ich keinen „anderen haben werde; aber, mein Herr, ich „würde das grœfste Glück ausschlagen, das „sie mir anbieten kœnnten, wenn es mit der „Nothwendigkeit verbunden wære, diese Be„schæftigung zu verlassen.“

Eine

Eine weit weniger gefährliche und mühsame, aber auch weniger unterhaltende Iagd, als die der Gemsen, ist die der Murmelthiere, die man, wenn sie in ihrem Winterschlaf erstarrt liegen, zu zehn bis zwœlfen aus einer einzigen Hœhle, in der sie zusammengerollt liegen, herausgrœbt. Sie schlafen so fest, dass sie oft den ganzen Weg über nach der Hütte des Iægers nicht in seinem Sacke erwachen. Das Fleisch der Iungen ist zwar etwas œhlicht, aber doch ziemlich schmackhaft; die Haut ist aber wenig werth, und doch stellt man diesen armen Thieren so hœufig nach, dass sie nach einem Iahrhunderte zugleich mit den Gemsen, das Schicksal der Steinbœcke haben werden, bis auf wenige Individua gœnzlich zu verschwinden.

Eine andere Art natürlicher Bereicherung ist das besonders in den savoyischen und chœtischen Alpen so gewœhnliche Krystall suchen. Aber wenig Nahrungserwerbe sind für die Unternehmer von so grosser Gefahr; und waren bey ehemaliger noch stœrkerer Hœufigkeit, wirklich entvœlkernd, welche durch die Anlockung, in der Auffindung

eines

eines grofsen Kryſtallgewœlbes auf einmal und ohne weitere Mühe reich zu werden, mit jedem Jahre zunahm.

Die Hauptkennzeichen, nach denen der Kryſtallſucher ſeine Erforſchungen einrichtet, ſind die Quarzadern, die man am Granite oder am Geisbergerſteine in einer blendenden Weiſse, und daher an ganz ſenkrechten Wænden oft in ſehr grofser Entfernung bemerkt. Sie klettern entweder an Felſen hinauf, oder laſſen ſich, wo es mœglich iſt, mit Stricken hinanziehen, klopfen dann an der bezeichneten Stelle des Felſens an, und wenn ſie einen hohlen Klang angiebt, ſo ſchlagen ſie dieſelbe entweder mit Hæmmern ein, oder bohren ſie an, und ſprengen ſie mit Pulver. Eine andere, weit weniger eintrægliche Methode Kryſtalle zu ſuchen, iſt, wenn ſie vor kurzer Zeit eingefallene oder losgebrochene Felsmaſſen unterſuchen. Die ganze Iagd auf Kryſtalle hat abgenommen, ſeitdem man ſie viel ſchœner aus Madagaskar bringt, und der Ertrag der vaterlændiſchen Ausbeute dünner, ſo wie dieſe ſeltener geworden iſt. Der Haupthandel damit geht nach Italien.

Die allgemeine Betriebſamkeit richtet ſich im Ganzen nach der Maaſsgabe der angeregten Bedürfniſſe, und nach der grœſseren oder geringeren Mœglichkeit, ſie von der Natur des Landes bequem befriedigen zu laſſen. Staatsverfaſſung und Religion haben nur in *dieſer* Hinſicht darauf ihren Einfluſs. Die katholiſchen Einwohner der Schweiz, ſcheinen im Durchſchnitte, wie faſt alle Lænder ihrer Religionsverwandtſchaft, weniger arbeitſam und erfinderiſch, als die proteſtantiſchen. Eine Menge milder Stiftungen, die jenem Religionsbegriff anhængen, und der grœſsere Geiſt der Gemeinnützigkeit und Wohlthætigkeit, welchen dieſer immer befœrdert, ſezt hier manchen brauchbaren Bürger auſser Nothwendigkeit, thætig zu ſeyn, da in proteſtantiſchen Lændern die Bürger, weniger durch Ideen und Gewohnheiten zuſammengehalten, mehr dem Egoismus aufopfern kœnnen. Daher iſt es auch eine meiſtentheils richtige Bemerkung, welche die Ueberſicht von dem ganzen Helvetien unwillkührlich veranlaſst, daſs mehr Armuth und weniger Reinlichkeit den katholiſchen Boden von dem proteſtantiſchen ſehr merklich abſondert.

Noch

Noch mehr klärt diese Erscheinung sich auf, sobald man es erwägt, wenn die Kultur der Schweiz, ihre Betriebsamkeit und die Vervollkommnung ihrer Nahrungsstände sich eigentlich anfingen. Nicht eher als bis die Reformation mehrere Kantone von dem Joche der Priesterschaft befreyete, die zu grosse Menge von Feyertagen abschafte, den damit verbunden gewesenen Müssiggang aufhob, und mit der Erheiterung der Sitten auch Fleiss und Mässigkeit wieder ermunterte. Der Landbau erhielt von der Zeit an wieder einigen Werth, die Weide einen Zuwachs an Kühen, der Hirt vergrösserte Einkünfte, und der Handel, durch eine verstärkte Ausfuhr, Regsamkeit und Leben zurück.

In Hinsicht auf die Ermunterung des Fleisses durch die Art der Regierung nimmt man ebenfalls beträchtliche Verschiedenheiten wahr. Die allgemein anwendbare Wahrheit, dass ihr Druck alle Arten des Erwerbs niederschlägt, wird aber durch das Elend der italienischen Landvogteyen am sichtbarsten bestätigt. Nirgends trift man auf eine solche Menge von einwohnenden Bettlern, als hier.

Und doch sind die Bewohner nicht faul, sondern ziehen haufenweis in das benachbarte Italien, um sich für den Winter etwas Geld zu verdienen, während dass die Weiber zu Hause sich einigen Vorrath ersparen. Die Einwohner des Sirmerthales hatten sonst zur Begünstigung ihres unfruchtbaren Ländchens viel Vorrechte; aber verlohren sie alle nach dem Aufstand im I. 1755. Seit der Zeit erlosch auch jede Art der Arbeitslust, zum klaren Beweise, was eine schlechte Verfassung vermag, um ein ganz abhängiges Ländchen bis auf das äusserste herunterzubringen. Alle diese dürftigen Landvogteyen sind dem Pressen der Landvœgte nun vœllig blosgestellt, welche meistens, sehr arm und von niedrigem Stande, blos darum hingehen, sich hier noch gar zu bereichern.

Das System des Fabrikackerbaues setzt die *Glückseeligkeit* einer Nation in ihrer Bevœlkerung und in ihrem wirklichen Reichthume fest. Gold, Silber und Kredit sind nur Wortreichthümer, um die wirklichen zu befœrdern, und in Umlauf zu setzen.

Aus Produkten beſtehet daher das wirkliche Vermœgen einer Nation; aber die rohen Früchte des Landes, ſo wie die vorhandenen Lebensmittel ſind nur die *mœglichen*, und allein die verarbeiteten ſind wirklich *vorhandene* Reichthümer. Denn es iſt nothwendig, daſs die Nation ihre Nahrungsmittel ſelbſt verzehre, ihre rohen Produkte ſelbſt verarbeite, und die verarbeiteten ſelbſt benutze, und in ſich ſelbſt vertreibe; daher weder in Anſehung der Subſiſtenz der rohen Materialien in Einkauf und Verkauf, noch in Anſehung der verarbeiteten Produkte im Verkauf, von anderen Nationen abhængig ſey. Das Verhæltniſs der Volksmenge zu der Menge der Güter beſtimmt daher den Grad der individuellen *Glückſeeligkeit;* alſo nicht die Vermehrung der Volksmenge, ſondern die Vergrœſserung des Nationalreichthums und der damit verknüpften Unabhængigkeit von anderen Nationen. Eine gute Staatsverwaltung verbindet eins mit dem anderen als eine natürliche Folge.

Die *Macht* eines Volkes beſtehet in ſeinen Einkünften, und da man dieſe nicht von

der ganzen Masse des Nationalvermœgens voraus abziehen, sondern von den einzelnen Gütern, nach Maafsgabe ihres mehr als nothdürftigen Ertrages erheben mufs, so stehen Macht und Einkünfte wieder in demselben Verhältnisse. Da nun weder der Ueberflufs an Nahrungsmitteln, noch die Menge an rohen Produkten, sondern allein die verarbeiteten Stoffe den wirklich vorhandenen Reichthum ausmachen, so sind sie auch allein die Elemente der Glückseeligkeit, der Einkünfte und der Macht des Staats überhaupt.

Hieraus erhellet, dafs selbst eine geringe Bevœlkerung oft mit einem grofsen Nationalvermœgen übereinstimmen kœnne; denn es hængt offenbar von dem Fabrikanten ab. Diese leben von den Nahrungsmitteln, welche der Ackermann übrig læfst. Je mehr daher von Nahrungsmitteln übrig bleibt, desto mehr Fabrikanten kœnnen sich næhren, und mit ihnen steigen Einkünfte, Macht und *Staatsglückseeligkeit*. Das grofse Kunststück einer guten Staatsverwaltung ist es daher, den Ackerbau und die Viehzucht mit so wenig Hænden als mœglich betreiben, und eine

gleiche

gleiche Menge von Produkten durch eine verhältnifsmäfsig kleinere Anzahl von Ackerleuten hervorbringen zu lafsen, damit für den Fabrikanten foviel Nahrungsmittel als mœglich übrig bleiben. Von den allgemeinen Einflüffen des Fabrikenwefens auf *Volksglückfeeligkeit* aber, die ganz anderer oder vielmehr ganz entgegengefezter Natur find, werde ich unten mehreres anführen. Selten erhalten fich Ackerbau und Fabrikftand in einem folchen Gleichgewicht, dafs eins von ihnen nicht litte.

Da der Flachs in der Schweiz zu den Produkten gehœrt, welche man noch am meiften kultivirt, fo macht das Linnen die Hauptmanufaktur aus. Aufserdem hat fie Fabriken von Mufelin, Kattunen und Indiennen, Floren etc., Seidenftoffen und Halbfeiden, Taften, Solinen, Atlaffen, Damaften, Flanellen, Kamelotten, Perkanen etc. Die meiften Kantone, welche fich hiermit befchæftigen, haben die Flachs- und Baumwollenfpinnereyen zu einem fo ausnehmend hohen Grade der Vollkommenheit getrieben, dafs man hin und wieder aus einem

Pfunde Baumwolle zu 20 Unzen 1600000 Schuh Faden liefert.

Vorzüglich aber die Gebirgsgegenden ernæhren einen beſonderen Fleiſs. In *La Chaux de Fond* und *Locle* herrſcht ein bewundernswerther Geiſt der Betriebſamkeit, beynahe ausſchieslich indeſs in mechaniſchen Künſten. Die Uhrmacherkunſt hat es hier zu einem vorzüglichen Grade der Vollkommenheit gebracht, wozu ſich hier alle Arten von Handwerkern beyſammen befinden. Mancher Kaufmann ſchaft in einer Woche 40 Uhren fertig. Die ganze Stadt erhælt dadurch eine Wohlhabenheit, welche faſt in keinem anderen Orte ſo ſichtbar auffællt. Schon in früher Iugend leitet man zu einem Theile dieſes Geſchæftes an. Wie Oſterwald, der Geſchichtſchreiber von Neuburg, erzæhlt, ſo entſtanden dieſe Manufakturen zuerſt durch eine im I. 1679 zufællig dahin in die Hænde eines Dan. Ioh. Richards gerathene Uhr. Dieſer fühlte ſich, nach der Unterſuchung des Mechanismus, zu einem gleichen Verſuche aufgelegt, und brachte auch, ohne alle Hülfsmittel und Inſtrumente, bloſs durch die Kraft ſeiner Talente

lente eine wirklich zu Stande. Er reiſte hierauf nach Genf, um ſich näher zu unterrichten, und aſſoziirte ſich nachgerade mit mehreren anderen zu dieſem Behufe.

Es ſcheint überhaupt dieſem kleinen Volke ein eigener Geiſt der Mechanik einwohnend zu ſeyn, der bey allen Arbeiten ſich æuſsert, und ſelbſt zum Theil ihre Feldinduſtrie anzuleiten ſcheint. Alle Arten matematiſcher Inſtrumente, Goldſchmiedearbeiten etc. finden ſich in Menge daſelbſt, und in recht groſser Vollkommenheit gearbeitet.

Zofingen hat vorzügliche Leinwand-Indienne- und Kannevas-Fabriken, welche den Ort ſehr wohlhabend machen; Baſel mehrere Indienne-Seiden- und Wollenfabriken. Der Muſelinhandel bevœlkert und bereichert die kleine Stadt St. Gallen ausnehmend, ſo wie manche andere Gegend des Landes. Nur fürchtet man ſehr viel für die Fabriken derſelben, ſeitdem England angefangen hat, ſie mit groſser Vollkommenheit nachzumachen. Dies iſt um ſo gefæhrlicher, da nur wenige Kaufleute ſich mit ſeiner Fabrikation abgeben

kœnnen, weil sie einen sehr grofsen Vorschufs verlangt, und die Kosten zuerst bey der langen Dauer der Verfertigung nach mehreren Jahren wieder herauskommen.

Die Wichtigkeit des Fabrikwesens in der Schweiz erhellet sehr deutlich, wenn man die Menge von Familien berechnet, die, ohne ein Eigenthum zu besitzen, auf den Dœrfern herumleben, und die von den handelnden Stædten hergegebenen Materialien bearbeiten. So kann man in Zürich wenigstens 60000 derselben annehmen. Diese sind hier alle beschæftigt, und daher die Summe, welche sich dadurch im Umlaufe erhælt, von einer für den Staat schon sehr nutzbaren Grœfse. Wenn nun, wie in eben diesem Kanton der Fall ist, die Ausfuhr so unbetrœchtlich ist, dafs sie nur in einem geringen Umsatz von Wein, getrockneten Früchten, cet. besteht, so sieht man allein diese Summe, welche Arbeiter und Stædte angehen, von den Fabrikanten herbeygeschaft.

Weit wichtiger, als die gewachsene Volksmenge, ist indefs noch die davon abhæn-

hängende innere Kultur der Provinz. Wo der Abfatz ſicher iſt, und der Gewinnſt ſich erhœhet, wird der allgemeine Fleiſs auch hœher, die Ehen vervielfæltigen ſich, die Beſitzungen erweiteren ſich, ſteigen im Preiſe, und werden am Ende, wenn den erſten Bedürfniſſen abgeholfen iſt, verſchœnert. Mit dem allgemein zunehmenden Wohlſtande, mit Reinlichkeit und Aufmerkſamkeit auf die Eleganz des Aeuſserlichen, mildern die Sitten ſich auch, der Geſchmack wird feiner, die Sinne erœfnen ſich für ſchœnere und reinere Genüſſe. Nicht allein die Dœrfer erweiterten ſich, (wenn ein altes Herkommen die Zahl der Feuerſtætten nicht unveræn derlich feſtgeſezt hat), ſondern die einzelnen Wohnungen erhielten geſchmackvollere Auſſenſeiten und mehr Bequemlichkeiten im Inneren. Wer ſeine Beſitzungen nicht erweitert, ſucht ſich in der Verbeſſerung ſeiner Felder und ſeines Viehbeſtandes hervorzuthun. Ackerbau und Kenntniſs des Wieſenbaues erhalten eine freundlichere Wendung; Beyde geben eine reichlichere Ausbeute, auch durch die natürlichen Schætze wird, vermittelſt der Kunſt, des Landes Reichthum vergrœſsert. Der Viehhan-

del

del kam daher zuerst in der Schweiz in Aufnahme, als und wo der Manufakturenfleiss sich gemehrt hatte.

Wenn die Industrie den Einwohner erst daran gewöhnt hat, durch eine Mannichfaltigkeit von Schwierigkeiten sich hindurch zu arbeiten, so werden die entstehenden Unfälle weit leichter wieder ersezt, während dass in anderen betriebloſen Städten sonst kleine Brandstette halbe Jahrhunderte lang unersezt bleiben. Küſsnacht, im Kanton Zürich, ward 1778 durch einen Wolkenbruch fast gänzlich verwüstet, aber nach einigen Jahren fand man nicht die kleinste Spur von dieser Zerstœrung.

Es ist indeſs wahr, dass die Fabrikenweſen ebenfalls für den wahren Wohlstand des Staates nicht unbedeutende Nachtheile habe. Die Verminderung des Ackerbaues, dem es allmæhlig Wieſen und Weiden einschiebt, ist, obgleich die lezteren für den Augenblick einträglicher sind, für den innern Vortheil kein wahrer Gewinnst. Denn die Glückseeligkeit eines Landstriches beſtehet in der allgemeinen Leichtigkeit, alle Bedürfniſſe

auf

auf lange Zeiten befriedigen zu kœnnen. Der Fabrikarbeiter verzehrt allezeit das, was er einnimmt, die Woche hindurch, und sobald sein Gewerbe nur eine kurze Zeit hindurch stockt, so ist Hunger und tiefste Dürftigkeit sein Loos. Manche Fabrik ist durch verbotene Einfuhr in die Nachbarschaft auf immer zernichtet, und als im Baselschen wegen verunglückter Seide die Bandfabriken eine Zeitlang nicht mehr arbeiteten, kamen die Familien der Gegend haufenweis in die Stadt, um nicht eines schmæligen Hungers zu sterben. Wenn daher die Gewerbsklasse der Arbeitenden nicht Menschen genug übrig læst, um sie mit ihrem Ueberflusse im Nothfalle ernæhren zu kœnnen, so ist der Schade fürs Land gewiss und irgend zu einer Zeit einmal schrecklich. Da die Mode sich immer abændert, und jede Nation, (und zwar wie die Englænder, mit grosen Fortschritten in Hinsicht der schweizerischen Musseline) darauf denkt, für das Innere und Benachbarte seines Landes hinreichend zu arbeiten, so ist der allmæhliche Verfall aller Fabriken immer gewiss. Und ist es nicht abgeschmackt und læcherlich, sich auf Gottes Vorsehung verlassen zu wollen, dass

diese

diese ohne Zweifel fleissigen Arbeitsleuten Brod geben werde. Aber im Lande? Sind nicht schon Millionen aus einem Lande ins andere gewandert! Und da Gottes Hauptvorsehung ganz eigentlich darin bestehet, dass alles ein Ende nimmt, und dass auch die nüzlichsten Anstalten zerfallen müssen, um noch nüzlicheren für die Zukunft Platz zu machen, wieviel Fabriken von weit grœserer Wichtigkeit und weit grœserem Ertrage sind nicht schon zu Grunde gegangen? Man denke nur an die eingegangenen Bergwerke, an die verfallenen Stædte. Die Schweiz hat selbst schreckende Beyspiele davon in der Næhe, die kœstlichen Asphaltgruben in Neuenburg etc. und manchen verlassenen Ort. Auswanderungen werden mit der Zeit alle die Kantone entvœlkern, die sich dem Fabrikwesen so ganz überlassen, wenig mehr für ihre Speicher zu arbeiten. In jedem Fruchtlande ist der Wohlstand, wenn er erst da ist, auch allgemein; in den Fabriklændern giebts bey den reichsten Flecken die elendesten Erdstriche. Bern, das gegen Zürich und Basel wenig Fabriken besizt, erfreuet sich einer weit froheren Kultur, wæhrend diese beyden Stædte

mehr-

mehrmals an Hungersnoth gelitten haben, und der Wohlstand, der in Fabriklændern plœzliche Unfælle wieder gut macht, scheint mehr im Aeufseren als Inneren sich zu befinden. Ich halte es daher eher für ein Unglück als für ein Glück der Schweiz, dafs die Fabrikarbeiten sich auf dem platten Lande vertheilt haben, weil sie da theils die Feldarbeiten beschrænken, theils Luxus und neue Bedürfnisse unter eine Volksklasse bringen, der sie æufserst gefæhrlich seyn müssen. Der Landmann vernachlæssigt, durch nahe Beyspiele ermuntert, den langsameren Gewinnst des Feldbaues, um des schnelleren allein hœchst unsicheren der Fabrikarbeit willen.

Der Hauptnachtheil des zu starken Fabrikwesens liegt aber in der Vermehrung des Luxus, welcher sie durch alle Volksklassen verbreitet, und sie dann um so elender macht, wenn die Quellen seiner Befriedigungen durch verminderten Waarenabsatz erst einmal stocken. Die sitzende Lebensart fodert eine feinere Nahrung und erzeugt in der Stille des Nachdenkens Lüsternheit nach Genüssen, die der Fabrikarbeiter oft mit grofsen Aufopferungen

rungen befriedigen muſs. Kaffee und das zärteſte und theuerſte Fleiſch machen am Ende ſeine tägliche Nahrung aus; eine Verderbniſs und Leckerheit, welche ſich aus allen Fabrikkantonen, mit der gröſsten Allgemeinheit, bis auf die Aelpler ausgedehnt hat. Ueberdem macht das Sitzen an ſich ſelbſt wollüſtig und weichlich; man zerſtreuet ſich nachher durch üppigere Vergnügen; die Unterhaltung der zuſammenarbeitenden Geſellſchaft reizen oft die Begierden, die leichte Fabrikarbeit macht gegen alle ſchwereren abgeneigt, Ueppigkeit und Liederlichkeit greift alle Stände an. In allen Fabrikœrtern nährt ſich daher auch Unzucht, und die Anzahl der unehlichen Geburten nimmt mit jedem Jahre zu.

Aehnliche Wirkungen des Fabrikweſens, wie die beſonders in Zürich am auffallendſten herrſchenden, bemerkt man in Appenzell Auſſer-Roden ſeit der Einführung der Muſſelinweberey. Man ſieht in dieſem glücklichen Erdſtriche zwar die Bevœlkerung mit zunehmender Wohlhabenheit wachſen, die Dœrfer und Stædte gröſser und netter werden,

den', aber alles Elend des Luxus hat auch ſchon ſich hier einzuniſten angefangen. Die Sitten verderben zuſehend; trotz ihres vermehrten Verdienſtes verarmen die Familien im Grunde, weil ſie ihren ganzen Erwerb aufzehren müſſen, die Stärke, Geſundheit und Volksglückſeeligkeit nehmen ab, und die Fabriken zerfallen wieder durch ſich ſelbſt, indem ſie den Preis der Lebensmittel, folglich den Arbeitslohn erhœhen, und ſich gegen neue in wohlfeilern Erdſtrichen daher am Ende nicht halten kœnnen.

Auch durch ganz Baſel bemerkt man die nachtheiligen Folgen des Manufakturenweſens. Da die Bandfabriken der grœſte Theil der Bauern beſchæftigt, ſo hat das Land nicht Arbeiter genug, wenn die Erndte heran nahet. Es kommen daher groſſe Haufen von Menſchen zu dieſem Endzwecke aus dem Schwarzwalde herab, ſelbſt zum Theil aus Bern und Solothurn. Faſt auf allen Gütern, welche Stadtlæuten gehœren trift man Auslænder an.

Von dem daraus entstehenden Luxus, von dem Wetteifer in allen Gattungen des Aufwandes und einer unmæſſigen Verſchwendung, will ich nicht einmal etwas weiter erwæhnen. Equipagen, neue Hæuſer und Meubles, Konzerte, Gaſtmæler, Bælle, eine Schaar von Bedienten ſind allen Fabrikſtædten nur eigen und verbreiten ſich auch mehr oder weniger an das naheliegende platte Land. Die Familien verarmen davon wieder, die Ehen verminderen ſich, man verfællt auf Arten, ſeinen Begierden nachzugehen, welche die ganze Generation verderben und allgemach das Land mit dem Gepræge des Krüppelhaften bezeichnen.

Alle dieſe mannichfaltigen Erfahrungen beweiſen die Vortheile eines guten Gleichgewichts zwiſchen dem Gewinnſt des Ackerbaues und der Fabriken. Wenn ein Extrem ſeyn ſoll, ſo wünſcht eine gute Politik doch das erſtere, den bloſsen Landbau allgemein im Lande verbreitet, der mit der Erhaltung einer guten Menſchenrace, mit Frohſinn und Zufriedenheit, mit einer ſparſamern aber længeren und ſichererm Genuſſe des Lebens aller

vorüber

vorübergehenden der schnellen Bereicherung tausendfältig ersetzt.

Die Schweiz scheint im Ganzen grœsser durch ihr Fabrikwesen zu seyn, als durch das, was man eigentlich Handel nennt. Es giebt zwar, in vielen Stædten Hæuser, die gleichsam eine Niederlage von Waaren für viele andere Orte sind; doch ist es bey weitem nicht das, was der erste Anblick erwarten læsst. Der eigentliche Handel findet noch, bey der Unbrauchbarkeit der grœssten Flüsse an manchen Orten, in der verhinderten Kommunikation unüberwindliche Schwierigkeiten.

Manche Kantone, wie Bern, unterdrücken und erschweren auch ihren angesehensten Mitbürgern noch absichtlich die Handlung. Dies hat bey diesem Staate in der ganz militærischen Verfassung und der Aristokratie desselben seinen Grund. Man schætzt deswegen die verkehrenden Bürger geringe, und man kennt selbst einige Beyspiele, dass mit grossen im Auslande erworbenen Schætzen zurückkehrende Einwohner nichts weniger als eine günstige Aufnahme daselbst fanden,

und ihre ganze übrige Lebenszeit hindurch von allen œffentlichen Bedienungen ausgeschloſſen blieben. Gleichheit der Vermœgensumſtände beugt allen inneren Zerrüttungen einer regierenden Volksklaſſe am ſicherſten vor.

Sehr lobenswürdig ſind indeſs die Aufmunterungen, welche der auslændiſche Kolonist beſonders in kleinen Stædten zur Vermehrung des Handels erhælt. Die Fremden von Neuchatel und an mehreren Orten haben jedes Vorrecht des Handels, ohne Unterſchied von den Eingebohrnen.

Ein den Wiſſenſchaften und der Erziehung günſtiger Umſtand, welcher allen Staaten eigen iſt, die ein vorzüglicher Patriotismus, Betriebſamkeit und ein gewiſſer Grad von Wohlſtand bezeichnen, ſind endlich die gemeinnützigen Anſtalten zum Wohle des einzelnen Bürgers oder ſeiner Familie. Und hiervon hat die Schweiz betræchtliche Beyſpiele, wovon ich nur hier einige der vornehmſten anführen will. Die Waiſenhæuſer haben hier das Eigene, daſs ſie nicht die ærmſten

Bür-

Bürgerkinder; sondern meistens aus guten bürgerlichen Familien Zœglinge annehmen, die sich für die Beschæftigungen der unteren Volksklassen, wozu man die deutschen Waisen meistentheils erzieht, viel zu gut dünken. Schon dies bürgt für die Auszeichnung derselben durch innere Einrichtung, die den aufgenommen œfters zu viel als zu wenig Bequemlichkeit gestattet.

In Schafhausen ist unter Herrn Ietzlars Aufsicht ein Waisenhaus, das in Rücksicht der Anordnung seines Gleichen sucht. Zürich besonders zeichnet sich durch solche Erziehungsanstalten aus. Die Schule für Landærzte, die Kadettenschule, und besonders die nie genug zu lobende Tichterschule sind in dieser Art Beyspiele.

Das neue Weisenhaus in Bern hat noch vor dem Zürichschen und Schafhausischen beträchtliche Vorzüge. Die Nahrung und Art, die Waisen zu halten, sind so gut als in deutschen bemittelten Bürgerhæusern. So hat auch das Zuchthaus in Bern seit einigen Iahren ansehnliche Verbesserungen erhalten.

Das *politiſche Inſtitut* oder die Erziehungsanſtalt für die Jungen Patrizier in Bern iſt eine der wohlthætigſten Stiftungen. Es wurde am 13ten November 1787 zum erſtenmale eröffnet. Die Kenntniſſe, welche man den Zœglinge beybringen will, ſind nach Maasgabe ihrer Fæhigkeiten auf das genaueſte klaſſifizirt die vorbereitenden ſind Religion, Sprachkunde, Univerſalgeſchichte, Statiſtik, theoretiſche und Moralphiloſophie, und werden in zwey Winterhalbejahren wœchentlich in ſechszehn Stunden gelehrt. Die politiſchen ſind vaterlændiſche Geſchichte, das allgemeine bürgerliche Recht, Politik, Polizey- und Kammeralwiſſenſchaft, nebſt der gerichtlichen Praxis, welche wœchentlich in eilf Stunden vorgetragen werden.

Wenig ſo kleine Lænder haben auch eine ſolche Menge von Geſellſchaften zur Beförderung des vaterlændiſchen Flors. Ieder der verſchiedenen Kantone hat etwas eigenes darin Auſſer der ſchon oben erwæhnten eydgenoſſiſchen Geſellſchaft zu Olten, giebt es noch ſehr viele phyſikaliſche und ſittliche Sozietæten.

Die

Die œkonomiſche Geſellſchaft zu Zürich hat ſich unter allen faſt am vorzüglichſten mit der Aufnahme und Vermehrung gewiſſer Landeserzeugniſſe beſchæftigt; nicht allein theoretiſch die mœgliche Verbeſſerung der Kultur, ſondern um den Fehlern deſto beſſer zu helfen, auch ihren wirklichen Zuſtand ſorgfæltig unterſucht. Sie hat ſelbſt auf einzelne Gemeinden ein wachſames Auge und unterſtüzt ſie in ihren Unternehmungen. Mehrere Arten neuer Früchte ſind durch ſie erſt in Aufnahme gekommen, und die væterlichen Ermahnungen und Warnungen, die ſie ſelbſt an einzelnen Wirthen nicht ſpart, ſind manchem Verderbniſſe entgegengekommen.

Register

zum erſten Theile des erſten Bandes.

Erſtes Kapitel.

Von dem Allgemeinen der Schweiz. S. 3

Allgemeiner Eindruck der Länder 3

Erſter Empfang des Reiſenden in der Schweiz 4

Verſtärkung dieſes erſten Eindruckes 5

Unterſchied der Schweiz und anderer Länder, ſchon an der Grenze bemerkbar 7

Unſere Bekanntſchaft mit dem Lande, und beſonders mit ſeinen Bewohnern 9

Nutzen der Kenntniſs des erſtern 11

Grund des ſchweizeriſchen Karakters 12

Zweytes Kapitel.

Lage, natürliche Beſchaffenheit, Klima, Witterung, Boden, Produkte der Eidgenoſſenſchaft.

Natürliche Lage 13

Grœſse und Grenzen 14

Hœhe des ganzen Landes 15

Erhabenheit der Schweizergebirge 16

Die Menge der Flüſſe ein Beweiſs dafür 17

Klima und Witterung 19

Berg-

Bergluft und ihr Einfluſs S. 20
Beſchaffenheit der Iahrszeiten im Gebirge 22
Beſchaffenheit derſelben in den Thälern 24
Wechſel und Verſchiedenheit der Witterung 25
Mahleriſche Szenen derſelben 28
Von der Witterung abhangende Verſchiedenheit in der Fruchtbarkeit einzelner Kantone 30
Allgemeine Natur des Bodens 31
Anbau, Getraide, Flachs und Hanf 33
Wein 34
Baumfrüchte 36
Graſs und Weide 37
Kræuter und Pflanzen 38
Waldungen 39
Torf 40
Thieriſche Schœpfung. Gemſen 41
Steinbœcke, Bære, Wœlfe 44
Raubvœgel 45
Rindvieh 47
Mineralien. Kryſtall 47
Metalle 50
Mineraliſche Waſſer 52
Brunnen zu St. Moritz. 52
Bad zu Baden 53
Zu Leuk 53
Zu Brieg, Pfeffers etc. 56
Einfluſs der natürlichen Schætze auf die Kultur der Bewohner, Bedürfnisloſigkeit der Aelpler 57
Vermehrter Luxus der Thæler. 59

Drittes Kapitel.

Aeuſſeres der Schweiz.

Vorurtheil gegen ſein Schauerlicherhabenes S. 61
Genuſs des Schweizers 62
Geſtalt des Bodens 62
Die Gletſcher 63
Innere Struktur des Landes und der Einfluſs derſelben auf ſeine Form 67
Hauptgegenſtände der lezteren 67
Eingang in den oberen Theil 68
Das Waatland 70
Der Genferſee 71
Erſter Eindruck deſſelben 72
Natur ſeiner Schœnheit 73
Kultur des Landes um ihn her 74
Allgemeine Anſicht des Waatlandes in ſeiner Nachbarſchaft 75
Genf 76
Vevay 77
Der Gegend vom Kirchhofe 77
Fahrt auf dem Genferſee ſelbſt 78
Mellerie 80
Gegend bey Vevay 81
Clarens 82
Der Bielerſee. Die Petersinſel 83
Der Züricherſee 84
Die Ausſichten der anderen Schweizerſeen 84
Pracht der Strœme und Waſſerfælle 85
Der Rheinfall bey Schafhauſen 86
Vom Züricher Ufer betrachtet 87
Hœhe des Falles 88
Der Staubbach bey Lautterbrunn 89

Der

Der Reichenbach bey Meyeringen S. 91
Die Piſſevache bey St. Maurice 93
Allgemeine Bemerkung 94

Viertes Kapitel.

Von den Schweizergebirgen überhaupt und den Alpen insbeſondere. 195
Einfluſs der Gebirge auf die Geſtalt und Natur eines Landes 96
Abſonderung der Einwohner dadurch 96
Fruchtbarmachung des Bodens 96
Der Iura 97
Hœhe 98
Theile 98
Trockenheit derſelben 100
Die Alpen 100
Eintheilung 101
Verbreitung 102
Benennung 103
Die Tyrenæen, ein Theil von ihnen 104
Ihr Zuſammenhang unter einander 104
Hœhe 106
Berechnung und Meſſung derſelben 106
Ausſicht von ihnen herab 107
Ihre Entſtehung und Natur 109
Grundgebirge 110
Bedeckung mit Schnee und Eis 112
Eintheilung ihrer Lage 113
Vorderalpen 113
Einſchnitte dazwiſchen 116
Mittelalpen 117
Schœnheiten 117

Derſelben. Geſtalt S. 118
der Strœme; und 120
ihr Eindruck 120
Strukrur der Mittelalpen. 121
Ihre Wirkung auf die Winde. 123
Ihre Fruchtbarkeit. Schweizerwirthſchaft. 123
Verfeinerung der Sinne und des Inſtinktes. 126
Wanderungen der Heerden. Wohnung des Aelplers. 127
Das Haus im Thale. 127
Mahleriſche Geſtalt deſſelben. 128
Alphaus. 129
Hütte im Vorberge 129
Sonnenhütten 130
Allgemeine Benutzung des Bodens 131
Heerden. Anſtalten 132
ihrer Sicherheit. 132
Natur des Schweizerviehes 133
Von der ſchœnen Pflanzenſchœpfung abhangende Reinheit der Luft. 135
Vegetation der Mittelalpen überhaupt. 136
Verſtærkung jener durch die Erhœhung von dieſen 136
Vegetabiliſche Produkte ihrer milderen Reiche. 137
Holzarten 139
Geſundbrunnen. Mineralien. Metalle 139
herrſchender Geiſt. Bewohner 140
Beſchæftigungen. Iagd 140
Krankheiten. 141
die Albimos in Chamouni 142
die *hohen Alpen* 143
Hœhe, Umfang, Ausſicht derſelben 143
Anblick 144
Gletſcher 145

Lauinen. Eintheilung der Schneefelder S. 147
Schneebænke 147
Eiswænde 149
Urſprung und allmæhlige Bildung derſelben 149
Gletſchergeblæſe 150
Gefahr bey den Reiſen 151
Anblick eines Schneefeldes 151
Ausbreitung der Eismaſſen. Farbenſchœnheit 152
Zunahme des Eiſes überhaupt 154
Steindæmme von den Gletſchern 157
Felsmaſſen 157
Urſach dieſer Erſcheinung 158
Bewegung der Eismeere 158
Wirkungen derſelben 159
Auszeichnendes derſelben 160
Zuſammenhang der Gletſcher mit den Schneebænken 161
Verſchiedene Arten der Lauinen 162
Sicherheitsregeln dagegen. 164
Zerſpringen von Eisſtücken 166
Fluglauinen 166
Nutzen der Anhæufung des Schnees 167
Entſtehung der Quellen 168
Gletſcherwaſſer. Ein Urſprung der Flüſſe 169
zweyter Urſprung der Flüſſe 170
Hinderniſſe der Ueberſchwemmungen 171
Hinderniſſe der Zunahme der Gletſcher 172
Innerer Erdbrand und Erdbeben 172
Wirkung der Gletſcher auf die Luft 174
Erhabenheit ihres Aeuſsern 176
Oede derſelben 177

Fünftes Kapitel.

Der Montblanc.

Grœsse desselben S. 178
Bourrits vergeblicher Versuch ihn zu besteigen 179
Reise desselben 181
zweiter Versuch 183
Paccard und Balmat besteigen ihn zum erstenmal Reise des Herrn von *Saussüre* 185
Zurückkunft desselben 189
Gipfel des Montblanc 189
Allgemeine Bemerkung 190

Sechstes Kapitel.

Hœhlen, Seen, und Flüsse der Schweiz

Hœhlen 191
Pracht ihres Innern 192
das Mondloch 193
das Wildkirchlein 193
das Zigerloch 195
die Beatenhœhle 195
Krystallsucher 197
Krystall 199
der grosse Kamor 200
der Sandbalm 201
allgemeine Bemerkung hierüber 202
Gewæsser der Schweiz 202
ihr individueller Nutzen 203
grœssere Seen 204

der

der Genferſee S. 205
ſeine Græſse 205
Tiefe 206
Lage 207
Entſtehung 207
Verbindung mit der Rhone 208
Strœmungen im See 209
Hœhe 211
Ebbe und Fluth 211
zufælliges Anwachſen 212
Windſtœſse 212
Temperatur 213
Reichthum an Fiſchen 213
der Züricher See 214
ſein æuſseres 215
Reichthum an Fiſchen 215
der Bodenſee 216
kleinere Seen und allgemeiner Nutzen derſelben Flüſſe 218
der Rhein 219
ſein Lauf von Reichenau bis Rheineck 221
bis Konſtanz 222
übriger Lauf 222
Wildheit derſelben. Cailloux du Rhin-Fiſche 225
die Rhone 226
Ausfluſs derſelben aus dem Genferſee 228
die Reuſs 229
Verbindung derſelben mit den Vierwaldſtætter See 231
die Aar 231
die Limmat 234
der Inn 235
der Teſſin 236
kleinere Flüſſe 238

Register
zum zweyten Theile des erſten Bandes.

Siebentes Kapitel.

Natürlicher Karakter der Schweizer. S. 245

Vorurtheile der Reiſenden über den Karakter eines fremden Volkes 245
Grund davon im Nationalgeſchmack 246
in der wenigern Beſuchung der kleinern Kantone 248
das Auszeichnende des ſchweizeriſchen Kœrperbaues 249
— in den Gebirgsgegenden und Thælern 250
— in den Bewohnern von Wallis 251
— — — des Haslithales 251
eingebildeter Urſprung der leztern 251
Bildung der Bewohner des Waatlandes 252
— — — der Genfer 253
Nationalphyſionomie 254
Nationalgeiſt 255
Quelle aller Volksgeſundheit 256
frœhliche Offenheit der Mædchen 257
Grund derſelben 258
Mæſſigkeit in den Nahrungsmitteln und Vergnügungen 259
iſt eine Tugend der Nothwendigkeit 260
Bau des Landes auf die Einwohner wirkſam 261

auf die Regsamkeit des Geistes S. 261
Naivität der Appenzeller 262
Scharfsinn der Bewohner des Val de Travers 262
die Schweiz begünstigt die Extreme 263
Tapferkeit der Schweizer, ein Produkt des Landes 264
Vaterlandsliebe der allgemeinste Hauptzug im Karakter der Schweizer 265
Lebensweise der Aelpler der ersten Bestimmung des Menschen gemäss 266
Denkmæhler der Thaten der Vorfahren 268
Vergnügungen etc. stehen in Bezug auf Freyheit 269
Vaterlandsliebe eine Folge der Regierungsform 271
ist zuweilen für die innere Ruhe der Staaten gefæhrlich 272
Anhænglichkeit des Volks an Symbole 273
Patriotische Gesellschaft zu Olten 274
Eigenthümlichkeiten im Karakter 276
Einfluss des Handels und Gewerbsfleisses auf die Sittlichkeit 278
Bürgerstolz unterschieden von Nationalpatriotismus 280
besonders in Bern bemerkbar 281

Achtes Kapitel.

Anlage zu den Wissenschaften und Künsten.

Nationalgelehrsamkeit 283
Einfluss der Konstitution der Kantone auf selbige 284

Vorzüge der Zürcher S. 285
Anhänglichkeit der Schweiz am Alten 285
Grœfsere Aufklærung in den Handelsstædten in Genf 286
Kultur der niedern Stænde 288
Gefunder Menfchenverftand gedeihet vorzüglich in der Schweiz 289
Fremde Kriegesdienfte ein Theil der guten Erziehung des Adels in Bern 290
Vorrechte deffelben 291
Gelehrfamkeit fællt dem Mittelftande zu 292
Erziehungsanftalten 292 und 93
Gelehrte, die die Schweiz hervorgebracht 294
Univerfitæten 295
Verfall der Univerfitæt zu Bafel 296
Urfachen derfelben 297
Kenntnifs der Staatsverfaffung 299
Liebe zur deutfchen Litteratur 300
Sprache ein Maafsftab der Kultur 301
Verderbnifs der deutfchen Sprache 301
Patois der abendlændifchen Schweiz 302
Eigentliche Schweizerfprache 303
Energie derfelben 303
Schœne Künfte 304
Erfindung des General Pfyffers 305
Nachahmung des Herrn Exchaquet 306
Malerey wird befœrdert 306
Glasmalerey 307
Kupferftecherkunft 307
Medailleurs 308
Bildhauerey 309
Denkmahl zu Hindelbank 309
Mufik 311
Baukunft 312
Gartenkunft 312

Warum

Warum die Schweiz andern Lændern in Werken des Geschmacks nachsteht S. 313

Neuntes Kapitel.

I. I. Rousseau. 314

Ungemessene Bewunderung schadete seinem œffentlichen Karakter 317
Seine Bekenntnisse 317
Folgen seiner ersten Erziehung 322
Seine angebohrenen Talente 324
Ursachen seiner Schwermuth 326
Sein Aufenthalt auf der St. Petersinsel 328
Seine hæuslichen Verhæltnisse 332
Eingebildete Komplotte gegen ihn 336
Seine wirklichen Verfolgungen 337
Seine natürlichen Anlagen 338
Sein Hang zum weiblichen Geschlechte 338
Seine Selbstsucht 340
Behandlung seiner Kinder 341
Nutzen, den er gestiftet 343
Sein Verdienst dabey 344
Seine Empfindlichkeit eine Folge seiner Erziehung 347
Seine Schwærmereyen 349
Wie seine Iulie entstand 350
Sein Umgang mit der Græfin von H. 357
Sein Aufenthalt beym Marschall von Luxenburg 361

Folgen seiner Erfucht S. 362
Resultat der Untersuchung 363

Zehntes Kapitel.

Wohlstand des Landes. 365

Volksmenge 365
Ursachen der Bevœlkerung 366
in den Handelsstædten 367
Fabrikwesen, eine Ursach der Unfruchtbarkeit der Ehen 368
Wohlhabenheit im Aargau und Emmethale 369
Gleichheit in Bern 370
Die Natur des Landes begünstigt die Fabriken 371
Industrie, ein hervorragender Zug im Karakter der Schweizer 372
Oekonomie 373
Obstertrag 374
Nufswaffer 375
Kirfchwaffer 376
Enzian 377
Wein 377
Küchengewæchfe 378
Wiefenbau 380
Gemeinweiden 382
Bereitung der Kæfe 384
Ziegerkæfe 386
Schabziger 387
Saanenkæfe 387

Griertskæſe S. 387
Emmethalerkæſe 388
Urſerenkæſe 388
Kæſe von Gex 388
Münſterthalenkæſe 389
Abſatz der Kæſe 389
Sonderbarer Gebrauch derſelben 389
Ein Hauptnahrungsmittel der Aelpler 390
Andere Arten des Erwerbs 391
Gemſenjagd 391
Murmelthierjagd 398
Kryſtallſuchen 398
Kennzeichen, nach denen man dabey verfährt 399
In wiefern Religion und Staatsverfaſſung auf Betriebſamkeit Einfluſs haben 400
Wird beſonders durch die italieniſchen Landvogteyen beſtætigt 401
Beweiſe davon 402
Syſtem des Fabrikackerbaues 402
Worin die individuelle Glückſeeligkeit eines Volks beſteht 403
Seine Macht 403
Sein Vermœgen 404
Flachs, ein Hauptprodukt der Schweiz 405
Andere Fabriken 405
Urmacherkunſt 406
Fabriken in Zofingen 407
Wichtigkeit des Fabrikweſens in der Schweiz 408.
Auf die Volksmenge 408
Auf die Kultur einer Provinz 409
Nachtheile des Fabrikweſens 410
wegen Verminderung des Ackerbaues 411
Vermehrung des Luxus 413
Der Folgen einer ſitzenden Lebensart 414

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 5. Z. 14. Gletſchern ſt. Gletſchein.
— 15. — 14. Band *hoher*, ſt. Land *jünger*.
— 31. — 10. *Weiden*, ſt. *Winter*.
— 49. — 3. v. u. lepontiniſchen, ſt lehontiniſchen.
— — — 2. rhætiſchen, ſt. chætiſchen.
— 105. — 16. Chablais, ſt. Chabtais.
— — — 2. v. u. Laniſer, ſt. Laniſer.
— 145. — 7. *Maſſen*, ſt. *Waſſer*.
— 177. — 17. Weltentrümmer, ſt. Weltenkrümme.

Die in dieſem erſten Bande befindlichen Kupfer und Vignetten ſtellen vor:

Das Portrait des Herrn Verfaſſers, in 8v.

Auf dem Titel des erſten Theiles:

Die Gegend von Genf mit einem Theile des Genferſees.

Am Ende deſſelben;

Ein Eisfeld in Wallis.

Auf dem Titel des zweyten Theiles:

Wilhelm Tell reicht der Schweiz, (die auf einem kryſtallenen Thron ſitzt, und einem Fruchthorn in Arme hält,) den vom Kopf ſeines Sohnes herabgeſchoſſenen Apfel. An den Seiten die Symbole des Schweizerkarakters, ihrer Sitten, Lebensweiſe und Betriebſamkeit.